

**Die Chronik  
vom köstlichen Leben**



BENNO LUDWIG MANNS

Die Chronik  
vom köstlichen Leben

---

Im Vieweg-Verlag

**Einband und Umschlag von Ernst Böhm, Berlin**

**Copyright 1941 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig**

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1941

**Alle Rechte vorbehalten**

ISBN 978-3-322-96168-6      ISBN 978-3-322-96306-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-96306-2

Vorklang, ehe Glocken und Schellen läuten	7
Die Fahrt zum Holtenhaff	11
Die Schelmenhalle	64
Der Ritter vom Schlagbaum	118
Der komische Kosmos	183
Das Nippenauer Glockenspiel	225
Ausklang	261

---

## Vorlang, ehe Glocken und Schellen läuten

---

Als Balthasar Lönebartel die Nippenauer Chronik entdeckte, war er noch jung an Jahren, aber schon ein Gelehrter von Ruf, weil er alte Handschriften aufspürte wie der Brunnenbauer die Quellen in der Tiefe und sich auf die Kunst verstand, sie klug zu deuten.

Nach dem verschollenen Buch der Nippenauer hatte er trotzdem lange suchen müssen, weil ihre Stadt am Soltenhaff seit Jahrzehnten geräumt war. Diese alte Heimstätte unentwegter Lebensfreude stand auf brüchigem Grund, und schon geraume Zeit wagte sich außer dem jungen Gelehrten keine Menschenseele mehr hinein, noch nicht einmal der Leibkutscher des Herzogs von Morung, der ihn hinfuhr.

Die Nippenauer waren ein Stamm der Morunger. Vor einem Menschenalter waren sie in die alte Heimat zurückgekehrt. Lönebartels Väter zählten zu den Urfassen, die vor einem Jahrtausend jene Siedlung am Soltenhaff begonnen hatten, und da ihm Elte Dietmar, sein Herzog und Herr, die Reise gebot, verpfändete er für die Auffindung der Chronik seine Ehre.

Er entdeckte die Handschrift erst auf seiner neunten Fahrt, die er trotz der bisherigen Fehlschläge nicht weniger zuversichtlich antreten hatte als die acht zuvor. Denn war er seines Zeichens auch Doktor und Professor, dazu Buchwart des herzoglichen Hauses und Lehrer an der Morunger Hochschule, so war doch kein Winkel seiner Seele verstaubt und kein Fältchen verknochert. Er zeigte der Welt,

daß man gelehrt und trotzdem ein Springinsfeld und Draufgänger sein kann, der nichts und niemand fürchtet außer den Mißerfolg.

Sein Kutscher sah das Glück erst, wenn die Pferde trabten, aber so recht von Herzen nur, wenn ihr blank gestriegeltes Fell in Sommer-sonne blinkte und die Felder so trüchtig waren, daß ihm die Lebensfreude auf den Kutschbock sprang, er frohgemut zum Horn griff, das er zu meistern verstand wie ein zünftiger Postillon, und die Kunde von seinem Behagen schmetternd in die Welt blies.

Auch er war ein Mann aus Nippenauer Blut.

Die Fahrt war weit. Die beiden hatten aber Zehrung genug und konnten unterwegs in sauberen Herbergen nächtigen, so daß die Reise nie beschwerlich wurde.

Desto mühseliger war Lönebartels Arbeit in der verlassenen Stadt.

In Straßen und Gassen, Palästen und Häusern lauerten Gefahren und Tücken. Schon war er fast des Suchens müde, da entdeckte er hinter dem Wandgetäfel der Katsherrenstube in einem Schrein den Bericht eines Katsherrn über die letzten Stunden des vielgerühmten Stadtschreibers Dieter Trumm.

Dieser Fund bewog ihn, auch im Katsweinkeller Nachschau zu halten, und wie durch ein Wunder fand er dort unten das seit einem Menschenalter verschollene Buch hinter einem stubenhohen Weinfäß. Die Dauben hingen locker in den Keifen, und so drang die Sonne, wenn sie durch die Kellerfenster schien, bis in den Winkel zwischen faß und Wand.

Sorgliche Hände hatten den Lederband in Widderfelle gehüllt, und auf ein Pergamentblatt am Vlies hatte eine ältere Manneshand geschrieben:

„Ich, der Endesunterfertigte Stadtschreiber, habe die Chronik der Stadt Nippenau, alldieweil die bößwilligen und schandbaaren Bauzenburger anitzo gegen die Nippenauer mit den räuberischen Jethingern zu Felde zeuchen, in einem Winkel verborgen, wo niemand sie wird vermuthen können, nämlich in

einem Mauergeläß hinter dem Salbfuderfasse im Kathswinkelkeller.

Wie auch Stadtschreiber früherer Zeitenläufte pflagen, habe ich im Laufe meiner Amtsjahre die principalen Ereignisse und Merkwürdigkeiten der Nippenauer Historia in dieser Chronik aufgezeichnet, indeß auch Verlorenes erforschet und getreusamb nachgetragen.

Die Bauzenburger wollen der Chronik habhaft werden, weil diese nothgedrungen auch eine Historia der Bauzenburger darstellt, und wollen sie zerstören, um auf solche Art ihre volkliche Schande auszumertzen und zu Nichte zu machen.

Dem Buche habe ich ein härenes Wämslein gegeben, sintemal zu befürchten ist, daß es in dem Verstecke länger wird verharren müssen. Möge das gute Faß die Chronik wol behüten!

Ich selber werde, so meine Ahnung nit wie ein Bauzenburger lüget, die schöne Erde bald verlassen müssen, auf der ich trotz der Fährnisse und Nöthe, welche sie mir wie allen Menschen bescheeret hat, so recht von Herzen gern geleet habe. Dieter Trumm, Stadtschreiber zu Nippenau." — —

Hätte sich dieser Aktenvermerk nicht in dem gleichen Versteck befunden wie die Chronik, wäre Dieter Trumm, wie schon Lönebartel launig geschrieben hat, kein richtiger Nippenauer gewesen.

Das hat jedoch einen tiefen Sinn. Die Chronik zeigt ihn auf.

Wie aus den Jahrbüchern des Herzoglich Morungischen Hauses hervorgeht, haben die Nippenauer kurz vor ihrem Abzug die Bauzenburger, unentwegte Landstörzer und Ränkeschmiede, mitsamt den Zethingern vernichtend geschlagen.

Es war ein schweres Abschiednehmen, als es nun ans Wandern ging, aber nippenauisch verschönt durch die Vorfreude auf die alte Heimat.

Alle bewegliche Habe nahmen sie mit, nicht zuletzt ihren Frohsinn, den ihnen auch das Meer nicht rauben konnte.

Ihre Chronik aber verscholl. Die fand nach der Räumung noch nicht einmal ein Bauzenburger.

Lönebartel konnte ihre Schrift nicht ohne weiteres entziffern. Zwischen Pergamenten und Büttenblättern befanden sich auch verschwommene Palimpseste, und viele Schriftzüge waren bereits verwittert.

Trotzdem gelang in einer Reihe von Jahren die Übertragung einzelner Abschnitte. Leider wurde die Arbeit nicht vollendet.

Die Jahrbücher des herzoglichen Hauses berichten nur über die Stadt und Lönebartels Fahrten, aber nichts über das Ergebnis seiner Arbeit; und weil an einer Zeitwende die Herzöge das Zepter aus der Hand legten und wieder ihre Felder bestellten wie einst die ersten ihres Geschlechts, wurde die Chronik in einer Bücherei vergraben und vergessen.

An die hundert Jahre später wird es gewesen sein, als ein junger Dichtersmann auf Wanderfahrt bei einem Nachkommen der Morunger Herzöge einkehrte, wo ihm die Übertragung Balthasar Lönebartels in die Hand fiel. Bot sie auch nur Einblicke in die frohe Welt der glückhaften Stadt und ihres Landes ringsum, manches sprudelte doch wie unversieglige Brunnen und erfüllte ihn tief.

Als er Jahre danach in einer Sehnsucht nach Freude einige ihrer Geschichten niederschrieb, war ihm, als blättere er in seinem eigenen Lebensbuch und habe Seiten aufgeschlagen, auf die gerade der junge Schein der alten Sonne fiel.

Den Frohsinn der Chronik streut er aus wie Saat über Äcker, weil er das Leben liebt wie der Stadtschreiber Dieter Trumm.

---

## Die Fahrt zum Holtenhaff

---

Über Nippenau am Holtenhaff, seine Stammesverbundenheit mit der südlich gelegenen Urheimat Morung und den Widerstreit zwischen den Nippenauern und den nordwärts eingedrungenen Klingenfördern sowie den Bauzenburgern im Westen, erstattete Balthasar Lönebartel einen Bericht für die Jahrbücher des herzoglichen Hauses:

Ein fröhliches Volk baute eine fröhliche Stadt und nannte sie Nippenau.

Nicht nur heitere Wohnstätten mit buntem Fachwerk, auch ernste Steinbauten sahen aus, als warteten sie nur auf Tanzmusik, um alsbald die Sockel wie Füße zu heben.

Gebogene Stäbe über Pfeilern und Pfosten waren wie Arme, die unter gelösten Händen wiegend über dem Scheitel schwingen, und in steinernen Säulenwäldern schien ein tanzender Wind durch die gemeißelten Blätter zu rauschen.

Über den Säulen schloß sich der Schwung in Rundgewölben und Spitzbögen, weil der Tanz nicht dem Himmel, sondern der Erde und ihren Menschen gehören sollte.

Aber in die Mittelräume traulicher Wohnstätten hatte lebensfrohes Behagen zierliche Höfe gebaut, in die der Himmel wie in deckenlose Stuben hineinsah.

Sier schwang kein Keigen. Sier wohnte der Friede.

Der Estrich im Hof war mit Fliesen belegt. In der Mitte plätscherte ein Röhrenbrunnen, und an den vier Hauswänden dicht

über dem Erdgeschoß führte rundum mit einer Treppe zum Hof ein überdachter Laufsteg, der sich mit farbigen Blumenkästen auf der Brüstung ausnahm wie ein Wehrgang gegen die schlechte Laune.

Wer hier den Zauber heller Sommernächte trank, fühlte sich aus der Enge des Alltags in Sternenweiten gehoben, in die mit unerschütterlichem Ernst aber nur die Türme wiesen.

Die Häuser zwinkerten schon lustig mit den Fensteraugen, wenn sie in der Sonne blinkten; und auf Torbeshlägen hatte Schmiedekunst, auf den Balken im Fachwerk urwüchsig Schnitzkunst Figuren geschaffen, die in ihrem ergötzlichen Gebahren den Beschauer ermahnten, nichts auf der Welt so ernst zu nehmen wie die Freude.

Es war, als fliege die Beschwingtheit dieser Stadt an den Giebelfeldern bis zum Scheitel der steilen Dächer hinauf, und die frohe Laune schriebe wie auf Notenlinien Tanzmusik ins Gebälk.

Erhaben und ernst wie Türme verharrten in steinerner Würde die Amtsgebäude. Durch unverzierte Flächen und schlichte Linienführung sollten sie an die Weihe amtlicher Handlungen gemahnen, die in den Hallen, Sälen und Stuben vollzogen wurden, und die nüchternen Schwere breiter Treppen sollte muntere Füße zu andächtigen Schritten zwingen. Aber die Standbilder an den Fassaden und Ecken deuteten mit verstohlenem Schmunzeln auf all den Ernst: Menschlein, fürchte dich nicht! Klopfe auf die Tasche, auch wenn sie leer ist, und frage jauchzend: Was kostet die Welt?! — —

Viele Zeitalter mögen es gewesen sein, deren Eigenart in Gebäuden weiterlebte, aber die Tippenauer oder doch ihre Stadtschreiber haben nur drei unterschieden, das der Volkskindheit und seiner schnurrigen Streiche, sodann ein Zeitalter, in dem sie ein großer Denker lehrte, im Kosmos die Komik zu finden, und erst zu guter Letzt die Lebensreife im Zeitalter eines die Welt besiegenden Humors.

Das waren nicht Stufen einer Entwicklung, waren treibende Wellen, die ineinander übergingen und weiterflossen bis zum Überfluß.

Die ältesten Bauten waren schon ein wenig gebeugt und standen da, als hätten sie die Hände in den Hosentaschen und die Mütze auf dem Ohr, waren aber noch längst nicht gebrechlich und hatten sich auch nie an andere angelehnt oder sich stützen lassen. Kluge Baukunst hatte schon in den frühesten Gründungsjahren jedes Haus in einen Garten gestellt.

So schien die Sonne in jede Heimstatt.

Irgendwie führten alle Straßen zu Grünflächen und Parkanlagen, und am Wall sprühten in hellen Sommernächten über Silberkies und Rasen Scharen von Johanniskäfern, schön wie die Lampe im Heim.

Es war ein Leuchten in der ganzen Stadt.

Sie lag nahe am Meer im oberen Winkel des Holtenhaffs, einer langgestreckten Küstenbucht, in welche unterhalb der Stadt die Nippe mündete. Die kam aus Moor und Heide von südlichem Hochland.

Wollten die Nippenauer aufs Meer, aus dem sie jahrhundertlang ihren Reichtum schöpften, fuhren sie in westlicher Richtung das Haff hinab bis zum Bauzentor an der Bauzermündung und von dort nordwärts in eine zweite Bucht, die von einem steilen Küstenvorsprung und der Wittuner Vehrung gebildet wurde, einer Landzunge zwischen Haff und Meer.

Von hoher See aus war noch nicht einmal die vordere Bucht zu erblicken, weil eine stattliche Zahl von Schären vorgelagert war. So blieb Nippenau durch Menschenalter unangefochten von Kriegsvolk und Raubgesindel. Hinter den unwirtlichen Kleininseln vermutete niemand eine reiche Stadt.

Zu Kämpfen und Scharmützeln kam es nur zeitweilig jenseits der Schären vor der Insel Westeroog. In die hatte zwar noch kein Siedlerspaten gestochen, aber die Nippenauer fuhren oft hinüber, ankerten in Buchten und beschickten einen Küstenstrich mit allerlei Frachtgut.

Wurden sie dabei von Seeräubern erspäht, blieb der Kampf nicht aus. Das Gefindel witterte Gold.

Sie hatten aber auf Westeroog nur Tonnen lagern, und was sie an feinen Gestaden fingen, war damals noch kein weitbegehrtes Jagdwild. Es waren Seringe.

Wirtschaftlich konnten auch die Nippenauer ihre Beute erst auswerten, als sie lernten, aus Meerwasser Salz zu gewinnen. Von da an münzten sie die silbernen Fische zu Gold um. Immer kostbarer wurde ihre Stadt und immer festhafter das Glück.

Nur dieses Verborgensein hinter Schären und Buchten machte es begreiflich, daß die streitbaren Nippenauer das Vorland an der See mit Ausnahme einiger Bollwehren auf der Wittuner Nehrung unbefestigt ließen. Außenwerke, besonders auf der Steilküste, hätten begehrlisches Fremdvolk herbeigelockt. Sie verriegelten nur das Hauzentor. Auch lag die Steilküste im Norden so fern, daß eine unmittelbare Bedrohung der stark bewehrten Stadt nicht zu befürchten war.

Doch rollendes Gold flingt weit. Es blieb nicht aus, daß die Nippenauer diese Unterlassung büßen mußten. Wenigstens meinten damals die Morunger, aus deren Blut sie stammten, kein Feind hätte diese obere Küste besetzen können, wäre sie auch nur annähernd so bewehrt gewesen wie die Stadt. Aber wer konnte ermessen, ob dann das Glück im Winkel so lange gedauert hätte!

Dem Unwiederbringlichen nachzusinnen, dazu waren die Nippenauer zu klug; und für langes Trauern erschien ihnen das Leben zu kurz.

Man weiß nicht recht, ob Nippenau den Sering oder der Sering Nippenau entdeckt hat. Ein Stadtschreiber hatte es vom Hörensagen, einmal wäre ein Schwarm diesseits Westeroog abgedrängt und ins Soltenhaff verschlagen worden, wo er bis vor die Tore Nippenaus

hätte schwimmen können, weil die See, besonders bei Nordsturm, viel Salzwasser ins Gaff trieb.

Dagegen weiß man mit Bestimmtheit, daß Nippenau nicht das Salz, vielmehr das Salz Nippenau entdeckt hat, allerdings nicht das Klärsalz aus der See, sondern das Steinsalz aus den Morunger Bergwerken.

Von jeher waren die Morunger ein schwerblütiges Volk gewesen. In zäher Ausdauer hatten sie ihrem ertragarmen Boden durch Auftorfen der Moore Ergiebigkeit abgerungen. Das war ein harter Kampf gewesen. Stück um Stück mußte der Torf durch Sandstich beseitigt werden, bis Fehnboden bloßlag. Hochmoor war nur für die Viehzucht günstig.

Dieses einsame Kämpfen machte ernst und wirkte sich durch Jahrhunderte aus.

Nun sollte einer der Stämme, der auf einem besonders karglichen Gebietsteil hatte siedeln müssen, nach alter Väterfage die Geduld verloren, die Spaten geschultert und Morung verlassen haben.

Das war länger her als man zählen konnte. Auch wußte niemand, wohin er gezogen war. Man sagte, nordwärts. Zudem sollte er auf einem Fluß gefahren sein, den kein Morunger kannte.

Manchmal auch erzählten fahrende Händler von einer mächtigen Stadt am Meer, die eine Gemeinschaft des Frohsinns wäre, Nippenau heiße und die Morunger als Jünger ersehne, weil auf deren Äckern jetzt vieles wachse, aber immer noch keine Freude.

Nun, Sagen gab es wie Waldbeeren. Wer hört nicht gern von einer frohen Stadt und träumt von Freude!

Im Lande Morung fehlten die frohen Städte. Es hatte auch keine Dörfer, in denen die Freude ausgelassen um Brunnen und Linden tanzte.

Bei alledem hieß die Hauptstadt Lustringen, und man sagte, sie stände auf dem gleichen Stück Erde, das vor Jahrhunderten die Nippenauer verlassen hätten. Vor ihrer Abwanderung sollten sie

gesagt haben, hier müßte eine Stadt erstehen, und weil in Morung keine Freude wachse, müßte sie Lustringen heißen.

Sie lag in einem Hügelgelände. Ehe es bebaut worden war, hatte es ausgesehen, als wäre in langen Wogenschlägen ein Meer erstarrt; und einstiger Meergrund wird es wohl gewesen sein, verlassen von der gleichen See, die später wieder um ein Teilchen zurückflutete und die ausgewanderten Nippenauer zur Heimkehr nach Morung zwang.

Unter diesen Hügeln fanden die Morunger Salz.

Die Nippenauer waren bisher mit ihrem Klärsalz gut zuwege gekommen. Machte es auch Mühe, immer wieder Meerwasser abzuleiten und seine Verdunstung zu überwachen, und war der Ertrag auch spärlich, die Fische hielten sich, mit Meersalz eingelegt, schmackhafter als in Stein- und Siedesalz. Es war, wie die Nippenauer sagten, ein Stück Heimat für sie, aber zur Vertonnung von Großfängen reichte es nicht aus.

Als nun Morung, ohne daß Nippenau viel davon wußte, plötzlich Steinsalz förderte, da war es doch, als hätte den beiden zu einem ewigen Bund nur die richtige Würze gefehlt.

Anfangs ist allerdings ihre Freundschaft versalzen gewesen. Das hat sie jedoch erst richtig haltbar gemacht.

Schon bevor die Morunger diese Erbschätze entdeckten, schoben sie ihre Siedlungen immer weiter nach Norden vor. Dabei stießen sie in vorgelagerten Höhenzügen auf einen kräftigen Quell, der seine Wasser nordwärts trieb. Er sprudelte, als pries er das Leben.

Als Bach war er schon an der Bergsohle so breit, daß man in der Ferne einen Fluß, vielleicht sogar einen Strom vermuten durfte.

Die Morunger ahnten noch nicht, daß sie an der Quelle der Nippe standen.

Eigentlich hätte sie der Quell an die Sage gemahnen müssen, wie der auswandernde Stamm auf unbekannter Wasserstraße gut Glücks

dem Meere zuzuhr. Aber sie begehrten damals noch nicht Nippenau, sondern Absatzgebiete für Salz.

Führen, wie man erzählte, jene Auswanderer auf breiten Flößen in die Welt, so bauten nun die Morunger in der Talmulde ein Kuder-schiff, bemannten und bestückten es und verfrachteten ihre erste Salz-ladung flußab; gleichgültig, wohin.

Wagemutig wie sie waren, fürchteten sie nichts und niemand.

Flußauf, meinten sie, werde man wohl das Kudern lernen müssen. Flußab ging die Fahrt beinahe von selbst. Wurden sie abgetrieben, stachen sie sich mit Stangen wieder vom Ufer.

Die Fahrt war lang und führte durch ödes Flachland.

Nach einer Reihe von Tagen erblickten sie eine große Stadt, freuten sich indessen weniger über ihre Schönheit als ihren Umfang. Da gingen viele Ladungen Salz hinein!

Immerhin mußte man tasten, ehe man zugriff. Statt anzulegen, warfen die Morunger Anker.

Sofort riefen Wächter vom Kai, das Fremdvolk da drüben solle sich mit seiner lächerlichen Kutsche nur schleunigst davonmachen, an-sonsten werde ihm ein Leck in den Schiffbauch geschlagen und die drollige Besatzung ersäuft. Man könne jedoch das putzige Schiffchen auch in die Tasche stecken und die Mannschaft darin verhungern lassen.

Mundfaul waren die Morunger auch nicht. Zwar hätten sie nun melden können, was sie vorhatten; aber reizte man sie, brachen sie los wie ein Wildbach und führten grobes Geschütt im Gefälle. Sie schrien zurück, das Volk in dem rückständigen Krähenneß hätte wohl lange keine Faust auf dem Lästernaul gespürt. Dem könne abge-holfen werden. Man brauche nur herüberzukommen.

Das sollten die Morunger nicht zweimal sagen. Nippenauer Kuderfahrer umringten das Schiff, warfen Entershaken, hingen plötz-lich an den Bordwänden und sprangen wie Katzen über die Keling.

Schon war man aneinander, da merkten Morung und Nippenau, was ihnen bisher vor lauter Grimm entgangen war, daß alle an Bord in gleicher Sprache schimpften.

„Wer seid ihr eigentlich?“ fauchten die Morunger.

„Sie gut Nippenau!“ grollte die Antwort.

„Saltet ein! Wir sind Morunger! – Seide, Seu und Haberstroh!“

Fast hätten sie alle vor Staunen die gemeinsame Sprache verloren.

Erst stammelten die Nippenauer noch erschüttert ihren gemütvollen Fluch „Prise, Pott und Pökel!“, dann ließen sie die Waffen sinken, umarmten die Morunger und weinten vor Freude.

Die Morunger auch.

So kam das Morunger Salz die Nippe herab und entdeckte Nippenau und die erste Ladung Nippenauer Freude ruderte flußauf nach Morung.

### „Prise, Pott und Pökel!“

Unter Prise verstanden die Nippenauer dreierlei: die Beute im Seekrieg, den Ertrag im Seringskrieg und eine Nase voll Schnupftabak; doch schnupften nur die Schifferknechte, ein angeheuertes Fremdvolk.

In Freizeiten gingen auch die in Samt und Seide. Wo Tonnen rollten, da rollten auch Dukaten.

Besonders um den Laurentiustag im Erntemonat zogen an den Gestaden Millionenschwärme Seringe vorüber, so dicht gedrängt, daß lotrecht geschleuderte Ruderstangen über dem Wasser standen, als wären sie in den Grund gerammt.

Nachdem die Nippenauer auch Großfänge vertonnen konnten, hatten sie einen Teil der Küste auf der Insel Westeroog mit Holzhallen versehen. Unter deren Bohlendächern wurden die Tonnen verstaut, die Jahr für Jahr unter den fleißigen Sämmern der Nippe-

nauer Böttcher entstanden, und die Schifferknechte trugen in Mulden das Salz hinüber.

Reiche Ernte war das und jahrelang unbestritten, bis — Preise, Pott und Pökel! — eines Tags über den Kliffen der Steilküste im Norden und in der Bucht vor dem Bauzentor nicht lange vor dem Laurentiustag fremdes Kriegsvolk erschien und Waffen blitzen ließ, als sollte es einschlagen.

Die Bucht war mit gewaltigen Seglern gespickt, und die Absicht der Feinde, den Nippenauern für alle Zeiten die Ausfahrt zu versperren, war so deutlich zu sehen wie das Takelwerk der Schiffe.

Nippenauer Wächter auf der Wittuner Nehrung hatten zur Nacht ein Knattern und Knirschen gehört, als würden Segel gereißt und Klippen geschrammt. Sehen konnten sie nichts. Das Wetter war diesig. Auf eilenden Hufen ritten sie zum Bauzentor, koppelten die Pferde und erwarteten hinter Büschen und Gestrüpp den Morgen.

Kaum hatten sie im ersten Frühlicht die Umrisse fremder Schiffe erspäht, ritten sie heim, schneller als die Sonne.

Zwei Tage später erschien mit einem Fähnlein Gewappneter ein Botschafter vor der Stadt, heischte Einlaß, durchritt gebieterisch die Straßen und kündete dem Hohen Kate, sein Volk, die Klingenförder, hätte von der Vorderbucht und der Steilküste Besitz ergriffen und beanspruchte außerdem die Wittuner Nehrung. Dort seien die Nippenauer Bollwerke unverzüglich zu schleifen. Es wäre ja nur eine Sandvoll. Wie schon der Name verrate, hätten die Klingenförder auch früher an einer Bucht gefessen. Sie würden nun eine Stadt bauen und aus der Vorbucht einen Hafen machen, der Klingenförder förde heiße. Das möge lächerlich klingen, wäre aber trotzdem eine ernste Sache. Durch den Hafen komme nämlich von nun an ungerupft keine Möve, geschweige ein Nippenauer. Das möchten sich die Bürger hier gesagt sein lassen. Sollten sie einen, wenn auch nur schüchternen Versuch machen, auf gewohnte Art in See zu stechen,

würde ihre Stadt unter eisernen Handschuhen zu Staub zerrieben. Schlicht gemeldet und gut verbrieft!

Ohne ihnen ein Leid zu tun, steckten die Nippenauer den Botschafter und sein Fähnlein erst einmal säuberlich hinter Schloß und Kiegel, versorgten sie gut, weil sie nur ihre Pflicht getan hatten, und verpflegten die Pferde. Dann bestückten sie, soweit es nicht bereits geschehen war, ihre Schiffe und segelten, als hätten sie von Klingenförde noch kein Sterbenswörtchen gehört, mit fröhlichen Fahrtenliedern der Bucht zu.

Mächtige Schwimmkästen hatten das Bauzentor abgeriegelt, zeigten Breitseite und auf Deck Scharen von Kriegerern, das Schwert auf den Boden gestützt, die Hände um den Knauf und schweigend wie die Holzfragen unter dem Bugspriet.

Man mußte es den Klingenförderern lassen: das machte Eindruck!

Durch einen Sprechtrichter bleffte ein Dolmetsch herüber: „Zurück! Sie Klingenförde!“

Serrische Antwort der Nippenauer: „Räumt die Bucht! Sie Nippenau!“

Das schien da drüben nur der Dolmetsch zu verstehen. Man mußte deutlicher werden.

Ehe die Eindringlinge sich's versahen, hingen an ihren Bordwänden Nippenauer Sturmtrupps, schwangen sich über die Keling und schlugen los. Die Klingenförder ernteten Siebe, ohne welche gesät zu haben.

Nicht lange so. Auch sie waren verwegen und zäh. Indessen stürmten auf der Nippenauer Seite unerwartet starke Aufgebote nach, und der Angriff war so ungestüm, daß die Klingenförder ihre schwere Not hatten.

Lecke wurden geschlagen, Trossen gekappt, Brandfackeln geschleudert und schon ging der Seckbau des Klingenförder Leitschiffs in Flammen auf, da schmetterten Fanfaren über die Wehrung.

Der Morunger Schlachtrupf! Reiterescharen auf den Dünen!

Jäh stockte der Kampf. Unschlüssig standen Klingenförder wie Nippenauer.

Der damalige Herzog, eine ganz andere Natur als Jahrhunderte später Elte Dietmar, der Herzog Balthasar Lönebartels, hatte von den Plänen der Klingenförder schon Wind bekommen, ehe ihr Botschafter vor Nippenau erschien.

Nun ließ er absitzen und Klingenförde melden, Tausende von Reitern wären hinter ihm, und alle verstanden es, ohne Roß über die Keling zu reiten.

Waren die Nippenauer nicht tief bewegt? —

Mit nichten! Geslucht haben sie, weil sie wußten, daß da kein Nippenauer Sieg, sondern ein zahmer Vertrag über die Nehrung geritten war.

Und richtig, zwei Tage später hieß es: Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben! — Inzwischen war Waffenstillstand gewesen.

Die Klingenförder verpflichteten sich, nur die Steilküste im Norden mit einem nach Süden gestreckten Hinterland zu beanspruchen, dessen Markstein auf halbem Wege zwischen Klingenförde und Nippenau stand. Weiter erklärten sie sich bereit, die Nehrung mitsamt den Bollwerken nicht anzutasten und in der Klingenförder Förde, wie die äußere Bucht nun heißen sollte, vor und nach ihrem Ausbau zum Safen den Nippenauern und Morungern dieselben Rechte einzuräumen wie sich selbst. Dafür beteiligte Nippenau die Klingenförder unter gleichzeitiger Zulassung zum Westerooger Wirtschaftsraum am Fischfang. Was Morung betraf, so übte es den Fang nicht aus, schon weil es zu weite Fahrt hatte, erhielt aber den dritten Teil des Ertrags, lieferte Salz dafür und besorgte die Tonnenverfrachtung ins Hinterland. Fahrzeuge und Mannschaften wurden von Klingenförde und Nippenau zu gleichen Teilen gestellt. Außerdem beschiedte Nippenau gegen gesonderte Zahlung Klingenförde mit Netzen, Mulden, Tonnen und Zubehör.

Die Nippenauer meinten, ein solcher Pakt könne sich sehen lassen, allerdings nur in Morung; und so war es ja auch.

Einen heiligen Zorn hatten sie auf den Herzog, wandten ihm den Rücken und fuhren erbozt das Saff hinauf.

Ohne Abschied?

Nun, sie hatten ihn ja auch nicht willkommen geheißen!

Trotzdem hatte der Herzog seine Freude daran, wie gut diesen lebensfrohen Menschen auch der Zorn zu Gesicht stand. Sie waren wohl doch aus Morunger Blut, wenn es auch immer wieder hieß, das wäre ein Märchen!

Lange grollten die Nippenauer nicht. Sie hatten schon damals ein kluges Wissen um die Welt, und ihre Spruchweisheit lehrte:

Es gibt auf der Erde kein härteres Joch als das törichte Jammern: Oh, hätte ich doch!

Das war nicht Kleinmut und Verzicht, war Überwindung und Aufstieg.

Was die Klingenförder betrifft, so hatten sie sich dem Gebote der Morunger mit dem gleichen Mißvergnügen unterworfen und fügten sich nur, weil die Schiffe ihre einzige Festung waren.

Sie haben aber auch später nicht an dem Pakt gerüttelt. Als Mächte waren Morung und Nippenau nicht zu schlagen und wirtschaftlich waren sie unentbehrlich.

Überdies entwickelte sich das Küstenstück, auf dem sich bald die Stadt und Festung Klingenförde erhob, zu einer überraschend bösen Wetterecke. Keine Saat gedieh. Das Getreide legte sich schon müde zu Boden, wenn es kaum die Nase über den Rasen hob. Die Stauden am Rand wurden umgeblasen und das Nutzholz verbogen, daß man keine einzige Daube herauschneiden konnte.

Nun hätten die Klingenförder ihren Bedarf an Brot und Feldfrüchten woanders decken können, aber hier spielten die Nippenauer die Handwerkerkunst ihrer Böttcher, Seiler und Netzmacher aus und machten den Warenbezug aus Böttcherstraße und Keeperbahn

von der gleichzeitigen Abnahme landwirtschaftlicher Erzeugnisse abhängig. So dienten sie ihren Leischaften wie der Stadt. Außerdem waren sie flug genug, den befreundeten Feind auf der Küste nur mit Fertigwaren zu beliefern, damit es ihm nicht gelang, eigene Gewerbe heranzubilden.

Bei alledem haben die drei Mächte über ein Jahrhundert einträchtig miteinander gewirtschaftet. Kampf tat nicht not. Die Beute, die übers Meer kam, reichte für drei, war übergroß und hätte auch noch ein viertes Volk sattmachen können.

Einer der vielen Stadtschreiber, die im Laufe der Nippenauer Geschichte an der Chronik gearbeitet haben, hat sich auch mit Etymologie befaßt und vermutet, daß die Bauze, bevor an ihrer Mündung Bauzenburg entstand, so wenig einen Namen gehabt habe wie die Nippe vor der Erbauung Nippenaus.

Die Nippenauer hätten, ehe sie ans Saff zogen, ganz anders geheißen und wären auf ihren jetzigen Namen erst verfallen, als sie am Meer die Nippflut kennenlernten, den Gezeitenstand zwischen Hochflut und Ebbe.

Der Ausgleich zwischen Gegensätzen erschien ihnen von früh an als Lebensnotwendigkeit. Er wandte die Not.

Nicht, daß sie die Hochflut gemieden hätten! Sie liebten den Überschwang mehr als andere Völker. Nicht, daß sie wähten, sie könnten jeder Ebbe entgehen! Dann wäre das Leben kein Meer. Aber der Hochflut trotzen und die Ebbe überdauern, als ob man auf ewiger Nippflut wäre, das war die Grundfeste ihrer sittlichen Gesinnung.

Bauze und Bauzenburg, behauptete jener Stadtschreiber weiter, seien vom Volksnamen der zugewanderten Bauzen hergeleitet, und Bauze bedeute Kabauz.

Gekommen waren die Bauzenburger wie ein Rudel aus dem Urwald und bewaffnet bis an die Zähne. Schon der Sosenmatz schleppte ein Stoßeisen mit sich herum.

Pferde, Nutzvieh, Sunde, Wagen, Geräte brachten sie mit und besetzten auf beiden Ufern der Bauze herrenloses Flachland.

Als sie merkten, daß ihre Wagenburgen umspürt wurden, schickten sie noch vor dem ersten Spatenstich Botschaften nach Klingenförde und Nippenau und ließen sagen, man solle keine Bedenken haben. Sie wären ein friedliches Girtenvolk, wollten Viehzucht treiben, daneben Ackerbau und später ein wenig Sandel flußaufwärts. Von Seefahrt verstanden sie nichts, und fischen würden sie nie, wenigstens nicht auf hoher See. Eine melkende Kuh sei ihnen lieber als hundert Tonnen Seringe, und das Ei, das ein Bauzenburger Suhm lege, gelte ihnen mehr als die Eier von hundert Kognern. Höchstens würden sie einmal eine Keuse stellen oder eine Angel w ften.

Auf der Welt ist kein Ding unmöglich und so ist es auch nicht ausgeschlossen, daß die Bauzenburger ihrer damaligen Absichten die Wahrheit gesagt haben.

Tatsächlich trieben sie über zwei Menschenalter nur Ackerbau, Viehzucht und Binnenschiffahrt. Trotzdem erscheint es unverstänlich, wie sich die beiden andern, die Nippenauer und die Klingenförder, überrumpeln lassen konnten. Sie hatten es doch mit angesehen, wie an den Bauzeufern außer Dörfern auch das befestigte Bauzenburg entstand. Waren sie in ihrem Reichtum bequem und vertrauenselig geworden oder war es den Klingenfördern nicht unerwünscht, eine Nachbarschaft zu haben, die sie gelegentlich gegen Nippenau auspielen konnten?

Wenn auch, sie werden keinen so groben Vorstoß erwartet haben. Die Bauzenburger erschienen plötzlich vor Westeroog, forderten Anteil am Fang, drängten ihre Fahrzeuge so dicht an die Nippenauer und Klingenförder Schiffe, daß die Spanten knirschten, und suchtelten mit Brandfackeln und Entershaken.

Die andern beiden waren, wie seit Menschenaltern, nur mit Fangzeug ausgerüstet. Sie hatten, wie ein Nippenauer Stadtschreiber

entschuldigend vermerkt hat, die Geringe doch nicht erschießen wollen! Das rächte sich nun.

Zwar wollten die Nippenauer mit allem, was sie greifen konnten, über die Bauzenburger her, besaßen aber nicht die Befehlsgewalt. Die wechselte jährlich. Und Klingenförde war anderer Meinung. Kaum meldeten Nebelhörner die ersten Schwärme, bellte vom Leitschiff der Kapitän durch den Sprechtrichter:

„Klar zum Fang für Nippenau, Klingenförde und — Achtung, Achtung! — für Bauzenburg!“

Wie kam der Kerl dazu?

Rechner war er und Klingenförder. Das war zumeist das gleiche.

Ein Fehlfang hätte unermessliche Werte zerschlagen, nicht nur die Erträge, auch die Ausrüstungen für Schiffe, Tonnen, Mulden, Netze, Feuer.

Da war ein toter Gering besser als ein toter Bauzenburger.

Klar zum Fang! —

Die Nippenauer pökelten ihre Wut mit in die Tonnen, konnten sie aber ruhig verfrachten; denn wiederum war die Beute so gewaltig, daß auch die goldhungrigen Bauzenburger mit satt wurden.

So ging es weiter durch ein Menschenalter, ohne daß der einstige Dreibund Morung, Nippenau und Klingenförde das Viertel, das er den Bauzenburgern zugestimmt hatte, merklich vermistete.

Aber der Meerergott grollte. Lange schon.

Die Bauzenburger waren beispiellos frech, und genug war ihnen zu wenig.

Über solche Leute mußte sich auch das Meer aufregen.

Nachdem sie ihre Macht untermauert hatten, verlangten sie vom Gewinn die Hälfte, sagten auch noch feierend: zwei Viertel. Und hätten sie den Vertrag nicht schon vor dem ersten Fischzug unterschrieben in der Tasche, würden sie auf die Geringe mit Kanonen schießen. Dabei sollte es ihnen leid tun, wenn zufällig auch Klingenförder und Nippenauer getroffen würden.

Zähneknirschend fügten sich die andern, aus den gleichen Gründen wie einst, beschloßen aber gemeinsam mit Morung, nach dem Fang eine Abrechnung zu halten, wie die Bauzenburger noch keine bekommen hatten. Vernichtet sollten sie werden, vom Erdboden verschwinden!

Leider verschwanden sie nicht.

Aber die Seringe!

Es war, als hätte der Meerergott beim Anblick unseliger Habsucht und Unverträglichkeit nach jahrhundertlangem Wohlwollen die Geduld verloren.

Fort blieben die Silberschwärme, auf Nimmerwiedersehen, und auch das Gold floß in andere Meere und Lande.

Bei den Nippenauern hieß es nun: „Kein Sering da, aber Bauzenburg!“

Berge von Salz zerrannen auf Westeroog und salzten das Meer, als fehle es ihm daran. Die Hallen vergingen mitsamt den ungenutzten Tonnen und Mulden, traurige Habseligkeiten, die nichts mehr waren als Fraß für wilde Wetter.

Aber noch immer sprühten am Laurentiustag Sternschnuppen vom Himmel, eilende Meteore aus Winkeln des Alls. Sie leuchteten und zerstoben wie das trügerische Gold.

Nicht eben Morung, das nur ein wenig taumelte, aber die andern drei lagen am Boden, als wäre ihnen ein Keulenhieb auf die Stahlhaube gekracht.

Die Nippenauer erholten sich zuerst.

Zugegeben, der Zieb hatte gefessen, hätte aber noch tiefer sitzen können. Dann wäre es aus gewesen. Nun fing es an. Wenn auch von vorn. Sollahee!

Dieses Sollahee! war so vielseitig verwendbar wie der gemütvolle Fluch Preise, Pott und Pöfel! der nun begreiflicherweise aus dem Sprachschatz verschwand.

Die Morunger dagegen blieben bei ihrem Seide, Heu und Haberstroh! und durften das auch.

Was die Klingenförde betraf, so wären sie auch ohne ihre Wetterecke nicht dazu angetan gewesen, nach Bauernart zu säen und zu ernten. Sie bauten den Handel aus, vornehmlich über See, und überließen den Bauzenburgern, nicht ohne deren Sörigkeit, Küstenfahrt und Umschlagverkehr zwischen Förde und Hinterland.

So erklärt es sich, daß die Bauzenburger in friedlichen Zeiten auch Nippenau belieferten. Die Nippenauer trieben auch selber Handel und Frachtverkehr, besonders mit Bodenfrüchten der dörflichen Leischaften und Erzeugnissen ihrer städtischen Gewerbe.

In harten Kämpfen gegen die Mißgunst des Schicksals hatten sie Handwerk und Bauerntum gestärkt, auch das Waffenschmieden nicht vergessen und hatten an schwerem Erleben gelernt, daß zum rechten Glückgenießen der rauhe Gegensatz gehört und zum Glückserringen der Erfolg.

Von da an gedieh ihre Lebensauffassung von der Pflicht des Menschen, sich des Lebens zu freuen, ins Große.

Als Lönebartel die Chronik suchte, waren die Wege noch weit, und so kannte er die Städte, die einst mit Nippenau im Wettbewerb gestanden hatten, nur vom Sörensagen. Sie bedeuteten nicht mehr viel.

Einmal erstieg er den Uschelberg, erspähte aber von Bauzenburg keinen Stein. Es lag zu tief und zu fern.

Von Klingenförde sah er die Spitzen einzelner Türme.

Fürchtete dort jemand, daß sie wanken könnten? — Es hatte den Anschein, als griffe das Meer nur nach Nippenauer Gelände. Das Gaff sah aus wie ein dräuender Arm.

Aus der Chronik hat Lönebartel schon im Ratskeller ersehen, daß auch nach dem Niedergang der Seefischerei die Nippenauer Böttcher-

straße sich nicht von ihren Märkten verdrängen ließ. Der Wein von landfernen Schieferfelsen, wo die Trauben besser gediehen als auf den Hügeln der Heimat, kam zwar auf Bauzenburger Küstenfahrern, aber in Nippenauer Fässern.

Eins davon, groß wie eine Stube, hatte die Chronik behütet.

War etwa hinter den anderen auch noch altes Stadtgut?

Schwerlich! Alle waren ausgetrocknet. Aus einzelnen Reifen waren die Dauben herausgefallen, und die Böden standen schief. Da konnte wohl nichts verborgen sein, was man nicht bei flüchtigem Hinschauen bereits entdeckt hätte.

Aber der Morunger mit seiner Nippenauer Seele hörte plötzlich aus der vereinsamten Böttcherstraße polternde Schläge hölzerner Sämmmer und heitere Fassbenderlieder.

Da ging er nochmals zu den Fässern.

Der Keller segnete ihn dafür.

War die Chronik das Wunder seines Lebens geworden, so reichete ihm nun ein alter Nippenauer Kellermeister einen fülligen Wein dazu.

Da stand doch auf der hinteren Stützbohle zwischen zwei Fässern ein glasierter Steinkrug an der Wand, so einer mit kurzem Hals und stattlichem Bauch, ein Häubchen aus Flaschenlack auf dem Kopf.

Ungelogen, der Krug zwinkerte mit den Augen und hielt Lönebartel wie einen Arm den runden Senkel hin. Er mochte wohl ein Dutzend Bechermasse fassen.

Offenbar war er früher dorthin gestellt worden als das Buch. Der Kellermeister hätte es sonst entdecken müssen.

Der hatte wohl von einem besonders kostbaren Wein einige Schoppen verwahrt, Auslese aus einem gut gelaunten Weinjahr, vielleicht um erlauchten Gästen in der Schenke drüben eine Feierstunde zu verschönen, vielleicht auch — was traußt du dem Alten zu, Balthasar? — um ihn alt werden zu lassen und jung an ihm zu werden.

Der Gelehrte mußte lächeln; nicht über den alten Küfer, über sich. Machte er sich doch eine Geschichte zurecht, ehe er wußte, was der Krug im Bauche hatte.

Also hervor mit dem Kerl und herunter mit ihm, auf die Linke gestützt, um den Senkel die Rechte!

Sorch, es glückerte!

Niederstellen! — Langsam! — Auf den Kellerboden! — Kniebeuge! — So! —

Der Pfropfen war einer von den eisenharten, die nicht weichen. Lönebartel hatte seine Not mit ihm. Eine geschlagene Stunde mußte er mit dem Fahrtenmesser schnitzen. Ein Korkzieher, auch wenn ihm einer zur Hand gewesen wäre, hätte nichts genützt. Der Pfropfen war geschliffenes Holz, mit Kaltlack gedichtet.

Als Forscher an Enttäuschungen gewöhnt, war Lönebartel schon gefaßt, Öl oder Wasser zu finden, da erreichte er den Pfropfengrund, und heraus duftete ein Wein, wie ihn der Morunger noch niemals vor der Nase hatte.

O, hätte er ein Glas, eins von denen, die leise singen, wenn ein Sauch darüber geht, er würde anfangen, an Märchen zu glauben!

Nicht ein einziges wird er finden in der ganzen Stadt. Die hat er durchsucht wie andere kaum ein Haus. Auch silberne oder goldene Becher werden nirgendwo stehen.

Soll er das köstliche Geschenk aus der Feldflasche trinken? — Es wäre ewig schade. Auch die Augen müssen mitgenießen. Ein guter Wein ist Trank für alle Sinne.

Da fällt ihm ein; nebenan in der Ratsweinschenke hat er Steinbecher gesehen, ein wenig grob und unbeholfen für diesen Göttertrank, aber doch Becher. Sie werden den Wein blinken lassen wie flüssiges Gold, nicht den Glanz verschlucken wie die Feldflasche in ihrem Filzmantel.

Er trägt den Krug hinüber, ein wenig hurtig mit kleinen Schritten.

Die Schenke ist spitzbödig wie der Keller, hat auch die gleichen Pfeiler im Raume. Aber dahinter sind Stübchen und Nischen. In den kleineren sind die Bänke noch da, Bretter auf Schraubeneisen, die in der Wand stecken. Es hat sich nicht gelohnt, sie mitzunehmen.

Aber daß sie dableiben, das lohnt sich nun.

Sie sind nicht das einzige Holzgerät. Vor der Anrichte steht ein Schemel. Er ist schon damals gebrechlich gewesen und verdient kein Vertrauen mehr.

In einer Nische jedoch steht ein Tisch, ebenfalls hochbetagt, aber noch rüstig auf den Beinen.

Alles ist nichts als bestaubtes Gerümpel.

Kaum aber tritt Lönebartel ein, nimmt es die Säcke zusammen und wird Zausrat. Er ernennt es dazu, säubert eine Bank und den Tisch und schlägt dabei, vor Freude trunken, auf ihr Holz, als wollte er ihnen den Ritterschlag erteilen.

Sie sind aus edelstem Geschlecht, aus Nippenauer Föhre!

Den Krug hat er auf den Schanktisch gehoben. Der ist aus blankem Klinker gemauert, dem richtigen Stein für diese Schenke; er ist aus Nippenauer Erde gebrannt.

Aus der gleichen Erde stammen die Becher.

Es sind nur zwei. Vielleicht hat in letzter Stunde der Ratswirt mit der geliebten Frau an diesem Schanktisch einen Trunk getan, als das Edelgerät bereits verpackt war, einen letzten auf die Heimat, und in den Wein sind ein paar Tränen geflossen. Man hat ja nicht immer nur gelacht in Nippenau.

Lönebartel ergreift einen Becher und spricht zu ihm: „Von allen Mannestaten beglücken die am meisten, über die sich der Mann wie ein Junge freut!“

Dann schlendert er die Treppe hinauf zur Böttcherstraße am Ratsmarkt, wo auf einem Seitenplatz zwischen drei Häusern ein Röhrenbrunnen so munter plätschert, als hätte er soeben die Krüge der Anwohner oder den Becher eines fahrenden Gefellen gefüllt.

Lönebartel hat dieses kleine Wunder bei jeder Fahrt bestaunt.

Jetzt sieht er dem Brunnen an, daß er sich freut, einen Nippenauer Becher läutern zu können, durch den der alte Wein zu seinem Recht kommt.

Wäre der Morunger wie einst seine Väter ein Nippenauer gewesen, hätte es ihm der Brunnen auch noch gesagt. —

Zurück in die Schenke!

Lönebartel neigt den Krug, träufelt Wein in den Becher, kostet und weiß nicht, wie ihm geschieht: Lippen und Zunge schmalzen, und die Füße wollen tanzen.

Streng genommen, hat Lönebartel den Wein nicht getrunken; er hat ihn gekaut.

Jetzt füllt er den Becher, hebt ihn preisend empor, führt ihn zum Mund und trinkt ihn wie ein durstiger Wanderer leer.

Kurz danach ein zweites Mal.

Wo kommt doch diese Stimme her? — „Nanana, Balthasar Lönebartel, später Nachfahre froher Zeit, du tätest besser, dich mit dem Stadtbuch zum Augustinertor zu trollen! Dort warten im Torhaus Kutscher und Pferde!“

Lönebartel hört nicht hin. Es ist das andere Ich gewesen. Zwei Männer sind in der Schenke, der Gelehrte und der Zecher, beide beglückt von Nippenau. Der Gelehrte will schnell nach Morung, der Zecher will bleiben. In seiner Bescheidenheit — hollahee! — fügt sich der Gelehrte.

Lönebartel rückt den Tisch zurecht, holt die Chronik aus dem Keller und legt sie in die Mitte, stellt rechts den Becher daneben und links den Krug. Der ist nun wieder bei seiner Stadtgeschichte.

Gefegneter Lönebartel!

Er hat einen prächtigen Platz. Nicht auf den Ratsmarkt blickt er hinaus. Er befindet sich auf der Rückseite des Hauses und hat eine umbaute Fläche vor Augen, die aussieht, als hätten hier vor Zeiten die besten aller Baumeister einen Wettstreit ausgetragen. Vielleicht

auch hat ein Riesenkind aus dem Märchenreich seine Spielzeugschachtel ausgeleert. Zwischen diesen Häusern muß das Entzücken gewohnt haben.

Inmitten des Platzes, eigentlich ein wenig fremd darin, erhebt sich auf einem Granitsockel die Bronzegehalt eines Mannes, den Rücken zum Rathaus. Er macht den Eindruck eines herrischen Menschen. Fast sieht es aus, als wippe er ungeduldig mit den Fersen.

Lönebartel traut seinen Augen nicht: Die Denkmalsinschrift steht  
h i n t e n !

„Du hast dich wohl versehen, Balthasar! Du hast bereits den vierten Becher! Und außerdem: was kümmert dich das Standbild!“

Er blättert in der Chronik, liest, blättert wieder und hat plötzlich das Gefühl, er findet sich in Tippenau nicht mehr zurecht.

Oder noch nicht? —

Inzwischen hat es zu dunkeln begonnen. Die Sonne ist hinter die Dächer gegangen.

Da wird es unheimlich in den Kellerräumen. Das seltsame Grauen menschenleerer Einsamkeiten schleicht heran und schreckt durch ein Knistern im Gebälk, ein Rauschen im Verputz heftiger als ein Überfall.

Furcht kennt der Morunger nicht, ist auch nicht abergläubisch und weiß bestimmt, kein einziger Mensch außer ihm wird sich noch in diese versinkende Stadt wagen.

Trotzdem beruhigt es ihn, daß er mit dem Rücken gegen eine Wand sitzt.

Er lächelt. Wer sich den Rücken deckt, hat mehr vom Leben!

Manchmal schüttert die Erde. Dann können Mauern bersten, Häuser zusammenbrechen. Gestern haben seine Pferde gescheut. Vor dem Augustinertor stürzte ihnen, aus dem Torbogen gebröckelt, ein schwerer Stein vor die Hufe.

Sein Kutscher ist bei jeder Fahrt im Torhaus geblieben. Zwar fürchtet er Menschen und Dinge so wenig wie Lönebartel. Einmal

hat er Wegelagerer mit einem Holzprügel verjagt und ist so vergnügt dabei gewesen, als ginge es nur um das Leben der andern. Aber das Nichts in der Stadt, das durchschauert ihn mit Grauen. Kommt es heran, dieses Einsame, Leblose, kann er vom Torhaus ins Freie fliehen und ist gerettet.

Lachst du ihn aus, Lönebartel?

Nein, er bedauert ihn, daß er noch eine Nacht im Torhaus warten muß. Was weiß der Kutscher, was wissen auch alle anderen von den Wundern dieser Stadt!

Es sind Wunder der Freude. Lönebartel wird sie in der Chronik lesen. Die ist wie der Wein.

Er nimmt eine Kerze aus dem Felleisen. Unwillkürlich schweift sein Blick zur Tischendecke. Daheim ist er gewohnt, Kerzen in hängende Leuchter zu stecken.

Und hier?

Ist ihm der Wein zu schnell ins Blut geschlagen? — Er sieht an der Decke einen schmiedeeisernen Kronleuchter mit Kerzen. Zwölf an der Zahl. Die haben schon einmal gebrannt.

Man muß betasten, was man nicht begreift.

Er steigt auf den Tisch.

Der steht noch fest.

Er auch.

Kein Zweifel! Der Kronleuchter, ein altes, wunderbares Schmiedestück, hat mitsamt den Kerzen auf ihn gewartet!

Ist auch alles schon dagewesen, hier ist sogar das Gewesene da!

Er streicht ein Schwefelholz in Brand und zündet an. Das vorige Mal hat das ein Zündschwamm besorgt, ein Kienspan oder ein Fidibus, und das ist an die hundert Jahre her. Ein hartes Jahrhundert verzehrte sich schneller als weiches Wachs.

Lönebartel springt vom Tisch, in allen Zellen seines Ichs ein unermessliches Behagen. Die Kerzen leuchten, der Wein blinkt, die Chronik tut sich auf.

Muß er diese Nacht auf harter Bank verbringen, nichts unter dem Kopf als ein Felleisen, sie ist ja dennoch aller Wunder voll.

Aus dem Kasten holt er ein Brot, gräbt die Zähne hinein, füllt den Becher wieder und trinkt ihn aus.

„Salt!“ befiehlt die Stimme. „In Nippenau pokuliert man anders! Der Wein und das Stadtbuch sind edelste Lese! Die darfst du nicht wie ein Prasser genießen! Nippen mußt du! In der Chronik blättere nicht wild umher. Lies, was der Zufall beischert, aber gemächlich und ganz! Und hast du dann in dieser Mondnacht, die in keuscher Schönheit vor deinem Fenster steht, schon ein Teilchen vom köstlichen Sinn des Nippenauer Lebens erfaßt, so schließe das Buch und mache dein Herz auf!“

Nun öffnet Lönebartel die Chronik auf gut Glück und liest mit Entzücken eine Erzählung aus dem ersten Zeitalter der Nippenauer, die Geschichte von der Selmboldglocke.

Die Stadt Nippenau hatte in ihren Türmen wundersame Glocken. Rudo Selmbold, der Glockengießer, war trotzdem unzufrieden. Es fehlte eine, bei deren Geläut die Schiffer auf hoher See, um lange verweilen und lauschen zu können, die Segel reiften.

Salt ein, Freund Selmbold! Unsere Väter haben die Stadt derartig hinter Schären und Küste gebaut, daß man vom Meere her nicht eine einzige Turmspitze sieht, und haben Glocken gegossen, die wunderbar läuten, aber beileibe nicht bis auf die See.

Was will nun Selmbold? —

Eine Glocke gießen, die an Ausmaß und Klang nicht ihresgleichen hat, und Selmboldglocke soll sie heißen.

Man möge doch nicht so töricht schwatzen, lautes Geläut könne streunendes Gesindel herbeilocken. Die Seefahrer werden nicht wissen, wo die Glocke schwingt; sie werden meinen, aus einer versunkenen Stadt. —

Ist einer unzufrieden, geht kein Geläut vorbei, bis es hundert sind, und schon beim nächsten sind es tausend.

Selmbold fand Anhänger. Zeitweise standen sie um die Werkstatt herum, als könnten sie ohne die neue Glocke nicht mehr leben.

Die sollte so groß werden, daß man die drei größten in sie hineinstecken konnte. Das konnte nur einem überragenden Meister gelingen. Den hatte man in Nippenau und wurde um ihn beneidet.

„Aber ist es nicht wie überall? Nur die läßt man leben, die tot sind! In Nippenau hat man geprahlt, hier wäre es anders. Ist es nun anders, Herr Nachbar? — Es ist genau so!“

Es war aber doch nicht so. Der Sohe Rat, regierende Körperschaft aus Rat und Senat, an ihrer Spitze der Bürgermeister, erteilte Selmbold den Auftrag, die Glocke zu gießen, und zwar ein Sechstel so breit wie das städtische Kornhaus und ein Viertel so hoch.

Ungeheuerlich!

Niemand außer dem Sohen Räte und Rudo Selmbold konnte sich ein derartiges Riesenwerk vorstellen.

Es konnte sich, wenigstens unter den Gegnern Selmbolds, aber auch niemand erklären, warum der Sohe Rat so mir nichts dir nichts nachgegeben hatte. Etwa nur, weil eine auffällige Kotte sagte, es wäre wie überall?

Diese Frage blieb offen. Der Sohe Rat verstand zu schweigen und schwieg auch diesmal.

Nun, man sollte nicht so viel Geschrei um eine Glocke machen. Die würde schon selber von sich hören lassen, wenn sie erst im Stuhle hing. Was war denn eine Glocke, he? — Etwa ein Wunder? — Der Physiker der Nippenauer Hochschule lehrte, sie wäre ein hohlgeformtes Schallgerät zu Geläutzwecken.

Na, also! Da sollte man doch nicht tun, als ob sie was Besonderes wäre!

Bitte sehr, eine Glocke von solchen Ausmaßen, die ist schon was Besonderes!

Hört mir doch mit Erläuterungen auf, wenn es um Töne geht! Man bangt ja sonst bei jedem Klang im Dasein vor seiner wissenschaftlichen Erklärung!

Ganz recht! Man soll sich nicht vorzeitig vertun mit Unmut und Krittelei! Abwarten soll man und dann anerkennen und dankbar sein!

Nach Möglichkeit! Bedenklich bleibt der Umfang! —

Ja, ja! —

Inzwischen bereitete Selmbold den Guß vor.

Die Glockenform war die beste, die er je in einer Dammgrube gemauert hatte, und in die brodelnde Glockenspeise floß ein Stück seiner Seele mit hinein.

Das glauben wir! Leider ist sie nicht frei von Dünkel und Ruhmsucht!

Hat der Hohe Rat das nicht gewußt?

Der schwieg noch immer. Sollte nur die Glocke sprechen?

Wie es ans Gießen ging, fühlte Selmbold sein Herz pochen, und als die glühende Bronze in die Form zischte, hämmerte es an die Rippen, als wollte es mit hinein.

Er war ein großer Meister. Der Guß gelang. Und als die Glocke an gewaltigen Hebern ans Licht stieg und leise schwang, hallte es wunderbar, fast wie heimliches Freuen durch die Stadt.

Gießler und Fuhrknechte kurbelten die Glocke auf einen Bohlenwagen. Dem hatte man Räder mit breiten Felgenkränzen und schweren Reifen gegeben. Die Stellmacher hatten ihn in der Gießerei gezimmert. Nun mußte eine Wand heraus. Auf andere Art wäre er auch nicht hereingekommen. Als Selmbold seine Werkstatt baute, ahnte er noch nicht, daß sein Ehrgeiz einmal größer sein würde als ihr Tor.

Pferde angespannt und los!

Wie rumpelt die Last! Die Erde bebt! Die Glocke murr!

Aber der Wagen hält durch! Er rollt sie ohne Zwischenfall zum Antoniusturm! Eine Kurbelwinde setzt sie vor die Sockelmauer!

Soweit ist alles gut. Auch mit dem Klöppel hat man keine Not. An einer Schlaufe hängt er so, daß er verschwindet, sobald die Glocke zum Stehen kommt. Seine Welt ist die Höhe.

Inzwischen beraten die Nippenauer, wie diese Kiesenlast ohne Schrecken in ihren Stuhl befördert werden kann.

Einer witzelt, Helmbold hätte sie in der Turmstube gießen sollen; dann wäre sie schon oben.

Ein zweiter wirft ein, wenn er sie überhaupt nicht gegossen hätte, wäre sie auch nicht unten.

Seid still! Auf diese Art kommt man nicht weiter! Ein Teil der Nippenauer Bürgerschaft hat die Glocke verlangt. Bürgermeister und Soher Rat wollen nun wissen, wie man das Ungetüm in den Stuhl schafft.

Das weiß noch nicht einmal Rudo Helmbold!

Ist auch nicht dessen Sache! Fachleute müssen her!

Wer sagt so leichtfertig: Fachleute!? Wo soll man die hernehmen? Hat jemals ein Nippenauer eine so klobige Last in einen Glockenstuhl gehoben? Man kann doch Fachleute nicht zuckerbacken wie Pfefferkuchenmännchen!

Redet nicht alle durcheinander! Weiß jemand noch, wie man zu Vaters Zeiten die kleineren Glocken hinaufbefördert hat?

Das weiß doch jeder! An Rollen!

Wer hat gezogen?

Junges Volk!

Also wieder so!

Ja, aber am andern Ende zieht die Glocke!

Man muß nur genügend Kräfte anspannen, hundert, zweihundert! Wie wäre das?

Der Sohe Rat läßt ausrufen, wer mithalte, werde öffentlich belobigt.

Das lockt und spornet.

Viele kommen, betrachten das Ungeheuer, werden aber bedenklich, sobald sie sich vorstellen, wie dieser Riesenhut herunterstürzen und sich den Jungmannen auf den Kopf stülpen kann.

Das wäre Selbstmord mit Geläut!

Ein halbes Hundert findet sich trotzdem. Jeder hat eine heimliche Sehnsucht dabei. Ehe er werben geht, soll das geliebte Mädcl wissen, was für einen Prachtskerl ihm der Himmel beschert hat, und zur Hochzeit soll die Helmboldglocke läuten, weil sie die Kunde von grenzenloser Seligkeit weiter in die Lande trägt als andere Glocken und auch hinaus aufs Meer. Dort sollen Schiffer gebannt die Segel reffen und zwischen den Schären Anker werfen, weil heute ein junges Paar so glücklich ist wie niemand sonst in der glücklichen Stadt.

Der Hohe Kat beauftragt den Seilermeister Enno Olenfieck, ein Seil zu drehen, das an dem einen Ende ein Ende und an dem andern Ende fünfzig Enden hat. Jawohl! Außerdem muß es mehr als zweimal länger sein als der Turm.

Auch dieser Meister versteht sein Handwerk. Nun werden hoffentlich auch die Jungmannen nicht versagen. Es wird ja fast so sein wie beim Tauziehen auf der Festwiese.

Also los! Das Gesicht zur Glocke! Kräftig zugepackt, wuchtig den Körper zurück, die Sacken an die Pflastersteine!

Holupp! — Einen Schritt rückwärts und wieder so!

Einer kommandiert.

O, es geht! Mädcl jubeln und klatschen Beifall. Schon schwebt die Glocke drei Klafter hoch über der Erde.

Erwartungsvoll wedelt der Klöppel. Gleich wird er läuten.

Aber die Glocke zieht auch! — Oha!

Mädcl, für solche Last reicht's nicht!

Der Zug stockt. Zähne knirschen. Muskeln erschlaffen. Befehle zürnen. Schreie gellen.

Ohnmächtige Abwehr. Der Zug geht vorwärts, und weil er rückwärts müßte, um vorwärtszukommen, geht es rückwärts mit ihm.

Die Glocke steht, wo sie stand. Ihr Klöppel hat sich mit einem bronzenen Seufzer bereits verkrochen.

Der Tag hat sich geneigt. Belustigt mit dicken Backen schaut der Mond vom Himmel.

Er hat schon viel gesehen auf dieser Erde und weiß, das Schönste ist die Liebe.

Darum verklärt er in seiner ewigen Güte die Wege, auf denen nun Bursch und Mädel zusammen nach Hause gehen.

**Z**ugpferde muß man anspannen. Zwanzig werden reichen.

Sie können nicht wie Jungmänner ziehen. Auch auf dem Erdboden muß eine Rolle sein. Dann steigt das Seil vom Glockenhenkel zur Rolle am Turmfenster, läuft von dort wieder herab und unten um die zweite Rolle deichselgleich in die Gespanne.

Die Pfähle, die an eisernen Klammern die untere Rolle halten, wird nach menschlichem Ermessen auch die Helmboldglocke nicht herausrupfen. Sie sind zwei Stock tief in den Boden gerammt.

Inzwischen hat Seilermeister Olenstiek ein Tau gedreht, das an einem Ende ein, am anderen zwanzig Enden hat.

Man nimmt an, daß auch der Fuhrmann sein Geschäft versteht. Es ist der beste von Nippenau. Alles hat er vorbereitet und geprobt und hat den Oberbefehl.

Er läßt den Ratsmarkt räumen. Wer zuschauen will, soll an den Häusern stehen, hinter Fenstern oder in Nebenstraßen. Auch auf Dächern ist Platz.

„Achtung!“

Mit eindrucksvollen Peitschenhieben knallt er über den Markt.

Zwanzig Pferde trappeln herbei, Kumte mit Zuggurten um den Hals, im Sinterzeug ein Querholz mit eiserner Öse.

Wieder ein Peitschenschlag und das Befehlswort „Soi!!“

Flugs haben zwanzig Jungmänner zwanzig Seilenden in die Ösen, aufsehenerregend gewandt.

„Solupp!“ kreischt der Fuhrmann und knallt. Zwanzig Pferde legen sich ins Geschirr und stampfen vorwärts.

Die Glocke steigt, höher, weiter, unaufhaltsam.

Jetzt wedelt sie mit dem Klöppel.

Seht, schon blickt sie in die Turmstube.

Beifallsgeschrei auf Markt und Straßen.

„Brr!“

Steilauf reckt der Fuhrmann die Peitsche. Im Nu halten die Pferde, muskelstramm gegen die Kumte gestemmt, wackere Gäule.

Der Fuhrmann atmet auf: „Gemacht!“ Aber sein Herz läutet. Die Glocke hat nicht nur am Tau, sie hat auch an seinen Nervensträngen gezogen.

Auch Jungmänner und Zuschauer atmen auf. Seelisch haben alle mitgerackert.

Nur die Pferde stehen noch im Zeug und unter Aufbietung aller Kraft. Die Muskeln beben. Die Nüstern zittern.

Das kann ein pfleglich gesinnter Fuhrmann nicht lange mit ansehen.

Er klemmt die Peitsche in die Achselhöhle, wölbt die Hände vor den Mund und ruft über den Markt: „Das Schwerste ist getan! Achtzehn Gäule werden ausgeschirrt!“

Peitschengeknall und „Soi!“ – Geschwind haften an achtzehn Querbälzern achtzehn Jungmänner das Geschirr vom Tau.

Als bald tänzeln achtzehn haferfrohe Pferde wiehernd über den Marktplatz.

Aber die zwei noch angeschirrten, die fühlen sich plötzlich nach rückwärts gerissen, bäumen sich auf, werfen sich herum, preschen wie toll zum Turm und stehen schnaubend vor Schreck an der Rolle.

Dicht vor ihnen mit Donnerkrach landet die Glocke.

Oha, was sind das für Sachen!

Die beiden Gäule beruhigen sich früher als die Menschen, recken die Nüstern vor und beschnuppern das Schallgerät.

Der Physiker von der Tippenauer Hochschule ist sehr erregt. Er meint, beinahe könnte man an eine Anziehungskraft der Erde glauben. — Na, na! — Aber gewiß! Nach dem bisherigen Stand der Wissenschaft sind leblose Körper ohne Einwirkung fremder Kraft nicht beweglich!

„Ein Phänomen ist das!“ beteuert der Physiker.

„Solupp!“ schreit der Fuhrmann.

Alle Gäule wieder ins Geschirr!

Abermals blinzelt die Glocke in die Turmstube; doch wedelt sie nicht mehr so erwartungsfroh. Sie ist nur gespannt.

Reichten, hat der Fuhrmann gesagt, zwei Pferde nicht aus, müsse man mehr nehmen.

Vorsichtshalber läßt er alle im Geschirr. Sie stehen und halten durch.

Zehn Jungmänner, vorgeschult wie die zwanzig anderen, ein Tau in den Händen, stürmen zum Turm hinauf.

Das hätten sie, meint einer unterwegs, schon früher machen müssen; dann hätten die Pferde nicht so lange zu warten brauchen.

Ein zweiter wendet ein, das könnten sie nicht mehr nachholen; sonst müßten sie wieder umkehren.

„Burschen, seid ernst!“

Ein dritter schleudert der Glocke vom Turmfenster her das Tau um die Krone, hält die Enden und läßt es über das Langfeld gleiten.

Nun fassen alle zu, an jedem Ende fünf.

„Sauruck!“

Erschrocken — bamm! — haut der Klöppel an den Schallring. Der untere Glockenteil stößt ans Fenster Sims.

Kurze Zeit nur. Dann aufgeregtes Geläut.

Die Burschen haben losgelassen. Der Balken, an dem die Rolle sitzt, ist unbeweglich, die Rolle auch. Außerdem ist das Fenster zu eng.

Die Menschen sind noch aufgeregter als die Glocke. Auch Zunde toben und Federvieh ist außer sich. Nur der Fuhrmann und die Gäule bewahren Haltung.

Die Burschen am Turmfenster deuten zeichengebend auf obere Kollie und fensterbreite und zucken hilflos die Schultern.

Gemach! Der Fuhrmann weiß, was er zu tun hat.

„So!“

Achtzehn Pferde!

Entsetzt reißen die beiden andern die Augen auf: Schon wieder?!

Kaum fühlen sie den Ruck im Sinterzeug, machen sie kehrt und fegen los, als hätten sie Göllenssporen in den Weichen.

Krachend hat sich die Glocke wieder vor die Gäule gesetzt. Aber diesmal hat es geklungen, als hätte sie gelacht.

Da wiehern die beiden sie an und stupfen sie mit der Nase. —

Wieder geht ein Tag zur Kiste.

Der Mond schmunzelt über beide Backen. Die eine ist noch dicker geworden.

Der hat gut lachen! Er braucht sich nicht zu drehen wie die Glockenpferde in Tippenau und schüttelt nur immer den Kopf, gemächlich und ohne Aufregung.

Vermutlich hat auch er sich früher gedreht, wahrscheinlich jahrmillionenlang, bis er sich schließlich gesagt hat: Wozu??

Die Tippenauer verstehen sich mit ihm und wünschen ihm eine geruhfame Nacht.

Schönen Dank! Auf Wiedersehen!

Eine Woche danach stieg das verzweifelte Schallgerät abermals am Turm empor.

Das obere Kollengerüst war drehbar gemacht, das Fenster verbreitert.

Unten stemmten sich zwanzig Pferde. Oben wurde die Glocke in den Turm geholt.

Wenn nur der Fuhrmann jetzt nicht „Hoi!“ rief! Sonst würde der Kiesenbrocken in sämtlichen Stockwerken Treppen und Böden zerschlagen und alles mit in die Tiefe reißen. Verwickelte sich dann noch obendrein das Tau, konnte man erleben, daß die Glocke unten lag und die zwei Unglücksgäule vor dem Fenster hingen.

Nun einige Fragen ans Gemüt: Wer will die Glocke auf den Boden setzen und in den Stuhl heben? Wie soll man sie von der Rolle lösen? Soll man ihr Seil kappen? *Se!*

Mit Donnererschlag und Schreckensgeläut würde sie zu ebener Erde hinter der Eingangstür landen und sich auf Schotter, Späne und Knochen setzen!

Oder soll man sie behutsam herunterlassen? Aber wie denn? In der Tiefe halten sie zwanzig Pferde! Sie weicht und wankt nicht! Sie darf auch nicht! Sie schlägt sonst alles in Klump!

Dreht sie wieder hinaus! Sie muß im Turminnern hochgekurbelt werden! Das ist das einzige, was Erfolg verspricht! Man ist doch nicht zu dem einzigen Zweck auf die Welt gekommen, sich von einem bronzenen Ungeheuer totschlägen zu lassen!

Alle einig? – Jawohl!

Die Glocke wird hinausgedreht.

Silflos zuckende Schultern.

„Hoi!“

Achtzehn Burschen, achtzehn Pferde.

Die beiden Selmboldgäule regen sich schon gar nicht mehr auf. Serum und los und halt! Vor ihnen mit Polterschlag die Glocke, mit Gewieher begrüßt.

Die drei verstehen sich nun.

Diesmal hat der Mond das Gesicht verzogen. Er ist recht schmal geworden.

**K**urz nach dieser sonderbaren Glockenfahrt ist Meister Rudo Helmbold fern von Nippenau entschlafen. Nach dem Glockenguß hatte er eine Reise angetreten. Zurückkehren wollte er erst, wenn sein Werk im Turm hing, und den Hohen Rat hatte er gebeten, mit dem ersten Geläut zu warten, bis er wieder daheim sei.

Diesen Wunsch hat man ihm erfüllt. Der Hohen Rat beschloß, die Helmboldglocke stehen zu lassen, wo sie stand; für alle Zeiten neben dem Antoniusturm.

Hollahee!

Zu ihren Säupten hing am Gemäuer ein Schellengeläut. Das lachte im Wind. —

Aus dieser überraschenden Wendung, aber auch aus einzelnen Bemerkungen in der Chronik hat Balthasar Lönebartel den Eindruck gewonnen, daß der Hohen Rat solche seltsamen Schelmenstücke klüglich vorbereitete. Rudo Helmbold hat, so darf vermutet werden, den Auftrag nur bekommen, damit die bösen Mäuler kleinlaut wurden; aber das Geläut hat man bewußt hintertrieben, weil die Glocke bis auf die See geklungen hätte.

Wer will es ergründen? — Hat Lönebartel recht, muß man alle Schelmenstreiche der Nippenauer von einer besonderen Warte betrachten, auch die aus der Frühzeit.

Die Glocke hat neben dem Turm gestanden, als wäre sie sein Gut.

Später bekam sie selber ein Gütchen. Sie wurde ein bemoostes Haupt.

Ihr Los trug sie mit der wunderlichen Beschaulichkeit aller, die leben, ohne zu läuten.

Nur anfangs hat sie noch manchmal heitere Minuten gehabt. Sobald die beiden Helmboldpferde vorübertrabten, ihr zuwieherten und mit Füßen und Wagen den Boden erschütterten, kicherte sie.

Über was, das wußte nur die Glocke, noch besser vielleicht das Schellengeläut.

Als Lönebartel diese Geschichte gelesen hatte, läutete die Helmboldglocke in die Ratsweinschenke.

Nach dem achten Becher!

Auch andere Stimmen klangen auf. Altnippenauer Stadtherrlichkeit erwachte. Fragen meldeten sich.

Wem das alles gehöre, was hier zurückblieb?

Den Nippenauern!

Warum holen sie es nicht?

Mauern und Gebäude können sie so wenig über die Erde fahren wie Grund und Boden.

Aber Denkmäler, Bildwerke, Schnitzereien, Brunnen, Glocken?

Die Werte, die ihr nennt, gehören allen! Käme ein einzelner, würde ihm eine Torwache den Eintritt verwehren!

Wie heißt sie?

Rechtliche Bedenken! Zu vielem Guten ist der Weg zu weit! Aber schweigt davon! Die Schelme, die hier gelebt haben, die Weltflugen, die waren der Wert von Nippenau. In ihren Nachfahren lebt er fort.

Die Schelme sind es, die auf ihren Ausflügen ins Wunderbare auch den Schöpfer der Welt ergötzen, weil ihm sprühender Frohsinn lieber ist als die zage Besonnenheit der Niebesonnenen, die nicht ein einziges Mal zwischen Tiefe und Höhe taumeln und dennoch entsagen müssen, wenn ihre Stunde kommt.

Die Schelme, die auch nach Fehlschlägen zu lachen verstehen, fürchten den Ruck am Seil, das zum Himmel führt, so wenig wie nach kurzem Erschrecken die beiden Helmboldpferde.

Aber die Immerbedächtigen, die sich einbilden, die Wunder der Welt auf Zehenspitzen erschleichen zu können, zittern, wenn sie an das Ende des Lebens denken, und die Furcht verdirbt ihr Dasein.

Läßt man sie ein in die Gefilde der Seligen, fliehen vor ihren sauren Gesichtern die Engel auf der Himmelswiese, und der Wächter

am Tor muß mit einem tüchtigen Schluck einen bitteren Geschmack von der Zunge spülen.

Kommen aber mit ihren unbeschwerten Seelen die Schelme in den Himmel, dann freuen sich die Engel und drehen sich mit ihnen zu einer Tanzweise der Sphären, und der Torwächter zapft schmunzelnd ein Faß, dessen Wein so alt ist wie die Welt, trinkt auf die frohe Laune und spricht:

„Der Frohsinn ist der Sinn des Lebens!“

Lönebartel erhob sich und bekräftigte dieses Wort durch einen Sang aus alter Burschenzeit, füllte zum neunten Male das Gefäß aus Tippenauer Erde, hob es empor und rief durchs Fenster in die Nacht hinaus:

„Alle neun! — Scheltet mir nicht die Schelme!“ —

Wie denn? Echo?

Ein Echo hallte: „Schelme!“

Das hatte der bronzene Mann gerufen. Im trügerischen Mondlicht sah es aus, als hätte er den Kopf gewandt und spähte über die Schulter in die Ratsweinschenke.

Lönebartel hatte soeben gelesen, daß er Emilius Ganno Fehrenkamp hieß, und daß er zu Lebzeiten allzu viele mit diesem Worte bedacht hatte: Schelme! In seinem Munde war es ein Schmähwort gewesen und als Schmähung höhnte es auch das Echo.

Lönebartel murrte hinüber: „Du selber warst kein Schelm, Emilius Ganno! Du warst ein Narr! Warst du keiner, beweise es! Kannst du es nur mit Worten, dann warst du einer!“

Wieder regte sich die Selmboldglocke.

„So muß man leben“, rief Lönebartel, „daß man bei jedem Wurf das Ganze trifft. Alle neun!“

Es war die neunte Fahrt.

Die Glocke läutete ihn in Schlaf.

**„Ich will beweisen!“**

Der bronzene Mann stieg vom Sockel, stampfte in die Schenke, setzte sich auf den Schemel und erzählte. Seltsamerweise brach das Sitzholz nicht zusammen.

**„Höre, Balthasar!“**

Ein Nippenauer war er nicht, aber Stadtkämmerer war er gewesen in Nippenau, wenn auch nur der zweite im Rang und nicht so viele Jahre wie Knöpfe am Wams. Dann hatte ihn sein Ehrgeiz in die Welt getrieben. Im Lande Irgendwo — Lönebartel legte keinen Wert darauf, den Namen zu behalten — war er allmählich zu hohen Ehren emporgestiegen, hatte aber dabei das Lachen verlernt. Zu den Auserlesenen, die auch die schwersten Bürden freudig tragen, hatte er nie gehört.

Alles Erreichte war genau berechnet gewesen, noch früher der Weg dazu. Erst am Lebensende merkte er, wie falsch er gerechnet hatte.

Da wollte er nun im Ruhestand und fern von Nippenau in aller Eile noch Nippenauer werden, meinte die Lebensfreude zu guter Letzt durch Hilboten erreichen zu können und schrieb fortgesetzt an frühere Bekannte, aber auch an den Hohen Rat in Nippenau. Dem machte er sogar Vorschläge für die Förderung wichtiger Staatsbelange.

Da hat doch seinerzeit ein witziger Senator ein Keimlein geschmitzt, das begreiflicherweise schnell in den Nippenauer Spruchschatz überging:

Wer auch in seinem Ruhestand  
Noch immer keine Ruhe fand,  
Dem bleibt die Ruhe unbekannt.

Der bronzene Mann hatte sie nie gefunden, solange er lebte; auch nicht, als er starb. Gegeben wurde sie ihm; aber erst, als ihm ein fernes Flügelkrauschen das Ende brachte.

Jedoch ein nippenauisches Lachen, wenn auch ein einziges nur, fand er wirklich noch. Als er fühlte, wie ihn der Tod umfing, sagte er zu dem fremden Boten:

„Weißt du, was? Das hätte ich auch in Nippenau haben können!“

Zustimmend nickte der andere und setzte hinzu: „Und hättest nicht nur an deinem Ende gelacht!“

Dann straffte sich das Band.

Ein Mann wie Doktor Emilius Sanno Fehrenkamp verließ die Welt nicht ohne Vermächtnisse.

Eins hatte er den Nippenauern zugestellt, bevor sein letztes Geläut begann. Es hing später in der Ratsstube gerahmt neben dem Kamin und bestand aus einem einzigen Blatt mit der Aufschrift:

„Ihr aus Nippenau, gebt mir die Freude!“

Darunter sein Name.

Es war wohl ein letztes Verstehen gewesen, ein letztes Bedauern zugleich und auch ein letztes Lieben; und das vergaßen sie ihm nicht.

Er selber hatte diesem kleinen Blatt, das ihm in später Erkenntnis wie vom Wind geraubt aus der Hand geflogen war, keine Bedeutung beigemessen, weil er schon vor seiner Verabschiedung eine Sinterlassenschaft geplant hatte, die ihn in Nippenau unsterblich machen sollte; eine geistige natürlich. Die formte er mit seines Wortes Allgewalt und nannte sie „Wirtschaftspolitisches Vermächtnis des Doktors der Rechte Emilius Sanno Fehrenkamp für Stadt und Land Nippenau“.

Es war ein mächtiges Gedankengebäude gewesen, aufgebaut auf dem Nippenauer Kernspruch:

Das Alte verwalte, das Neue betreue!

Das war aber auch das einzige, was er von den Nippenauern entnahm! Alles andere stammte von ihm!

In der Einleitung hob er das hervor, und unter die Schlusszeile setzte er einen schwungvollen Endstrich. Es war der letzte, aber auch der schönste Schnörkel seines Lebens.

Daß er Neuerungen empfahl, die in Stadt und Land Nippenau bereits zum Althergebrachten gehörten, wußte er nicht. Er war an die fünfzig Jahre nicht dort gewesen. Daß er seine Ratschläge von oben herab erteilte, als ob er bereits auf einem Sockel stände, fiel ihm nicht auf.

Da war es für sein Andenken ein rechtes Glück, daß die Nippenauer allen Denkschriften und Entwürfen, die ihre Welt verbessern wollten, eine unüberwindliche Abneigung entgegenbrachten. Die wurden gewissermaßen schon weggelegt, ehe sie kamen.

Als aber ein Leibeserbe Fehrenkamps auf Grund einer lechtwilligen Verfügung das Vermächtnis persönlich nach Nippenau brachte und es dort in einer Weihestunde dem Sohne Kate überreichte, erhielt er in feierlicher Antwortrede den Bescheid, der Name, der in der Welt da draußen einen so guten Klang habe, werde auch in dieser Stadt nicht ungehört verhallen. Nippenau habe beschlossen, diesen außergewöhnlichen Mann durch ein Standbild zu ehren. Es werde als sichtbarer Ausdruck der Freude von grünem Rasen und in des Jahres schönster Zeit von roten Rosen umgeben sein. Er sei es ja gewesen, der das wundervolle Wort geschrieben habe: Ihr aus Nippenau, gebt mir die Freude!

Der junge Fehrenkamp machte ein bestürztes Gesicht und wandte ein, bedeutamer als dieses Wort seien aber Name und Persönlichkeit seines großen Vaters. Darum bitte er sich aus, daß dieses Denkmal nur eine einzige Inschrift trage, den Namen.

Stumm verbeugte sich der Sohe Kat.

„Balthasar, ich habe Nippenau durch mein Vermächtnis unendlich viel geschenkt. Auch daß es mit Siedlungen nach Bauzenburg und Morung vordrang, verdankt es mir!“

Lönebartel mußte einen Augenblick vor Überraschung verschmaufen:  
„Emilius, nach dreihundert Jahren glaubst du noch, du habest das  
Denkmal für deine Denkschrift bekommen?“

Unter Fehrenkamp knisterte der Schemel.

„Für was denn sonst?“

„Die Freude, nach der du verzweifelt riefst, konnten sie dir nicht  
mehr schenken! Darum ehrten sie die Freude auch durch dein Denk-  
mal! Dein Vermächtnis habe ich gestern in der Städtischen Sammel-  
halle gefunden, Abtheilung Urkunden! Das Siegel war unversehrt!  
Kein Wort haben sie gelesen, die Nippenauer; sie haben deine Denk-  
schrift sofort in Ehren bestattet!“

Der Schemel zerbrach. Wankend setzte sich Fehrenkamp in die  
Fensterhöhle.

Ihm war nicht wohl.

„Trink einmal!“

Nein, das wollte er nicht. Er wollte von seiner Errichtung er-  
zählen.

„Sie wird dir zeigen, wie die Nippenauer mich geliebt haben!“

„Geliebt?“ widersprach Lönebartel. „Sie liebten dein anderes  
Ich! Das ist wie mit dem Zecher und dem Gelehrten, wenn einer  
zwei bis drei Seelen in der Brust hat. Sie liebten den, der nach  
Freude rief! Hätten sie die Überheblichkeiten in deinem Vermächtnis  
gelesen, hättest du niemals auf dem Rosenplatz gestanden, wenigstens  
nicht nach deinem Tode!“

Lönebartel sollte ihn doch erzählen lassen!

Die Errichtung zwar wäre nicht nach seinen Wünschen verlaufen,  
aber die Enthüllung, die habe ihm die große Verehrung bewiesen, die  
ihm Nippenau entgegenbrachte.

„Meinst du?“

Nun, zuerst, da hatten sie ihn allerdings auf einen Wagen geladen, der seiner nicht würdig war, und wie ein Schallgerät auf den Rosenplatz gerollt, anstatt ihm, wie er wohl hatte erwarten dürfen, einen prunkvollen Einzug zu bereiten.

Es kam noch schlimmer. Die zierliche Fläche, auf der er stehen sollte, war soeben erst gepflastert worden. Nun kurbelte man ihn vom Wagen und legte ihn auf die Pflastersteine.

Und immer noch schlimmer! Man ließ ihn über Nacht so liegen und kümmerte sich nicht um ihn.

Auch am Morgen nicht. Noch nicht einmal ein Rosenplatzanwohner kam herüber.

Nur Lieselotte, ein kleines Mädchen mit blondem Wuschelkopf, stolperte, als es ihn sah, eilig herbei, krächte vor Vergnügen, pflückte jauchzend einen Grashalm, kniete nieder und kitzelte ihm die Nase.

Er solle niesen, sagte es.

Er niese nicht. Er war viel zu entrüstet. Denn glaubt man etwa, in Nippenau habe einer das Kind verwarnt? — Ein einziger wenigstens? — Niemand!

Als er noch immer nicht niese, schalt ihn das kleine Menschlein auch noch aus. Er sei ein böser Mann, sagte es, und trippelte empört davon.

„Du warst ja auch böse!“ rief Lönebartel.

Fehrenkamp entsetzte sich.

„Wärest du nicht ein böser Mann gewesen, hättest du dich gefreut!“

Eigentlich hatte Lönebartel Mitleid mit Fehrenkamp. Er dachte plötzlich an Zeiten, da sein Weib noch ein kleines Mädchen war, er aber schon ein großer Bub, und wie die Jahre gingen und der Liebesfrühling kam und er sie heimholte, die geliebte Frau, und sie ihm in junger Ehe ihr Ebenbild schenkte, ein ebenso blondes kleines Mädchen wie die Lieselotte vom Rosenplatz.

Der Gelehrte breitete die Arme und rief aus übervollem Herzen:

„Wie herrlich, daß ich noch nicht aus Bronze bin!“

Dann wandte er sich wieder dem seltsamen Gast zu: „Ich meine, du mußt schon zu Lebzeiten eine Legierung aus Kupfer und Zinn gewesen sein und niemals ein Mensch, der blüht wie ein Rosentrieb!“

„Ich hatte keine Zeit zum Freuen, Balthasar!“

„Keine Zeit? — Fahre fort, Kleinkopf!“

Kurz nach dem Mittag rückten Handwerker an, Zimmerleute und Steinmetzen. Zuerst trugen sie Balken herbei, zwei vierkantig behauene Langhölzer und ein Querholz, alle drei wie ausgewachsene Buchen, legten sie neben ihn und ließen sie liegen. Dann schaufelten sie in der Mitte des Platzes eine Vertiefung, rollten einen zum Quader gehauenen Granitblock heran, hoben ihn hinein und umfriedeten ihn.

Inzwischen war es Nacht geworden. Fehrenkamp sah im Mondlicht, daß der Block beschriftet war. Das dämpfte seinen Mißmut. Er wußte nun, der Sockel war sein, denn auf der Vorderseite konnte er deutlich lesen:

Doktor Emilius Sanno Fehrenkamp.

Weiter nichts! Nur das! Und das genügte!

Es stand aber noch ein weiterer Bürger bevor, obendrein einer, der nie verging.

Am nächsten Tage errichteten die Zimmerleute aus den Balken ein Gerüst. Die Traghölzer wurden in die Erde gerammt. Der Sockel stand dazwischen. Dann wurde das Querholz darübergerlegt und mit Bankeisen befestigt; und dieses Querholz — Fehrenkamp stiegen die Saare zu Berge! — trug an einer Rolle ein Zugseil mit Schlinge.

Später haben die böswilligen Bauzenburger verbreitet, die Nippenauer hätten einen früheren Kämmerer vor lauter Dankbarkeit an den Galgen gehängt.

„Nun, ein armer Sünder warst du ja!“ warf Lönebartel ein.

Fehrenkamp war noch entsetzter als vorher, aber unbeirrt fuhr Lönebartel fort: „Überall, wo du gewesen bist, hast du die Freude gemordet. Je höher du auf den Stufen des Lebens emporstiegest, desto

tiefer lag sie unter dir, anstatt an deiner Seite zu sein wie dein Lebenskamerad, zu dem du sprichst: Ich liebe dich!"

Da bat ihn der bronzene Mann, jetzt seine Vorwürfe zu sparen. Sie hätten für ihn keinen Zweck mehr; nur für andere.

Lönebartel sah das ein und nahm sich vor, ihn nicht mehr zu unterbrechen.

„Also weiter!"

Fehrenkamp wurde neben dem Sockel auf die Beine gestellt. So blieb er stehen bis zum nächsten Tag. Der Bürgermeister wollte es so. Gerade als die Zimmerleute ihre Arbeit beendet hatten, war er auf dem Rosenplatz erschienen, besichtigte die Bronze, las am Sockel den Namen, betrachtete das Gerüst, nickte befriedigt und fragte die Handwerker, wann sie fertig würden.

Seute nacht!

Nein, morgen! Zur Nacht ein Denkmal errichten sei ungewöhnlich. Sie sollten alles stehen und liegen lassen und morgen in der Herrgottsfrühe wiederkommen.

„Auf Wiedersehen, wenn die Sähne krähen!"

Am nächsten Morgen endlich wurde Fehrenkamp errichtet.

Er wußte nicht, ob in den Nachtstunden hinter seinem Rücken etwas Unerwünschtes vor sich gegangen war, wollte es auch nicht glauben. Lärm allerdings war genug gewesen, aber in der Ratsweinschenke ging es immer lustig her, und so nahm er an, das unerklärliche Flüstern und Knistern habe von dort herübergeklungen.

Nun wurden die Balken entfernt. Stangen wurden eingerammt und bekamen im Geviert silberfarbene Tücher.

„Die verhüllten mich!"

„Warum?" fragte etwas gedankenlos Balthasar Lönebartel.

„Damit ich enthüllt werden konnte!"

Richtig, Lönebartel wußte es.

Als die Hülle fertig war und alle Hilfsmannschaften den Platz verlassen hatten, brach der Abend an. Auf den nächsten Tag, einen Sonntag, hatte der Hohe Rat die Enthüllung festgesetzt.

Bevor die Sonne unterging, kam noch einmal heimlich und allein der Meister der Steinmetzen. Die Inschrift hatte er persönlich gemeißelt. Er wollte sie überprüfen.

Kaum stand er vor dem Block, hielt er sich fest. Die Inschrift „Doktor Emilius Sanno Ehrenkamp“ stand hinten!

Der Meister hatte den Block mit in die Senke gehoben, den Namen noch vorn, wie der Hohe Rat es vorgeschrieben hatte. Er wusste es so genau wie das eigene Gewissen! — Oder doch nicht?

Ein Kleinmut überfiel ihn, wie ihn noch kein Nippenauer hatte aufweisen können. Das Denkmal war doch keins aus einem Steinbaukasten! Man konnte den Sockel doch nicht in aller Eile mit drei Fingern um die Achse drehen!

Einer Verzweiflung nahe, ging der Meister nach Hause und offenbarte sich nach altem Väterbrauch seiner Frau.

Was soll ich tun?

Tun? — Gar nichts! — Er sollte warten, bis gefragt wurde.

Und so geschah es.

In der Ratsweinschenke versicherte dreihundert Jahre später der bronzene Mann dem leicht erschütterten Lönebartel, außer ihm, dem Gelehrten, und jenem Steinmetzmeister habe nichts und niemand während dreimal hundert Jahren entdeckt, daß der Name hinten stand.

In plötzlicher Erleuchtung fragte Lönebartel: „Was steht denn vorn?“

„Vorn“, gestand kleinlaut der bronzene Kämmerer, „steht das dumme Wort: Ihr aus Nippenau, gebt mir die Freude!“

Lönebartel klatschte in die Hände: „Bronzener Mann, was war das für ein kluger Sockel! Die Freude hat er nach vorn gekehrt, ihr

Gegenteil nach hinten! Wie hat er die Menschen gekannt! Kein Wunder, Emilius Sanno! Er ist schon länger auf der Welt als du!"

Und die Enthüllung hat alles wieder gutgemacht?

Nun, alles nicht, aber manches.

Menschenmassen auf dem Rosenplatz.

Fahnen, Wimpel, rote Rosen.

Die Stadtmusikanten spielen das Nippenauer Lied des unvergesslichen Heimatdichters Christian Süddepohl:

Solange noch aus Feld und Au  
Die Nippe fließt um Wall und Saus,  
So lange stirbt in Nippenau  
Die Nippenauer Art nicht aus.

Begeistert hat die Menge mitgesungen.

Da erscheint auf der Freitreppe eines Patrizierhauses der Festredner. Wie stolz darfst du sein, Emilius Sanno! Es ist der Regierende Bürgermeister!

Flammend preist er die Freude.

Abermals durchbricht Lönebartel seinen guten Vorsatz: „Wer wurde denn enthüllt? Die Freude?“

Nein, eigentlich nicht. Aber — das fällt dem bronzenen Mann erst nach dreimal hundert Jahren auf! — letzten Endes hat das Stadtoberhaupt immer nur von der Freude gesprochen.

„Siehst du, Bronzener! Und als die Gülle fiel, lasen die Menschen: Ihr aus Nippenau, gebt mir die Freude!! — Auch deine flehenden Hände rufen nach ihr.“

„Laß mich erzählen, Balthasar!“ stöhnt der Kämmerer auf.

Nach der Rede soll sich das Denkmal enthüllen. Der Regierende spricht den Weihespruch und beginnt: „Nun falle, du Gülle!“

Sie fällt aber nicht.

An der einen Stange sitzt ein Knopf. Davor steht der Ratsbote Kögge. Wenn man auf den Knopf drückt, hat man ihm gesagt, fallen die Tücher.

Kaum beginnt der Regierende mit dem Weihespruch, drückt Kögge auf den Knopf, aber die Tücher bleiben oben.

Langsam hat der Redner begonnen: „Nun falle, du Zülle!“ Als er sieht, daß sie nicht gehorcht, wird er unruhig, läßt sich indessen nichts merken und fährt zögernd fort: „Wie silberner Tau!“

Kögge drückt weiter. Schon ein wenig aufgereggt mault der Redner: „Die Herzen erfülle!“ Da macht ihm Kögge Mut, zeigt sein Taschenmesser, lächelt verschmitzt, klappt es auf und zerschneidet die Kordel.

Die Zülle fällt, und im Jubel der Menge beendet der Regierende wie erlöst den schönen Weihespruch: „Und wallend enthülle das Denkmal der Freude in Nippenau!“

Wieder blasen die Stadtmusikanten. Singend räumt die Menge den Platz:

Solange noch aus Feld und Au  
Die Nippe fließt um Wall und Haus,  
So lange stirbt in Nippenau  
Die Nippenauer Art nicht aus.

„Wir von der Wissenschaft“, bemerkt wie nebenbei Balthasar Lönebartel, „pflegen Untersuchungen und Ergebnisse kurz zusammenzufassen. Nicht du wurdest enthüllt, sondern die Freude, obwohl du dabei warst!“

„Das ertrage ich nicht!“ schreit der bronzene Mann und flieht.

„Ja, mach dich fort!“ grollt ihm Lönebartel nach. „Du hast mir zu viel Zinn im Leibe!“

Er reibt sich die Augen.

Über Nippenau steht der junge Tag.

Lönebartel begab sich wieder zu dem Platz an der Böttcherstraße, wo er gestern den Becher gespült hatte, entkleidete sich und stieg ins Brunnenbecken.

Sah ihm niemand zu, wie er da planschte und prustete? Spähten aus dem Erker dort oben nicht blaue Schalksaugen herab? Satten da drüben in der Werkstatt nicht soeben Meister und Gesellen verwundert nach ihm ausgeschaut? Satten sich nicht im Torgang gegenüber Lehrbuben und Kinder zusammengetan, um hervorzustürmen und einen Reigen um ihn zu schlingen? Kam da nicht mit bedrohlichen Schritten ein Wachtmann?

Niemand sah ihn. Niemand kam.

Aber das Bad war ein Labfal.

Er schwang sich heraus, trocknete sich ab und schlüpfte in die Kleider.

Als er einen Fuß auf den Beckenrand stellte, den Schuh zu schnüren, war ihm, als berühre ihn jemand. Geschwind drehte er sich um.

Unsinn! Er war allein. Nur die bronzenen Meerklagen auf dem steinernen Brunnenbecken grinsten spaßig.

„Was ist los mit dir, Lönebartel?“

Er durchschritt noch einmal die Straßen, durch die vor Zeiten immer wieder junges Geschlecht gezogen war, Plätze, Tore und einzelne Häuser, mit denen ihn etwas verband, das er nicht nennen konnte, ein Empfinden der Gemeinschaft, eine Liebe, eine Freundschaft; in dieser Stunde nicht ohne Wehmut.

Wieder durchfuhr ihn ein Schauer. In einem Binnenhof jubelte vom Laufgang, als grüße sie den heimkehrenden Geliebten, eine Frau.

Er wußte, in dieser Stadt war außer ihm nicht ein einziger Mensch. Es war nicht mehr geheuer in den Straßen. Fluten wühlten im Grund. Mauern und Wände barsten. In solche Gefahren wagte sich nur ein Forscher.

Wer hatte gerufen? Die eigene Sehnsucht?

Woher dann die Furcht?

Es war nicht Furcht vor seelenlosen Fensterhöhlen oder Angst vor stürzendem Gebröckel; es war das Bangen um die Nimmerwiederkehr

der Freude in einer Stadt, in der jahrhundertlang die Schelmen-  
pirtsche der Lebenslust alle Not der Erde verprügelt hatte.

Er sehnte sich plötzlich, einem Menschen zu begegnen, und wäre es  
ein Landstreicher, und eilte davon, als flute vom Haff mit donnern-  
den Wogen und brechenden Kämmen das Meer herein.

Könnte er mit irgendeinem Menschen sprechen, sei es, wer es sei,  
um die Last dieser Einsamkeit loszuwerden!

Zurück zum Katskeller! Schnell und ohne Aufenthalt und dann  
hinaus!

Trotzdem blieb er auf dem Rosenplatz stehen und grüßte Fehren-  
kamp.

Satte der nicht das Haupt gesenkt und entsagend geflüstert: „So  
ist das Leben!“?

Wo waren die Mäd'el und Burschen, wo die seligen Zecher in  
Höfen und Schenken, das ehrbare Handwerk, der blühende Handel,  
das wehrhafte Geschlecht? Wer sang noch das stolze Nippenauer  
Lied? Wo war die sprühende, glückliche Welt der Nippenauer?

Wie Lönebartel in dieser Stadt, so konnte ein Mensch über eine  
leere Bühne irren, auf der soeben ein ergögliches Spiel getollt hatte.  
In seelenloser Einsamkeit stand nüchtern und schal das letzte Bühnen-  
bild und wartete auf den Abbruch.

Wo um Himmelswillen ist Nippenau?

In Morung, in der Heimat! Bühne und Bild sind nichts, der  
Mensch und sein Handeln sind alles!

In dieser Erkenntnis überquerte Lönebartel den Katsmarkt, ver-  
neigte sich vor den heldischen Gestalten auf den Denkmälern und  
grüßte die Helmboldglocke.

Wie ein Sauch strich ein Morgenwind durch die Schellen über der  
Glockenkronen. Da klang es auf, zart wie in Andacht, als wollten die  
Glöckchen sagen: Wo niemand mehr ist, da ist ein Lied!

Der Gelehrte kehrte in die Schenke zurück, das Buch zu holen.  
Kaum betrat er die Nische, in der er genächtigt hatte, hörte er wieder:

„So ist das Leben!“

„Nein, nein, so wie dein Leben, Bronzemann, ist es nicht!“ —

Ein letztes Mal füllte er den Becher. Neunmal hatte er ihn gestern gefüllt und geleert, als hätte er jeder der göttlichen Musen ein Trankopfer gebracht. Nun ging es ans Scheiden. Nun kam der Abtrunk. Preisend hob er den Becher:

„Ihr aus Nippenau, gebt mir die Freude!“

Ein letztes Abschiednehmen von Tisch, Bank, Krug und Becher und dem leergebrannten Leuchter, dann huckte er sein Känzel auf, schulterte das Buch und schritt fürbaß.

Der Kutscher knallte, als er ihn kommen sah, die Zuckerpeitsche. Sollahee! Einen Gruß für Lönebartel, den nächsten für das Buch! Und noch einmal, nein, viele Male Grüße an das Leben!

Lönebartel wunderte sich, daß die Kutschpferde nicht Kurbette drehen, um nach einer Kapriole zum Turm zu preschen, ließ aber nichts davon verlauten und reichte dem Kutscher Chronik und Fell-eisen, nachdem er dem alten Fahrtgenossen die Hände geschüttelt hatte.

Der Kutscher verstaute Buch und Kanzen, bestieg den Boock und griff die Zügel.

Wohlig schmiegte sich Lönebartel in Decken und Polster: „Guten Trab! Die letzte Fahrt!“

Munter trappelten die Pferde durch die schöne Zeide. Fern im Norden lugten die Turmspitzen von Klingenförde über die Zügel. Sinter der Nehrung rief das Meer.

Seidelerchen stiegen auf und grüßten den jungen Tag, Grillen zirpten, Falter trugen bunte Farben durch die Morgensonne, Käfer, Hummeln und Bienen schwirrten, und manchmal huschte ein Birk-huhn über den Moorgrund. Noch immer leuchteten auf grünen Breiten die gelben Blütentrauben des Ginsters, und vor dem sommerlich blauen Himmel erhoben sich aufrecht Wacholder und Kiefer.

Weiter der Seimat zu stand prall das Korn.

„Froh ist das Leben, bronzener Mann! Die Stadt ist verloren, das Volk ist geblieben!“

Die Fahrt war lang.

Drei Nächte verbrachten sie in Gerbergen, aber Lönebartel schlief in ihren weichen Betten nicht so gut und auch nicht so tief beglückt wie auf der harten Bank in der Ratsweinschenke zu Nippenau.

Diesmal war er nur zwei Tage in der alten Stadt gewesen. Unerwartet früh und erfolgreich dazu durfte er heimkehren. Desto ungeduldiger ersehnte er nun das Ende der Fahrt.

Als er den Vorhof seines Hauses betrat, wurde aus einem Traume Wirklichkeit. Über Laufsteg und Treppe eilte frohbeschwingt sein Weib.

Ein Freudenschrei: „Du!“

Beglückt barg sich die geliebte Frau an seiner Brust. Alle Worte schwiegen und versanken im Herzensjubel einer tiefen Liebe.

In den Abendstunden bis in die späte Nacht erzählte er ihr von dem Buch und der Stadt und der Freude.

Schon am nächsten Tag begann er, was ihm der Freibrief seines Herzogs und Herrn, mit dem er vor den Toren Nippenaus die rechtlichen Bedenken hatte verschweigen können, für die nächsten Zeit vorschrieb:

„Der in eigener Handschrift endesunterfertigte Professor Doktor Balthasar Lönebartel wird hierdurch ermächtigt, in der von allem Leben verlassenen Stadt Nippenau am Soltenhaff nach deren verschollener Chronik zu forschen und selbige, so er sie findet, in einem zu diesem Behufe zur Verfügung gestellten Wagen des Herzoglichen Marstalls nach Lustringen zu bringen, dortselbst in die neuzeitliche Schriftsprache zu übertragen und

über den Erfolg seiner Arbeit dem Herzog sowie der wissenschaftlichen Welt geziemend zu berichten.“

Ort, Zeit, Unterschriften, Streusand, Siegel.

Untertänigst zu bemerken: Von a l l e m Leben war die Stadt der Nippenauer nicht verlassen!

Wohl waren die Menschen abgewandert. Auch die Saustiere waren mitgezogen, voran die treuen Sunde, aber vieles andere Getier war geblieben und lebte in der alten Pflanzenwelt wie einst.

Aus der Seide flogen und hüpften Kerbtierchen auch fernerhin in die Kasenbreiten der Stadt, und einige von ihnen waren die einzigen Grillen in Nippenau. Bewegtes Leben rührte und regte sich auch auf den Wiesen und im Auenwald. Da zirpte, burrte, zwitscherte und summte es, und jedes der Kleinen und Kleinsten Wesen sagte ohne rechtliche Bedenken seine Meinung.

Auf Schlehen und Faulbäumen, Ampfer und Bibernell schmausten Raupen, bis sie sich einspannen wie einst der bronzene Mann vor seiner Enthüllung, aber sonnenfroh durchs Leben flogen, sobald sie die Hülle verlassen hatten.

Wohl tanzten um die Linden nicht mehr Bursch und Mädels, aber Bienen umsurzten die Blüten, und ihr Gemeinwesen war noch immer so wohl geordnet wie das der Linsen und einst der Staat Nippenau.

Manchmal wühlten wie Bauzenburger kleine Pelztiere den Boden auf, als schafften sie im Dienste des Meeres, das den Grund von Nippenau zerbrach, doch Käfer, Summeln und Winde streuten, als wären sie Nippenauer, immer wieder frischen Blütenstaub für neues Leben.

Stand der Rottorn in Blüten und grüßte den nahenden Sommer, freute sich die Eberesche auf Sommersende. Da schmückte sie sich mit roten Beeren in grünem Laub, und aus Zweigen piffen Drosseln wie Nippenauer Stadtmusikanten.

Noch immer bauten Schwalben ihre Nester in glückliche Winkel, und an Bächen und Rasen hüpfen und flatterten Bachstelzen und Finken, Meisen und Ammern, Grasmücken und Kotkehlchen.

Manchmal sang eine Nachtigall aus einem Garten, manchmal scheuerte ein Eichelhäher aus dem Wald, als lache er über die Welt, der scheue Gesell, und durch das Unterholz huschten Schwarzamseln, heimlich wie einst in Park und Wald die Burschen und Mädels.

Dort reckten sich noch immer ernste Eichen. Aber auch die hatten ein freuen im Geäst, wenn die Eicheln reiften. Dann spielten sie mit ihren Kindern.

Schlanke Föhren standen dort, freundliche Birken und stolze Pappeln, die vornehm waren wie ein Nippenauer Senator.

Solunder und Flieder gefellten sich dazu, auch in den alten Gärten, und waren wie Frauen und Mädchen in duftfrischem Kleid.

Über Teiche und Bäche neigten sich Weiden, kratzbürstig auf dem Kopf, rauh in der Borke, aber immer noch zu gutem Geslecht bereit. Sie waren auch gastlich wie die Nippenauer, trugen Farn in den Zweigen und Nachtschatten in einem Borkeenspalt.

Wo der Jaunkönig regierte, gedieh auch die Haselnuß. Wenn das Eichhörnchen eine knackte, schnalzte es mit der Zunge wie Lönebartel beim ersten Trunk im Ratsweinkeller.

Zu Füßen der vielen Herrlichkeiten waren Teppiche aus Gras und Moos gebreitet und mit Blumen und Blüten bestickt. Oft blinkte in den Kelchen Morgentau wie einst der Wein in Kelchen und Bechern.

Auf Matten und Moosen wuchsen Nippenauer Seelen; frei oder bei Laubwerk und Nadelholz Nestwurz, Simmelschlüssel, Becherkraut und am Strande Seemannstreu, aber auch Löwenzahn, Rittersporn und Ehrenpreis und an den Teichufern die Schwertlilie.

Goldregen, Kuckucksblumen und Schlingpflanzen waren Klingenförder, Sauerklee, Brennessel und Natternzunge Bauzenburger.

Alles das grünt und blüht, lebt und kämpft, bis ein Herbststurm die Pforte aufstößt, vor der einzugsbereit der Winter steht.

Aber auch unter Eis und Schnee stirbt das Leben nicht. Es schläft nur, schläft wie Lönebartel in der Ratsweinschenke, auch wie Igel, Dachs und Hamster, derweil die Zugvögel noch ferner sind als die Nippenauer ihrer alten Stadt.

Und alle Geschöpfe sind Gehilfen des ewigen Webers, in dessen Webstuhl das flinke Schiffchen hin und her eilt, ohne daß Menschen, Tiere, Pflanzen, Erde, Sonne, Mond und Sterne wissen, was er webt.

Als einige Jahre danach das menschenleere Nippenau samt Klingenförde und Bauzenburg, deren Einwohner sich auf ihre Schiffe retten konnten, bei einer Sturmflut versank, hat Balthasar Lönebartel für die herzoglichen Jahrbücher einen Nachtrag geschrieben:

War Nippenau Vineta? Das sollen die beantworten, die in der Nachwelt leben. Die Chronik hat die wirklichen Namen der Städte und Landstrecken, von denen sie spricht, an keiner Stelle genannt, und so hat sich auch Lönebartel, dem Gebote seines Herzogs folgend, entschlossen, für die Gebiete wie für die Menschen der „Chronik vom köstlichen Leben“, wie er sie bei ihrer Herausgabe nennen will, Decknamen zu verwenden, weil niemand suchen soll, wo Nippenau lag, vielmehr sich bemühen, dieses Nippenau oder Vineta im eigenen Herzen aufzubauen und niemals wieder versinken zu lassen. Auch von Nippenau versank nur die Stadt, nicht das Volk und nicht sein Frohsinn.

---

## Die Schelmenhalle

---

Freilig sei uns die Freude!  
So beginnt nun Balthasar Lönebartel seine Übertragungen aus der Chronik.

In einer Einleitung würdigt er die Verdienste des Stadtschreibers Dieter Trumm, der seltsamerweise den Aktenvermerk über den Verbleib der Chronik an deren eigene Umhüllung geheftet hatte.

Man verstand, fährt Lönebartel fort, in Nippenau nicht wie in den meisten anderen Städten mit freier Gerichtsbarkeit und unabhängiger Staatsverwaltung unter einem Stadtschreiber eine beim Stadtgericht beschäftigte Gerichtsperson, sondern den Schreiber der Stadtgeschichte, der zugleich ein höheres Amt in der Verwaltung inne hatte. Aber Dieter Trumm scheint im Gegensatz zu seinen zahlreichen Vorgängern, die in säuberlichem Amtsstil lediglich Ereignisse verbuchten, ein Forscher und Dichter gewesen zu sein, der in die Stadtgeschichte auch die Lebensgeschichten der vielen großen und kleinen Leute schrieb, die in Stadt und Land Nippenau in Erscheinung getreten waren. Die Stoffe trug er als Forscher aus Akten und Urkunden zusammen, den Reiz der Darstellung gab er ihnen als zünftiger Poet.

Auf diese Art sind auch die mannigfachen kleinen Geschichten, die sich das Volk über Schaustücke der Schelmenhalle erzählte, in die Chronik gekommen, menschengroße Kleinigkeiten, die Lönebartel mit besonders genießerischem Behagen las, weil er die Stübchen der Halle selber durchwandert hatte.

Die Entstehungsgeschichte dieses Bauwerks und seinen Wert kennzeichnet Balthasar Lönebartel einleitend durch ein Wort Dieter Trumms:

„Kommt ihr nach Bauzenburg, unterlaßt nicht, das Museum zu besuchen. Es ist ein Zugstück für den Fremdenverkehr über Land und See. Tausend Meilen rund herum findet ihr kein Gebäude, das einem solchen Prunk gewachsen wäre oder sich anschickte, es ihm gleichzutun. Dieser Bau trägt an jedem Finger einen Ring, an den Armen gemmenbeladene Spangen, unter dem Kinn Broschen und Perlen, um den Leib goldene Gürtel, auf dem Haupt ein strahlendes Diadem, und neben dem Eingang stehen zwei Männer aus Marmor, riesig wie die gewundenen Säulen aus gleichem Werkstoff, aber gebeugt von der Last des Gehälts, das sie auf den Schultern tragen, und so drückend tief bekümmert, als wären sie kurz zuvor in ihrem Museum gewesen!“ —

Die Säulen waren gewunden wie die Bauzenburger Art, nicht schlecht und recht geradeaus, und die Sammlungen hatten die Bauzenburger aus aller Welt herbeigefahren, jedesmal ein Fuder Kultur. Kein Herz war dabei im Vorspann gewesen.

Bei den Nippenauern war überall das Herz dabei, und als auch sie für Kunst und Volkstum eine Stätte bauten, entstand in schlichten Formen ein eindrucksvolles Bekenntnis ihrer Liebe zu Heimat und Volk.

Ebenso schlicht nannten sie das Bauwerk „Sammelhalle“.

Diese Bezeichnung hat doppelten Sinn gehabt. Man sammelte nicht nur Bildwerke und Fundstücke, Waffen und Trachten, Bücher, Schriften, Münzen und Geräte darin; man sammelte in den schönen Räumen auch sich selbst.

Als die Heimkehr nach Morung nicht mehr abzuwenden war, nahmen die Nippenauer auch diese Schaustücke mit, ließen aber zwei Nebenhallen unberührt, eine kleinere mit alten Schriften wie dem Vermächtnis des Kämmerers und einen Anbau, dessen Inhalt ein besonders treffender Ausdruck ihrer Gemütsart gewesen war. Trotzdem hatten sie ihn zurücklassen müssen, weil er ohne Wort und Bild nichts bedeutete, und Worte und Bilder waren an die Wände gemalt, die kleinen Geschichten, die Dieter Trumm in die Chronik aufgenommen hatte, und die Gemälde dazu, die sich ausnahmen wie Künstlerfahrten in die tolle Laune.

Die Nippenauer nannten dieses anmutige Gebäude die Schelmenhalle.

Zu beiden Seiten eines Mittelgangs waren, in Reihen ausgerichtet, zierliche Kojen gemauert, wie aneinandergekuschelt, und jede mit einem Schaustück versehen, zur Linken und Rechten die Geschichte dazu und an der Rückwand das Bild.

Nach Möglichkeit ließen die Nippenauer die Geschichten vortragen. Die Gallenwärter waren Meister im Erzählen, und wenn sie Gäste führten, sprudelte ein Lachen aus den Stübchen, ein Kichern, ein Jauchzen; aber in einzelnen wiederum schwiegen die Menschen, weil sie vor Ergriffenheit nicht reden konnten. Dann hatten sie in einem der Gemächer eine Bürde gelassen, die niemand sah und niemand ahnte, die keinen Raum beanspruchte und trotzdem eine furchtbare Last gewesen war.

Über die Geschichten der Schelmenhalle hat Dieter Trumm gesagt, nicht eine habe sich wirklich so zugetragen. Zwar läge allen eine wahre Begebenheit zugrunde, aber in seiner Lust am Fabulieren habe das Volk sie allmählich herausgeputzt, bis sie eine richtige Nippenauer Geschichte geworden sei.

Weshalb sollten nicht auch Ereignisse und Erlebnisse, wenn sie älter geworden waren, ein buntes Wämslein tragen, ein flatterndes Köckchen dazu und ein Sütchen mit einer Feder drauf oder ein Käpp-

lein mit Schellen! Dann konnten sie in der Schelmenhalle tanzen und klingen, und wenn einmal nach unerforschlichen Ratschlüssen ein Nippenauer seelisch breßhaft wurde, konnte er sich hier an Quellen und Brunnen seines Volkstums wieder gesundfreuen.

Die Schelmenhalle wurde später geschaffen als die Sammelhalle. Man weiß auch, wie sie entstand.

Nippenau wäre schwerlich auf einen so ungewöhnlichen Gedanken verfallen, hätten nicht am Holtenhaff auf nippenaueigenem Gelände zwei Vorzeitforscher der Klingenförder Hochschule eines Tags die Erde umgegraben.

Der Sohe Rat zu Nippenau hatte sie ermächtigt, weil sie sich anheißig machten, den Nippenauern zu beweisen, daß sie kein Stamm der Morunger seien, sondern die Morunger ein Stamm der Nippenauer. Zu diesem Behufe würden sie in den Erdschichten wie in Büchern blättern.

Das war des Aufhorchens wert, und wirklich ließen bereits die ersten Fundstücke vermuten, daß auf diesem Fleckchen Erde die Nippenauer bereits in vorgeschichtlicher Zeit gelebt hatten, auch schon in tiefster Urzeit. Nur war damals das Gaff noch trockenes Sügelgelände mit Urwald gewesen.

Also bereits vor Jahrtausenden ein eigenartiges Kräftespiel, wobei — wie später gleichermaßen die Klingenförder, die Bauzenburger und auch die Morunger samt ihrem Salz — alles zu den Nippenauern kam. Nicht waren sie zum Meer, das Meer war zu ihnen gekommen. Wie in plötzlicher Sehnsucht hatte dieses Meer, natürlich schon in Urzeiten, am späteren Bauzentor das Vorland aufgestoßen und durch das Holtenhaff den Nippenauern die Sand entgegen gestreckt.

Eine besonders lohnende Schürfung ließ erkennen, daß die Urnippenauer vornehmlich von Jagd gelebt hatten. Erst als das Meer vorstach, gingen sie auch zum Fischfang über.

Die Morunger hingegen wollten von Fischerei und Seefahrt nichts wissen und zogen tiefer ins Land hinein, um südlich der alten Heimat neue Jagdgründe zu finden.

Trotz räumlicher Trennung blieb die Sprache gleich und machte im Laufe der Jahrhunderte auch die gleiche Lautentwicklung durch, so daß Nippenau und Morung, als die erste Morunger Salzladung die Nippe hinunterschwamm, sich wieder so gut verstanden wie in alter Zeit.

Den Klingenförder Gelehrten gelang es, die Urgeschichte der Nippenauer bis ins Mesolithikum, die mittlere Steinzeit, zurückzuverfolgen, und was sie entdeckten, übertraf jede Erwartung.

Unter den Nippenauern der Jetztzeit fanden sich Menschen von Günstgestalt, aber die Urnippenauer waren überraschend klein, geistig allerdings sehr rege gewesen, richtige Pygmäen. Auf zierlichem Körper hatte ein überraschend großes Köpchen gesessen.

Das bewiesen lückenlos und bis ins Kleinste die Knochenreste eines Urnippenauers von ausgereifter Gestalt.

Nicht weit davon lagen Überreste eines Edelhirsches und zwischen Wild und Mensch eine steinerne Art und ein abgeplatteter Stein von Sandtellergröße, der noch deutlich die Spuren menschlicher Bearbeitung aufwies.

Ein Fund von ungeheurer Bedeutung!

Solche Steinwerkzeuge nannte die Wissenschaft Kundshaber. Sie hatten den Urmenschen dazu gedient, die Felle erlegter Jagdtiere nutzbar zu machen.

Außerdem wurde zwischen den Resten von Mensch und Tier der Abdruck einer Sprossenleiter bloßgelegt und wie ein Wunder ein zierliches Töpfchen aus Ton, das nach Jahrtausenden noch ausah,

als stände es frisch gefertigt in der Werkstatt seines Kunststreichers Töpfers. Leider zerfiel es beim Herausheben zu Staub.

Eine Strecke weiter gelang es, versteinerte Wurzelstöcke aufzudecken, Überbleibsel von Urwaldbäumen, die man Ashokan nennen durfte.

Stämme fanden sich nicht, auch keine Äste und Zweige. Also waren sie bei einem Urgewitter in Flammen aufgegangen.

Die Sprossenleiter nicht. Offenbar hatte sie aus einem Holz bestanden, das schwerer versteinerte als die Stubben, vielleicht Basorkaholz, und hatte nur Abdrücke hinterlassen.

Weil sich alle Fundstücke in der gleichen Erdschicht befanden und dicht beieinander, war diese Spanne Erdgeschichte aufgerollt wie ein Pergamentblatt mit verschwommener, aber lesbarer Schrift und erzählte den Verlauf einer urgeschichtlichen Jagd, leider einer, die mit einer Katastrophe endete.

Für den Jäger hatte sie glücklich und weidgerecht begonnen. Er hatte, wie ein weiterer Fund bewies, bevor er zum Hirschgejagd überging, einen Rehbock erlegt, weidlich geschmaust und schließlich die Köhrenknochen aufgeschlagen, um deren nahrhaften Inhalt mitzunehmen, vermutlich in dem Töpfchen aus Ton.

Seine Kinder schrien nach Mark!

Aber während der Hirschjagd oder doch kurz danach überfiel ihn ein Gewitter. Blitze schmetterten, Bäume flammten, Krachten um und erschlugen Hirsch und Jäger.

Menschlich war dieses Ereignis tief bedauerlich, aber wissenschaftlich höchst erfreulich.

Der Kundshaber war zur Zeit des Urnippenauers ein handliches Werkzeug, aber kein Wertgegenstand gewesen. Nach Jahrtausenden jedoch, als ihn die Klängenförder ans Licht hoben, war er ein Kleinod. Wie von einer stehengebliebenen Uhr lasen die Wissenden die Stunde

ab, in der sich das Urzeitunglück zugetragen hatte: Zwischen dem zwölften und sechsten Jahrtausend! Vielleicht auch einige Monate früher!

Auch Rückschlüsse auf die urnippenauische Sandgröße erlaubte der Rundscharer. Er war für eine kindhaft kleine Sand bestimmt, so daß auch dadurch die Zwergenhaftigkeit der Urnippenauer bewiesen wurde.

Aber: Wie konnte ein so kleiner Weidmann einen so großen Hirsch erlegen?

Die Fußspuren des Jägers und die Fährte des Rotwilds gaben auch darauf Antwort:

Der Urnippenauer war ein geübter Langstreckenläufer, trotz der kurzen Beine flinker als das Wild und ungemein zäh.

Die Steinart rechts in der Faust, die Holzleiter links unterm Arm — oder umgekehrt, wenn er linkshändig war! — scheuchte der Jäger das Tier auf und hetzte es mit Hilfe gezähmter Wölfe in Schlingpflanzen, Dickicht und Gestrüpp hinein, wo es sich rettungslos verfang.

In flackernden Augen, vielleicht schon damals Lichter genannt, sprühte noch die heiße Bier, die Feinde aufs Gerweih zu nehmen, sie hinter sich zu schleudern und in wilden Sprüngen die Freiheit zu gewinnen, aber die Krallen des Urwalds ließen ihren Gefangenen nicht mehr los.

Da, hurtig, heiß, horrido, umspannte der Jäger die Steinart, lehnte dem Urwild die Leiter an die Weichen, stürmte hinauf und erlegte es.

Diese Forschungsergebnisse fanden die Nippenauer dermaßen erheiternd, daß sie die Gründung der Schelmenhalle beschlossen und auch schon das Wort fanden, das sie später über den Eingang schrieben:

Nur der Lachende ist ernsthaft!

Inzwischen waren die beiden Klingsförder mit ihren Hilfsmannschaften bis zur Mabuöhle vorgedrungen, in der nach alter Sage der Urwelttroglodyte Mabu hausen sollte, ein Lebensfeind, der die Sonne mied.

Wäre es so gewesen, hätten ihn die Nippenauer längst herausgeholt wie noch jüngst einen zugereisten Griesgram, der in Nippenau das Freuen lernen wollte, sich aber nirgendwo sehen ließ.

Da zogen sie mit den schönsten Mädeln, Musikanten an der Spitze, vor sein Haus und riefen: „Heraus, wenn du kein Verbrecher bist!“

Verbrecher war solche Art Leute niemals; nur Verbieger. Sie hatten ihre Achse verbogen. Die bogen dann die Nippenauer wieder gerade.

Sie luden den Griesgram zum Reigen, und die Mädeln tanzten ihn derart müde, daß er schon in der gleichen Nacht unter schönen Träumen in ein anderes Leben hineinschlief, zwar das gleiche, das er immer gelebt hatte, aber trotzdem ein anderes.

Es war also nichts mit Mabu.

Desto mehr mit der Mabuöhle.

Kiesenhaft wie ein Urwelttroglodyte stampfte aus ihr die Frage heraus:

Menschheit, wo gehst du hin?

Die Klingsförder spürten Knochenreste und Fährten gewaltiger Urwelttiere auf, haushoher Ehsen, die Saurier hießen, und deren Werdegang sich erdgeschichtlich genau erkennen ließ. Leider war es ein Niedergang gewesen.

Beispielhaft zeigte das die Geschichte der Dinosaurier. Im mitleidslosen Wandel der Jahrhunderte hatten deren Körperteile in ihren Größenverhältnissen bedrohliche Verschiebungen erfahren. Kumpf und Gliedmaßen waren immer größer, der Kopf dagegen immer kleiner geworden.

Nun hatte doch, wie die Funde bewiesen, der Urnippenauer einen im Verhältnis viel größeren Kopf gehabt als die Nippenauer der

Gegenwart. Zeigte sich da nicht der gleiche Wandel wie bei den Dinosauriern? Und mußte man diese Erscheinung nicht bei der gesamten Menschheit vermuten? O, dann mußte man sie schauernd fragen: Wo gehst du hin?

Die Entartung der Saurier war durch eine Größenveränderung der Hypophyse hervorgerufen worden, einer lebenswichtigen Drüse am Zwischenhirn.

Je mehr der Kopf schrumpfte, desto spärlicher wurden die geistigen Fähigkeiten. Besonders das Erinnerungsvermögen verkümmerte, und schließlich wurden die Saurier dermaßen vergeßlich, daß sie auch die Fortpflanzung vergaßen.

Als der letzte Saurier in einem lichten Augenblick sein Unheil erkannte, war es zu spät.

Wird er seelisch viel gelitten haben?

Bei d i e s e r Hypophyse kaum!

**D**ie Klingenförder gruben weiter.

Nippenau, insonderheit der Sohe Kat, verfolgte ihre Arbeit mit größter Anteilnahme, zumal noch nicht entschieden werden konnte, ob auch bei diesen zwei Urzeitforschern die Hypophyse entartet war oder ob ihre niederträchtige Stadt sie nur beauftragt hatte, durch eine Scheinwissenschaft das Ansehen der Nippenauer herabzusetzen.

Kurz entschlossen ließ der Sohe Kat den beiden Gelehrten mitteilen, er wünsche einer Ausgrabung beizuwohnen und werde einen Ort bestimmen, an dem nach seinem Ermessen wichtige Funde zu erwarten seien.

Die Klingenförder stammelten etwas von hoher Ehre und fügten sich.

Der Bürgermeister übernahm die Führung.

„Hier die Spaten hinein!“

Er zeigte auf einen Grashang.

Diesmal brauchten die Klingsförder nicht lange zu suchen. Nach kurzem Schaufeln legten sie einen Rundscharer bloß.

Schon wieder einen?

Mißtrauisch hoben sie ihn heraus, gespannt prüften sie ihn, wie vor den Kopf geschlagen ließen sie ihn wieder in die Grube fallen. Er trug eine Inschrift:

Urnippenau grüßt seine lieben Klingsförder!

Scheue Blicke in die lachenden Augen der Herren vom Kat. Die beiden Gelehrten verbeugten sich in mühsamer Würde. Der eine hatte noch die Kraft, zu hauchen, der Sohe Kat sei irregeführt, aber beide wußten, daß Klingsförde ohne Schwertstreich vernichtend geschlagen war.

Bald danach begannen Nippenauer Vorzeitforscher mit Spatenarbeit. Sie gruben auf dem alten Heimatboden im Lande Morung, brachten kostbare Funde ans Licht und übergaben sie der Sammelhalle.

Die Ausgrabungen der Klingsförder dagegen verwahrten die Nippenauer im vordersten Schelmenstübchen.

Kein Klingsförder hat es je betreten.

**E**s ist ein eigen Ding um die Urwelt. Irgendwie lebt sie auch in Krustentieren fort.

Davon erzählte ein leuchtend roter Krebs auf einem Sockel aus Lapislazuli.

Gerlich, dieses Rot auf blau!

Nun, da war ein angesehener Herr aus Nippenau auf großer Fahrt in ein Städtchen verschlagen worden, das Sundwall hieß und wegen seiner Krebszucht einen Namen hatte.

Ihm kam das recht gelegen, denn Krebse sollten Leckerbissen sein, und Gaumenfreuden war er niemals abhold gewesen. Nicht etwa, daß er ein Völler war! Als Nippenauer liebte er die netten Kleinigkeiten. Aber Krebse, die hatte er noch nicht einmal zu s e h e n bekommen.

Nun gab es in Sundwall eine weitberühmte Gaststätte, ein bunt bemaltes Haus mit geschnitzten Balken und hohem Giebel, just wie in Nippenau.

Und das Jahr stand im Juli.

Um diese Zeit, verschwor sich ein Sundwaller, schmeckten die Krebse wie ein Feiertag.

Da wollte der Landesherr nicht verfehlen, in dieses verführerische Haus seinen Stecken hineinzutragen und neben seinem Schemel ein paar Stunden stehen zu lassen.

In den Stuben und schon im Hausflur war der Fußboden mit schneeweißem Sand bestreut und blitzte vor Sauberkeit. Die Tische waren blank geschauert, die Butzenscheiben wie geleckt.

Da ging einem wahrhaftig das Herz auf. Behaglich nahm der Nippenauer Platz.

Guten Tag, Frau Wirtin! Was er bestellen wolle? Nun, eine Schüssel Krebse und einen goldenen Wein dazu, herb mit rassisger Blume.

Bald saß er vor einem roten Berg aus zierlichen Krustentierchen, der ihm zuerst unübersteigbar schien.

Ehe er zugriff, bewunderte er verstohlen ihre eigenartige Schönheit. Rot waren sie wie das Weinlaub zur Lesezeit und so froß, als wären sie geradewegs aus dem Knusperhäuschen eines Zuckerbäckers gekommen.

Behutsam hob er eins zum Mund. Erwartungsvoll biß er hinein. Enttäuscht legte er's auf die Schüssel zurück und hastig wie ein brennendes Holz.

Das zweite und dritte ebenso, das vierte nicht anders. Er rackerte sich ab und bezwang nicht eins.

Behäbig schmunzelnd trat der Wirt herein, eine weiße Schürze über dem Bäuchlein und ein Käppchen auf dem Kopf.

Nun, man hat wohl Krebse noch nie gegessen? — Ja, was der Mensch nicht alles lernen muß — !

Silfreich unterwies er den Gast, wie man das Abdomen löst, die Scheren zerspellt, verzückt genießt und hinter jedem Bissen ein Schlückchen nachträufelt.

Es wurden erquickliche Stunden. Als rechter Nippenauer verbrachte sie der Handelsherr selbender mit dem Wirt, beide einig: Das Leben ist schön!

Seltsam, daß die Krebse ein Sinnbild des Rückschritts waren! Sundwall hatten sie vorwärtsgebracht, und der Nippenauer meinte nicht mit Unrecht, nach dem plötzlichen Niedergang der Seefischerei könnten sie auch in seiner Heimat ihr Teilchen für den Wiederaufstieg der Wirtschaft leisten.

Darum bestellte er andern Tags bei einem Sundwaller Züchter eine Lilsfuhre mit fünfmal hundert Stück. Auf den Preis käme es nicht an, aber springlebendig müßten sie sein und die besten der Zucht.

Wieder in Nippenau, verständigte er den hohen Rat und erntete Lob und Beifall.

Nach einigen Tagen kam die fuhre an.

Mit freuden wurde sie begrüßt, mit Abscheu und Empörung zurückgewiesen.

In Nippenau log und betrog man nicht. Hatte der Handelsherr ahnen können, der Sundwaller Züchter werde ihn übers Ohr hauen?

Wohl kamen die Krebse als Lilsfracht, waren auch sauber in feuchtes Moos verpackt. Als aber die ersten herauskrabbelten und gefährlich mit den Scheren schnappten, zeigte sich, daß sie grundhäßlich waren, schwarz wie die Nacht.

Und der Züchter schrieb auch noch, er habe, um Ehre einzulegen, die prächtigsten Kerle ausgesucht.

Nicht lange sackeln! Annahme verweigern! Einen Brief dazu, aber einen, den sich der Sundwaller nicht hinter den Spiegel steckt, und zurück mit der fracht!

Der fuhrmann zuckte die schultern, verstaute Krebse und Brief und rollte ab.

In der Woche danach kam er wieder und hatte wunderschöne rote im Kastenwagen.

Na also! Warum denn nun?

Die Erklärung stand in einem Begleitschreiben. Der Sundwaller teilte mit, den Irrtum dürften ihm die Nippenauer nicht nachtragen. Der Handelsherr hätte vergessen, die gewünschte Farbe anzugeben.

Da hatte man also dem Sundwaller Unrecht getan. Nichts für ungut! schrieb man ihm zurück und freute sich, daß er ein ehrlicher Mann war.

Die Krebse wurden in der Nippe ausgesetzt. Jemand sprach einen Krebsvermehrungssegen, und wirklich pflanzten sie sich wie Kaninchen fort.

Nur waren sie schwarz, ausnahmslos die ganze Brut.

Das hat der Handelsherr nicht mehr erlebt.

Wie gut! Sonst wäre er daran gestorben!

Aber die Nippenauer zählten von nun an die Flußkrebse zu ihren Lieblingstieren, nicht wegen ihrer Eigenschaft als Leckerbissen, nur weil sie zu den seltenen Wesen gehören, die, wenn auch nur einmal, erröten.

Das Wunder ihrer damaligen Fortpflanzung, bemerkte am Rande der Stadtschreiber, sei so groß gewesen, daß es noch nachträglich jeden Saurier hätte beschämen müssen. Allerdings wäre es nicht ausgeschlossen, daß sich unter den vielen roten doch noch einige schwarze befunden hätten.

Der eine rote aber auf blauem Stein wußte in seinem Seelchen, daß er nicht umsonst gelebt hatte. Denn wer ist mehr nütze als einer, der Freude spendet, und gelänge es ihm auch erst in seiner letzten Stunde!

Eine so rührende Gestalt wie dieses Krustentierchen war Egert Popping nicht gewesen und hatte demgemäß auch keinen Sockel aus Lapislazuli bekommen. Sein Standbild war aus Holz.

Er war nicht nur ein Meister des Handwerks, er war auch ein Meister des Lebens gewesen.

Aus Poppings Werkstatt kamen die vornehmsten Staatsröcke, die schnittigsten Pluderhosen, die zierlichsten Westen und schwungvollsten Mäntel; aber er hatte auch sein Leben so zugeschnitten und zurechtgestückt, daß es keine unnützen Falten warf und ihm wie angegossen auf dem Leib saß.

Auf dem Sockel stand er mit eindrucksvoll gekreuzten Beinen an einen gewaltigen Knüttel gelehnt, den er aufgestützt wie eine Zellebarde hielt, und blickte sieghaft ins Weite.

Seine Geschichte hatte sich zugetragen, als die ersten Handfeuerwaffen aufkamen, lastend schwere Donnerbüchsen mit Kadschloß und Kolben, die beim Feuern auf einem forkenähnlichen Stützhaben liegen mußten.

Man nannte sie Arkebusen, die Schützen Arkebusiere.

Mit solchen Schießeißen versuchten sich die immer fortschrittlichen Nippenauer auch in hoher und niederer Jagd. Es war ein langwieriges Üben, nur selten mit Weidmannsheil, aber immer mit viel Spaß dabei, manchmal sogar für das Waldgetier.

Zum Beispiel machte sich ein frohgemuter Keiler, alter Einsiedler ohne Bache und Frischlinge, ein saubehagliches Vergnügen daraus, mit den Arkebusiern Jagd zu spielen, trollte grunzend umher und ließ auf sich schießen.

An einem Sonntag war auch ein alterfahrenes Hasenmännchen dabei und hoppelte so vergnügt durch den frostigen Tag, daß es eine Art hatte.

Wie denn? Was? Plötzlich schrie es auf!

Einzelne meinten, vor Angst. Der eine dagegen, der gerade den Finger am Drücker hielt, wußte es besser. Der Hase lachte sich eins!

Das kränkte den Schützen. Flugs zielte er und drückte los. Mit Donnerkrach entflog die Kugel dem Rohr und traf.

Aber nicht den Hasen! Der flüchte davon. Den Keiler! Zwar nur leicht am Pürzel, aber so, daß er schweißte.

Es mußte wie ein Peitschenschlag gewesen sein. Da hörte auch beim Frömmsten der Späß auf.

Kollernd herannte er die Jäger. Hätten die ihre bewährten Jagdspieße gehabt, die man Saufedern nannte, wäre er hineingefegt und zur Nacht hätte es Wildschweinbraten gegeben. So aber mußten sie wie Urmenschen auf Bäume hinauf.

Erst versuchte der wütende Basse, die Wurzeln bloßzulegen, um die Stämme zu fällen. Aber mit einem Male hielt er inne, senkte den Kopf, als dächte er nach, und rannte davon, daß der Schnee stob, aber nicht in den Forst; er rannte nach Nippenau. Ungelogen, er hatte sich entschlossen, die ganze Stadt zu vernichten.

Es gelang ihm, an der Wache vorbei durchs Garlunger Tor zu flühen, dann die Brüdergasse hinauf, wo alles, was Beine hatte, in die Häuser floh, und kurz danach auf den Musikantenplatz bis zum Delphinenbrunnen vor dem Bratwurstpalästähen.

Aus den Mäulern bronzener Delphine sprudelte sonst das Wasser in ein breites Becken aus Granit.

Um den Brunnen schlenderte hellebardenbewehrt ein Wachtmann und erquickte sich nebenbei an dem Duft aus dem Bratwurstpalästähen. Es gab nichts zu tun.

Wie, bitte? Nichts?

„Suffau!“ Ein Schwein rennt an!

Es wäre dem Wächter ein willkommenes Jagdvergnügen gewesen, den blindwütigen Keiler in den vorgehaltenen Spieß zu treiben, aber er konnte den Helmbart nicht mehr in Anschlag bringen und wußte nichts anderes zu tun, als mit flinkem Schwung ins Brunnenbecken zu flanken, wo Eis barst und Wasser schwappte. Dabei entfiel ihm der Spieß. Hilflos sah er eine Weile zu, wie der Keiler an der Beckensohle wühlte.

Aber bald entrüstete er sich: „Gemeines Schwein!“

Sollte er warten, bis beherzte Männer mit Waffen kamen? Planschend schöpfte er Wasser und bespritzte den Feind.

Der duckte sich und rannte davon, rasend vor Wut wie im Forst.  
„Suffau!!“

Ihm nach der Wächter mit triefenden Sosen und platschenden Stiefeln, aber wieder den Helmbart in den Fäusten.

Auch andere stürmten herbei, mit Fängern und Spießern; doch der Keiler war verschwunden, als hätte ihn der Boden verschluckt.

Niemand ahnte, daß er zu Meister Popping gelaufen war. Ins Gaus hinein.

Der Meister war allein. Sonntags hatten die Gesellen und Lehrlinge Freizeit, Frau Popping war ausgegangen, und die Kinder spielten irgendwo im oberen Stock.

Frau Popping war eine Frau nach des Herrgotts und der Männer Wünschen, hatte aber zwei Fehler: unaufhörlich war sie auf der Suche nach ihrem Schlüsselbund, und außerdem ließ sie die Türen offen. Keine war zu, jede angelehnt, heute auch das Saustor und die Tür zwischen Flur und Werkstatt.

Der Keiler durch!

Als es draußen grummelte, rief der Meister in nippenauischer Höflichkeit auch noch einladend „Herein!“

Schon krachte die Tür an die Wand und der Keiler schnob in die Werkstatt, als habe ihm Popping den Schwarzrock verpaßt.

Der kannte solche Angriffe, aber dieser war so außergewöhnlich, daß er mit einem Kühnen Sprung vom Werkstisch auf den eisernen Ofen hinüberwechselte, ein Riesending, das glücklicherweise nicht geheizt war.

Da — kein Schuß und doch ein Treffer! — stürzt der Ofen mit- samt dem zappelnden Meister um und erschlägt den Unhold.

Friedlich liegen Schwein und Popping nebeneinander, der Keiler ganz, Popping halb tot.

Als er seine fünf Sinne wieder beisammen hat, mißtraut er zuerst dem Glück, streckt dann vorsichtig die Hand aus und zaust in Herzensängsten das Ungetüm am Fell. Es regt sich nicht mehr. Entweder hat es einen Nervenschlag bekommen oder der Ofen hat ihm die Wirbelsäule zerbrochen.

Der Meister aber, der lebt nicht nur, der ist auch heil!

Am liebsten hätte er nun getanzt.

Allerdings konnte er sich nicht verhehlen, er war erschöpft und fühlte Schrammen. Nach rückwärts die Hände aufgestemmt, schob er sich auf den Werk Tisch, setzte sich auf eine Kante, stützte den Kopf in die Hände und überlegte.

Welche Kühnheit und vor allem welche Kraft gehörte dazu, ohne Weidwaffe und obendrein in einer engen Stube ein rasendes Wildschwein zu erlegen! Draußen lärmten noch immer bestürzte Menschen umher und suchten das Tier, und zu Füßen Meister Poppings lag es bereits erschlagen in der Werkstatt!

Wer erschlug es denn? Der Ofen?

Nein, Egert Popping!

Sicher! Er hatte den Eindringling weidgerecht angepirscht und regelrecht gestreckt.

fragt man einen Weidmann, wie er jagt? Der eine erlegt ein Wildschwein durch einen Schuß, der andere lockt es in den Spieß hinein, der dritte braucht einen Ofen dazu.

Egert Popping springt vom Tisch. Niemand braucht zu wissen, wie er den Keiler zur Strecke brachte, noch nicht einmal seine Frau. Die soll nur erschauernd sehen, wie in einen Kampf um Leben und Tod auch noch ein Ofen stürzte.

Flugs holt er aus dem Holzstall einen mächtigen Buchentnüttel, wirft ihn über den Eber und setzt sich wieder auf den Werk Tisch.

Da kehrt gerade Frau Popping heim. Entgeistert bestaunt sie die Walstatt.

Egert streut nur ein paar Worte hin. Das ewige Leid mit den offenen Türen. Diese Lässigkeit hätte ihm das Leben kosten können. Er sei aber in seiner Geistesgegenwart geschwind vom Werkisch über den Eber gesprungen und durch den Flur in den Holzstall. Das übrige sehe sie vor sich.

Frau Popping war bedrückt. Ihr schlug das frauliche Gewissen. Aber stolz war sie doch. Der Held, der dieses Untier erlegt hatte, der war ihr — hört ganz genau zu! — der war ihr Mann! Wie schön, daß sie das ihren Kindern erzählen konnte!

Sie half den Ofen aufrichten, richtete auch den Mann auf. Er war doch mitgenommen, fast zerknüllt. Kein Wunder nach solcher Heldentat!

Aber nicht lange. Wieder allein, raffte er sich auf, schleuderte verwegen die Fäuste, durchloht vom Glück des großen Sieges, und rief:

„Was wirst du nun sagen, Gunther Schlienke?“

Der Schlienke war ein Schlossergefell mit Muskeln wie Eisen. Vor Jahren hatte er einen jungen Stier, der ihn auf der Weide, weil er in rotem Wams ging, angriffslüsternd betrachtete, an den Hörnern gepackt und umgelegt.

Dem Popping grollte er. Der hatte in der Dudelsackschenke behauptet, in den Augen der Weisen sei eine Nadel genau so schwer wie Schlosserwerkzeug, und war dabei geblieben, auch als der andere sich anschickte, die Frage handgreiflich zu lösen.

Flink wie ein Wiesel, riß Popping aus. Hinterher der Schlosser, dicht auf den Fersen, aber nur anfangs.

Popping war schneller, erreichte sein Haus, sprang hinein, warf das Tor zu, schob den Kiegel vor und stürmte die Treppe hinauf.

Gerettet!

Inzwischen war auch Schlienke angelangt, Neugierige dabei, Gegner wie Anhang.

Im oberen Stock riß Popping ein Fenster auf, höhnte dem Gesellen zu, in den Augen der Weisen seien flinke Beine mehr wert als klotzige Arme, und wandte sich an die Menge.

Zugegeben, er sei geflohen, aber nur vor seinem Jähzorn! Furchtbar sei er in der Wut! Wäre er nicht ausgerissen, hätte er Schlien-  
kamp totgeschlagen!

„Freunde, was dann?“

Damals hatten ihn die Tuppenauer ausgelacht, allen voran der  
Schlosser.

Aber nun? Was sagst du nun, Gunther Schlien-  
kamp?

Und was werden die andern sagen?

Egert Popping schleift den verendeten Schwarzrock vor die Haustür, stellt sich daneben, kreuzt die Beine, an den hölzernen Schlagetot wie an einen Speer gelehnt, und läßt seine Stimme ins Weite schallen:

„Herbei, herbei! Die Sau ist tot!“

Sie kamen in Scharen, rühmten ihn, ließen ihn hochleben, schüttelten ihm die Hände.

Seht, jetzt hat ihn doch einmal der Jähzorn übermannt! Der macht Zwerge zu Riesen!

Gunther Schlien-  
kamp, im Oberstübchen nicht so gefestigt wie im Unterbau, äugte scheu herüber und machte sich davon. Zur Nacht stellte er einen schweren Sammer neben sein Bett.

Egert Popping ließ ihm sagen, Angst brauche er nicht zu haben; er täte ihm nichts.

Dieser Edelmut hatte Poppings Zeitgenossen sehr gefallen, und als er eines Tages entseelt vor seinem Ofen lag, ließen sie in Lebensgröße sein Standbild schnitzen und stellten es nach einer schönen Feier neben sein Gaustor.

Zu den Kosten hatte auch Gunther Schlien-  
kamp ein Scherflein beigetragen.

Aber die Nachfahren, zumal sie wußten, auf welchem Acker ihre heitere Weltbetrachtung gewachsen war, ehe die Körner in die Mühle kamen, zierten mit dem Bildwerk ein Schelmenstübchen und meißelten in den Sockel:

Egert Popping, aus Tippenauer Holz geschnitzt!

Eigentlich hätte Popping, weil auch zu seiner Zeit die Lüge verpönt war und er trotzdem geflunkert hatte wie ein Märchenerzähler, nach altem Väterbrauch eine ganz andere Tracht Holz verdient. Aber für ihn war sein Geldentum tatsächlich ein Märchen gewesen, ein lange erträumtes zudem und das schönste seines Lebens, sobald es für andere Wahrheit wurde.

Doch Märchen hin, Märchen her, ein Wunder ist die Geschichte von Egert Popping und dem Wildschwein gewiß nicht gewesen. Wenn dagegen ein Darlehn dreimal über Eck läuft und sich ohne Zutun der Gläubiger und Schuldner zu deren eigener Überraschung vermehrt, ohne verzinst zu sein — poß Preise, Pott und Pökel! —, das ist ein Wunder!

Die Geschichte muß sich in Zeitläuften zugetragen haben wie das Schelmenstück mit den Sundwaller Krebsen, auf alle Fälle in einem Zeitraum wirtschaftlichen Tiefstands, der zwar den Gefrierpunkt noch nicht erreicht hatte, aber auch nicht mehr weit davon entfernt war.

Kein Geld hatte jeder, manchmal gar keins.

So erklärte es sich, daß der hoch angesehene Bäckermeister Frerich Pickemaat vom Amtsrat Olsen Buschfötter hundert Dukaten lieh.

Es war von alters Brauch und Pflicht, einander zu helfen, so es nottat.

So half auch der Amtsrat von Herzen gern und versicherte auch noch, mit der Rückzahlung habe es Zeit.

Es konnte nicht ausbleiben, daß er in Verlegenheit geriet. Weil er aber dem braven Pickemaat das Herz nicht schwermachen wollte,

bat er den Färbermeister Ehme Twenhävel, ihm für kurze Zeit auszu-  
zuhelfen, ebenfalls mit hundert Dukaten.

Sundert hatte Twenhävel selber nicht und bat den Amtsrat um  
ein Stündchen Geduld. Er bringe ihm das Geld ins Haus.

Wenige Minuten später stürmte er zum Bäckermeister Pickemaat.

„Zerrlich, der konnte helfen! Man hatte in der Stadt viel häus-  
liche Feste gefeiert, zu denen Kuchen und Knusperzeug wie der Ton  
zur Flöte gehörte, und wer in Nippenau Hochzeit hatte, bezog sein  
Bäckwerk selten von einem andern als von Pickemaat. Aus diesem  
Grunde hatte schon sein Vater einen Storch im Wappen geführt und  
hieß im Volksmund Storchbäcker. So nannte man auch den Sohn.

Färbermeister Twenhävel erhielt nun leihweise hundert Dukaten  
vom Bäckermeister Pickemaat und überbrachte sie dem Amtsrat  
Buschfötter.

Inzwischen war dem Bäckermeister aufs Gewissen gefallen, daß er  
nicht nur hundert zu fordern, sondern auch hundert zu zahlen hatte,  
nämlich an den Amtsrat. Weil er aber schon hundert verausgabte,  
standen ihm nur noch fünfzig zur Verfügung. Trotzdem machte er  
sich Hals über Kopf auf den Weg:

„Amtsrat, Ihr wart so gefällig, mir nach Väterbrauch beizustehen  
und hundert Dukaten zu leihen. Erlaubt, daß ich vorerst fünfzig  
zurückzahle, und seid bedankt.“

Umgehend brachte Amtsrat Buschfötter dem Färbermeister Twen-  
hävel die fünfzig:

„Ihr wart so gefällig, mir nach Väterbrauch beizustehen und  
hundert Dukaten zu leihen. Erlaubt, daß ich fünfzig zurückzahle, und  
seid bedankt.“

Unverzüglich machte sich Färbermeister Twenhävel auf den Weg  
zum Bäckermeister Pickemaat:

„Ihr wart so gefällig, mir nach Väterbrauch beizustehen und  
hundert Dukaten zu leihen. Erlaubt, daß ich fünfzig zurückzahle,  
und seid bedankt.“

Sofort eilte Pickemaat zum Amtsrat Buschfötter:

„Infolge einer unerwarteten Einnahme kann ich die zweiten fünfzig schon heute zurückerstatten. Nochmals herzlichen Dank.“

Nun hatte Amtsrat Buschfötter die hundert, die er dem Storchensbäcker geliehen hatte, wenn auch ohne Zinsen, voll zurück und begab sich unverweilt zum Färbermeister Twenhävel:

„Infolge einer unerwarteten Einnahme kann ich die zweiten fünfzig schon heute zurückerstatten. Nochmals herzlichen Dank.“

Jetzt hatte auch Färbermeister Twenhävel seine hundert zurück, nur ebenfalls ohne Zinsen, eilte zum Bäckermeister Pickemaat und zählte ihm fünfzig auf den Ladentisch.

Wie denn? Was denn? Pickemaat verweigerte die Annahme:

„Meister Twenhävel, Ihr seid im Irrtum. Ich selber hatte, wie ich nun sagen darf, hundert entliehen und habe sie voll zurückgezahlt. Wie sollt Ihr mir noch fünfzig schulden?“

Der Färbermeister war nicht weniger ehrlich:

„Meister Pickemaat, der Irrtum liegt bei Euch. Hundert habt Ihr mir geliehen und könnt Euch drauf verlassen, nur fünfzig bekamt Ihr zurück!“

Der Storchensbäcker stand vor einem Kätsel: „Glaubt es, Twenhävel, dann habe ich fünfzig zu viel.“

Sie setzten sich zusammen, kamen aber nicht weiter damit, zogen darum den Amtsrat hinzu und bekannten, wie die hundert Dukaten dreimal über Eck und wieder zurückgelaufen waren.

Nun rechneten sie zu dreien. Das Ergebnis blieb das gleiche. Alles war bezahlt, aber der Storchensbäcker hatte fünfzig zu viel.

Ein Wunder! Unerklärlich! Staunend vernahm es Nippenau.

Na, ob es unerklärlich war, das mußte erst festgestellt werden. So wundergläubig war der Sohe Rat denn doch nicht. Er beauftragte den besten Rechner der Stadt, Oberkanzleirat Peregrin Sassenjohann.

Dem bescherte dieser ehrenvolle Auftrag schlaflose Nächte und ruhelose Tage. Völlig erschöpft, erstattete er zwei Wochen später Bericht.

„Amtsrat Buschkötter leiht dem Bäckermeister Pickemaat hundert Dukaten, entleiht dann selber hundert vom Färbermeister Twenhävel, erhält von Pickemaat fünfzig zurück und gibt sie Twenhävel, erhält nochmals fünfzig und gibt sie ebenfalls Twenhävel. Also ist er bezahlt und hat bezahlt.

Färbermeister Twenhävel leiht dem Amtsrat Buschkötter hundert, entlieh aber selber hundert vom Bäckermeister Pickemaat, erhält von Buschkötter fünfzig zurück und gibt sie Pickemaat, erhält nochmals fünfzig und gibt sie ebenfalls Pickemaat. Also ist er bezahlt und hat bezahlt.

Bäckermeister Pickemaat leiht dem Färbermeister Twenhävel hundert, erhält zweimal fünfzig zurück, zahlt zweimal fünfzig dem Amtsrat Buschkötter, ist bezahlt, hat bezahlt, hat aber fünfzig zu viel.

Obwohl kein Zins erhoben wurde, scheint trotzdem das Kästel auf Zinsfüßen zu stehen, indessen in einer höheren Wissenschaft, deren Geheimnisse noch nicht entschleiert worden sind. Offenbart hat es sich vermutlich durch die Absonderlichkeit, daß in nahezu gleicher Zeit die gleiche Summe im Dreieck über die gleichen Personen lief.

Gezeichnet Peregrin Sassenjohann, stadtnippenauischer Oberkanzleirat.“

Wie gesagt, es waren schlimme Zeiten. Desto mehr erregte sich die Bürgerschaft. Die Storchbäckerei Pickemaats wurde bestürmt, als gäbe es nur noch Hochzeit in Nippenau. Man kaufte diesmal aber nur aus Neugier. Aus seinem eigenen Munde wollte man hören, daß er fünfzig Dukaten zu viel hatte, und Pickemaat versicherte es in unermüdlicher Geduld.

Schon nach wenigen Tagen wurde es in Teekränzchen und nicht zuletzt an Stammtischen lebendig. Sah man da nicht wieder in un-

übertrefflicher Deutlichkeit, wie rückständig die führenden Männer waren? Drückte die Not nicht Stadt und Land? War in Bauzenburg und Klingenförde das Geld nicht ebenso knapp wie in Nippenau? Sätten die drei Städte nicht längst den Versuch machen müssen, auf diese Art Geld ins Land zu bringen? — Eingaben mußte man machen!

Man machte sie, und selten war der Sohe Rat so ernst gewesen.

Ernst? — Säumig war er!

Schließlich tat er aber doch, was die Eingaben wollten, und schlug, um beim Hundert zu bleiben, hunderttausend Dukaten vor.

Und nun geschah ein neues Wunder: Klingenförde und Bauzenburg waren sofort bereit, erklärten in ihrer Überraschung sogar, es wäre nur recht und billig, daß der erste Gewinn Nippenau zufiele. Dann sollte die Leihsumme weitere zwei Umläufe machen, immer dreimal über Eck, damit auch Bauzenburg und Klingenförde ihren Gewinn erhielten.

Nippenau fing an. Es trat an die Stelle des Storchbäckers. Bauzenburg war Amtsrat Buschkötter, Klingenförde Färbermeister Twenhävel.

Daß es noch Wunder gab, bewies auch Bauzenburg. Wahrhaftig, es kratzte seine letzten Batzen zusammen und zahlte in bar an Nippenau hunderttausend Dukaten auf e i n e m Brett.

Nun mußte also Bauzenburg an Klingenförde herantreten, und Klingenförde mußte hunderttausend Dukaten an Bauzenburg entrichten.

In bar?

Ja, selbstverständlich in bar!

Ja, sagten sich in plötzlicher Erleuchtung die Klingenförder, ist Bauzenburg deshalb so willfährig gewesen, weil es das Darlehn von uns zurückerwartet?

Sie schimpften den Bauzenburgern ein Loch in die Stadtmauer und zahlten keinen Heller, geschweige hunderttausend Dukaten.

Es kam noch schlimmer. Allen Ernstes schlugen sie den Nippenauern vor, das Geld zu teilen und über die Bauzenburger herzufallen.

Nun hätte ja Nippenau am liebsten das ganze Bauzenburg zerbröckelt und stückweise ins Saff geschmissen. Aber nicht so! Sperrangelweit öffnete der Sohe Kat die Tür und ersuchte die Klingenförder, sie von außen wieder zuzumachen.

Dann brachte er ein Fähnlein Berittener auf den Weg und schickte, ehe die Klingenförder begriffen, was geschehen war, den Bauzenburgern die hunderttausend Dukaten bis auf den letzten Batzen zurück.

Das Dreieckwunder aber blieb ungelöst, weil niemals drei Gemeinschaften so lange einig waren, wie ein Darlehn braucht, um dreimal über Eck zu laufen.

Eine seltsame Geschichte!

Wahr mußte sie sein. Das Volk hatte sie erzählt.

Wer sie vernahm, hatte lange nachzudenken.

Bis ein befreiendes Lachen auch dieses Kätsel löste.

Nicht viel später ist es in Nippenau, weil der Sohe Kat Gold machen sollte und Arbeit befahl, wahrhaftig zu einem Aufstand gekommen.

Da war aber nicht nur ein Aufruhr, da war auch ein Schulmeister, der Stothfang hieß.

Ob Setzer oder Mitläufer, sie waren alle durch seine Schule gegangen.

Schulmeister wie ihn gab es nicht alle Tage. Begeistert von seinem Beruf, meisterte er die Schule, wie es nur Leuten seines Schlages gelingt. Seinen akademischen Grad Magister trug er dabei so harmlos wie eine Blume im Knopfloch.

Ein neues Schuljahr begann er wie die erste Sautierung an einem Meisterstück. Wie von ungefähr zeigte er den Mädchen und Buben ein biegsames Rohr, und während es in seinen Händen bedrohlich wippte und pfiß, erging er sich in Darlegungen über Schilf und Bambus und andere Hohlenschaftgewächse, sprach von Niegern und Sklaven und Rittern und Herren, um schließlich zu beteuern, nicht nur bei den Schwarzen, nein, in allen Erdteilen gäbe es Gesindel, das ohne einen Bakel nicht zu regieren sei. Er aber wolle sein spanisches Rohr in die Ecke stellen, aus der es allerdings, und zwar geschwind wie ein Kobold aus dem Kasten, wieder hervorspringe, sobald er gewahr werde, daß sein Versuch mißlinge.

Meist gelang er. Blick und Wort leisteten mehr als Stock und Sieb. Für den Bakel, lateinisch baculum, liebe Schüler, hatte er nichts übrig, zumal auch der für die Dummheit nicht gewachsen war, und den Faulen und Frechen rückte Stothfang ganz anders auf den Leib. Da blitzten seine Augen, als schlug es ein, und seine gewaltige Stimme gab den Donner dazu, sei es, daß er eine einzelne Range anfuhr oder das allgemeine Gebot wetterte:

„Ruhe in der Klasse!“

Da mußte sich auch der widersetzlichste Bengel nicht mehr, selbst wenn es einer war, der sonst die halbe Welt erbohte.

„Ruhe!“

Die ganze Persönlichkeit Stothfangs offenbarte sich in diesem Befehlswort, und den Schülern drang es im Laufe der Jahre so tief ins Ich, daß ihnen, dachten sie nur daran, auch dann noch ein gelinder Schauer über den Nacken schoß, wenn sie selber schon Kinder hatten, die zu Stothfang in die Schule gingen.

Er sah so aus, als würde er niemals älter, und wirklich hatte er schon eine stattliche Reihe seiner Schüler überlebt, ehe man ihm anmerkte, daß auch an ihm die Jahre nicht spurlos vorübergegangen waren. Einige Fältchen gruben sich in die Augenwinkel und das Haupthaar hatte ein paar weiße Fäden bekommen; aber ging es auch

allmählich an die achtzig mit ihm, das Zipperlein kannte er noch immer nicht, auch keine Störungen im Kreislauf, wenigstens nicht bei sich selbst. Bei anderen bemerkte er sie oft, und, wie es ihm vorkam, lezthin sogar im nippenauischen Staatsgefüge.

Man sollte es nicht für möglich halten: Derselbe Sohe Kat, der die hinterhältigen Klängenförder so erfrischend schnell aus der Katsstube hinausbefördert hatte, als sie Bauzenburg hineinlegen wollten, wurde damals nicht mit seinem eigenen Volke fertig, besser gesagt, nicht mit dem auffässigen Teil davon. Er nahm ihn nicht ernst, noch nicht einmal, als ihm bekannt wurde, daß die eingewanderten Bauzenburger dahintersteckten. Streithammel und Nörgler müsse man austrafeelen lassen, meinte er.

Das war ein böser Fehler, meine Herren vom Kat!

Den Scharwachen kochte das Blut in den Adern, wenn Aufwiegler durch die Straßen lümmelten und sie den Unfug über sich ergehen lassen mußten.

Läßt es kochen! Wollen sehen, wer recht hat, Magister Stothfang oder der Sohe Kat! Schwärme, die nicht beachtet werden, verlaufen sich bald!

Und wahrhaftig, einige Tage später hat sich das auffässige Luderpack verkrümmelt und läßt sich nicht mehr blicken!

Ja, äußert sich ein wenig selbstzufrieden ein Senator, die Jupfgeige, auf der man spielen will, muß man kennen!

Schon haben die Wachen keinen Bereitschaftsdienst mehr, und die Herren vom Kate gehen des Abends unbewehrt nach Hause.

Na, dann gute Nacht allerseits!

Doch eines Tags, ganz kurz vor Mitternacht, klingt es irgendwo auf, als wäre auf der Jupfgeige des Senators eine Saite zersprungen.

Die meisten hören es nicht. Sie schlafen schon. Auch die Fenster der Gaststätten sind schon dunkel, und im trüben Schein der Straßentlaternen trottet nur da und dort ein schläfriger Wachtmann. Sogar die Sterne machen die Augen zu.

Jetzt wird es lauter und schleicht heran, sammelt und rottet sich aus Winkeln und Gassen, bis plötzlich unter lohenden Fackeln Männer und Weiber, auch halbwüchsiges Kropfzeug dazwischen, tobend durch die Straßen ziehen.

Whe sie Junkerschädel spalten und Geldsäcke leeren, soll das Rathaus brennen.

In wilden Säufen rennen sie über den Ratmarkt. Ärte sollen das Tor zerbrechen, Fackeln das Gebälk in Brand stecken.

Der Markt ist hell geworden. Fackelbrände beleuchten Häuser und Denkmäler. Deutlich sieht man auf den Sockeln die heldischen Gestalten aus Nippenauer Vorzeit. Nur auf dem einen scheint etwas nicht in Ordnung zu sein.

Da stand doch immer nur e i n e Gestalt; jetzt sind es zwei.

Ihr habt wohl zu tief ins Glas geschaut! Vorwärts!

Der fauchende Heerwurm beißt schon in die Kathaustreppe. Beile, Ärte, Säumer blinken auf. Kein Wachtmann ist zu sehen. Die Menge jöhlt. Sie hat den Sieg schon in der Tasche.

Dröhnend wuchtet eine Art ins Ratstor.

Da gellt von dem Sockel, der zwei Gestalten trägt, von einer Donnerstimme gerufen, der Befehl hinüber:

„Ruhe in der Klasse!“ —

Simmel, dort steht der Magister!

Und unten stehen die Massen und rühren sich nicht mehr. Lähmend wie Schreck und Entsetzen ist ihnen das altgewohnte Donnerwort in die Glieder gefahren. Die dräuenden Fäuste sinken und lösen sich. Manche läßt heimlich das Beil oder den Säumer fallen, die Art oder die Brechstange, mit der sie die Welt verbessern wollte. Niemand wagt ein Sterbenswörtchen, und alle wissen, jetzt wird sie Stothfang mit Schimpf und Schande nach Hause schicken.

Seht doch, am Sockel lehnt eine Leiter. Hinaufgestiegen ist er wie der Urnippenauer auf das Rotwild. Da ist es ein Leichtes für ihn,

auf seinen flinken Beinen herunterzuklettern und die widerspenstigen Schüler am Brustlatz zu fassen.

Darauf will man es nicht ankommen lassen. Man müßte ihm sonst noch in die Augen sehen!

Einige machen sich davon. Die waren schon in der Schule so. Wenn es brenzlich wurde, wollten sie nicht dabeigewesen sein.

Wer noch ein Weilchen blieb, tat es nicht, um Widerstand zu leisten. Stothfang hatte immer gesagt: Schon der Versuch ist strafbar! Nein, sie wagten einfach nicht wegzugehen, ehe es Stothfang befohlen hatte.

Der wollte erst noch mit ihnen abrechnen.

„Ihr unnützen Bengels und auch ihr da, ihr niederträchtigen Rangen, habe ich euch nicht immer vor Brand und Eisen gewarnt. Habe ich nicht tausendmal gesagt, ihr sollt das Feuer lüten, damit ihr euch nicht verbrennt, und sollt kein Eisen gegen die Obrigkeit erheben, damit ihr euch nicht stecht und der Mordstahl ins eigene Fleisch geht!? Bin ich denn, zum Himmel Donnerwetter, für euch widerhaariges Kadaugezücht ganz umsonst auf der Erde gewesen? — Ruhe in der Klasse!! — Sacken zusammen! — Kehrt! — Lauffschritt, marsch, marsch! — Und daß mir das nicht ein zweites Mal vorkommt!“

Sie wußten selber nicht, wie ihnen geschah! Sie gehorchten! Bei Stothfang waren sie das gewohnt, beim Hohen Räte nicht!

Flüchtende Schritte, verglimmende Fackeln, ein vom Sockel kletternder Mann, dann war Ruhe in der Klasse.

Am nächsten Morgen sahen die verstornten Ratsherren eine Menge Eisenzeug und ausgebrannte Fackeln auf dem Ratsmarkt liegen.

Als sie nun tagten und die Geschichte von Stothfang und dem Aufstand ruchbar wurde, sagte derselbe Senator, der kurz vorher so selbstgefällig gewesen war, ein fluges Wort:

„Männer gibt es immer, nicht immer einen Mann!“

Dann beschloß der Hohe Rat, ein Gesetz zu erlassen, daß jeder Staatsbürger sich fortan bewußt zu sein habe, was es bedeute, wenn

vom Katharinenturm eine Fanfare sechs langgezogene gleiche Töne blase. Das sei ein Befehl des Hohen Rats und heiÙe:

*Ku-he-in-der-Klas-se!!*

Der Fanfarenruf blieb aber nicht nur Staatsbefehl, die Nippenauer waren auch klug genug, im eigenen Herzen eine Fanfare klingen zu lassen, sobald in irgendwelchen Lebensnöten die Seele rebellisch wurde.

Jäckel Bolz hatte das vergessen oder nicht gewußt, zumal er seine Heimstatt im Katharinenturm hatte und es gar nicht hörte, wenn vom Söller unter dem Zelmdach eine Fanfare blies.

Er selber meinte, er werde es wohl vergessen haben. In jahrelanger Einsamkeit hatte sein Gedächtnis gelitten, und so bedrohlich, daß man an die Saurier hätte denken können.

Jäckel Bolz war der Wächter im Katharinenturm, hatte jedoch zu seinem Schaden und schließlich auch zu seinem Mißvergnügen keine Wächterin. Sein einziger Kamerad war ein Hund, dazumal ein Schnauzer, der sich immer putzmunter erhielt, aber niemals richtig wußte, wozu er auf der Welt war.

An seinem Herrn hatte er nichts zu betreuen, am Turm und seinem Inhalt auch nicht. Niemand war lüstern danach, eine Glocke zu stehlen, und wegen der Sabotagen von Jäckel Bolz bemühte sich gewiß kein Dieb die Turmtreppe herauf, und daß Spitzbuben durch Turmfenster einstiegen, war erst recht nicht zu befürchten. Machte sich Jäckel Bolz auf den Weg, um einzukaufen oder Wasser zu holen, blieb ebenfalls nicht viel an ihm zu schützen. Er ging nur flüchtig über den Altmarkt und jedesmal so früh am Tage, daß Gefahren und andere Mißlichkeiten, wie Jäckel Bolz frischweg behauptete, um diese Zeit noch schliefen.

Ø, die Welt verstand er gut, nur sich nicht!

Nun, das kommt wohl noch! Sich selbst bleibt man ja lange unverständlich! Es wird sich legen!

Nein, nein! Die Einsamkeit hat Jäckel Bolz ganz wunderbar gemacht! Sogar den Hund!

Der wußte nicht, wie er sich die Zeit vertreiben sollte, die hier so träge aus der Turmuhr floß. Er durfte knurren, wenn das Uhrwerk schnarrte und den Hammer hob, durfte Dohlen verbellen, Fledermäuse aus dem Gebälk verscheuchen und mit lustig wackelnder Rute, Glücksgewinsel und Freudengekläff die Lerchen grüßen, die vor den Fenstern zwitschernd zum Himmel stiegen, aber Aufgaben, wie sie sich für einen richtigen Hund gehörten, hatte er nie.

Das gab er dem Jäckel Bolz auch hin und wieder zu verstehen. Rief er ihn – „Strupp, komm mal her!“ – gehorchte er wohl, aber mit einer Miene, als ob er sagen wollte: Was soll das, Jäckel?! Stelle dich doch nicht, als hättest du für mich zu tun! Wäre ich nicht so treu, hätte ich mich schon längst aus dem Staube gemacht! Ein Hundeleben ist das hier!

Er war noch nicht einmal ein Schoßhund, kein Haus- und kein Hofhund! Ein Turmhund war er!

Daß es hier oben nicht mehr auszuhalten war, sah allmählich auch Jäckel Bolz ein, und weil er schon als Junge nicht zu den Dummen gehört hatte, entschloß er sich, zu heiraten.

Es war ein freudiger Entschluß, und freudig wollte er rufen: „Nimm dir eine Frau, Jäckel Bolz!“ Er rief aber nur: „Nimm dir eine Frau!“

Seinen Namen hatte er vergessen.

Er versuchte es ein zweites Mal. Für nichts! Ein drittes Mal. Vergebens! Zum hundertsten Mal. Umsonst!

Das ewige Alleinsein hatte sein Gedächtnis durchlöchert wie ein Holzwurm Gebälk, und wie er sich auch mühte, sann und grübelte, er wußte nicht mehr, wie er hieß.

Entsetzlich!

Erst kroch es ihm kalt den Rücken hinauf, dann lief er entgeistert umher und durchstöberte aufgelöst in allen Stuben und Winkeln die Kisten und Kästen, die Truhen und Schränke, durchblätterte Urkunden, Bücher und Briefe, um wenigstens einen Anhalt zu finden.

Er fand ihn nicht.

Seinen Geburtschein, ohne den er behördlich überhaupt nicht geboren war, hatte er in seiner Junggesellenwirtschaft irgendwie verframt, die Schulzeugnisse, die er schon als Junge gern versteckt hatte, erst recht.

Ihm tanzte das Hirn. Er fragte Strupp. Der sagte „Wau!“, und so hieß er nicht, der Jäckel Bolz. Auch „Bamm!“ hieß er nicht, wie die Glocke rief, auch nicht wie der Wind raunte oder die Lerchen trillerten.

Außer sich, stürmte er zu einer Luke im Turmdach, stieß den Laden auf und wollte sich gerade — !

Nein, ein Hippenauer tut das nicht! Er stürzt sich nicht gleich in einen Abgrund, wenn etwas schief geht, schon gar nicht, wenn er seinen Namen vergessen hat.

„Strupp, komm mal her! Denke dir aus, Herrchen spränge vom Turm, weil er seinen Namen nicht mehr weiß, und unterwegs, da fiel er ihm ein! — Was sagst du?“

„Wau!“

„Nicht wahr? Das ist auch in deinen Augen kein Abschluß! Man muß es anders machen!“

Ohne vorerst zu wissen, wer da läuft, eilt Jäckel Bolz, immer eine Stufe überspringend, die Treppe hinab, die nächste und die übernächste und zum Tor hinaus, Sund Strupp hinterher.

Auf dem Altmarkt fragt er einen Bäckerjungen, der pfeifend aus der Stöbengasse biegt:

„Junge, kannst du mir sagen, wie der Turm da heißt?“

„Das kann doch jeder! Katharinenturm!“

„Natürlich! Richtig! Schönen Dank!“

Jäckel Bolz, wieder nippenauisch aufgekratzt, wirbelt über den Markt wie eine Windhose, Strupp bellend dabei.

Vor der Brüdergasse stößt er auf einen Wachtmann.

„Ach, Entschuldigung! Ob er ihm wohl sagen könnte, wie der Katharinentürmer heiße! Sonst müßte er zum Meldeamt!

Sicher kann das der Wachtmann! Den Namen kennen ja alle!

„Den Mann wohl nicht?“

„Die wenigsten!“ — Der Wachtmann deutet zum Turm hinauf.  
„Er ist fast immer da oben, und die Nippenauer nennen ihn den Mann im Mond!“

Jäckel Bolz erschrickt. Auch Strupp fährt zurück.

„Warum denn Mann im Mond?“

„Das möge Euch ein Keim erklären, der hier umgeht:

Der Mann im Mond ist einsam  
Und nie lebt er gemeinsam,  
Sag niemand, der ihm haushält.  
Wie das der Mann nur aushält!“

Jäckel Bolz beginnt zu lachen. Auch der Wachtmann lacht, und wie närrisch kläfft Strupp.

Atemlos vor Wonne, fragt der Türmer:

„Und wie heißt er denn wirklich, der Mann im Mond?“

„Jäckel Bolz!“

„Richtig, richtig, schönen Dank!“

Jäckel bekommt das Tanzen in die Beine, aber das fällt in Nippenau nicht weiter auf.

„Wetten“, ruft er dem Wachtmann zu, „daß Jäckel Bolz nicht mehr lange Mann im Monde heißt?“

„Wie soll er das machen?“ wundert sich der. „Ich weiß nur eins: Er müßte heiraten!“

„Etwas anderes weiß ich auch nicht!“ jubelt Jäckel Bolz und ist schon auf und davon, ausgelassen umbellt von Strupp.

Nicht lange danach hat er geheiratet, aber nicht als Türmer, sondern als Böttcher. Dieses Handwerk hatte er gelernt und war Türmer geworden, als es in schlimmen Zeiten nichts abwarf.

Fünf Jahre später hatte er schon drei Bolzchen. Denen brachte er den Namen so gründlich bei, daß sie ihn nie vergaßen.

Außerdem stand er über der Werkstatt. —

In der Schelmenhalle war nur ein Geburtschein zu sehen und ein Bild von Strupp.

Im Nachbarstübchen sah es nicht geheuer aus. Da lag vor dem Wandbild eine Kanonenkugel.

Durch die Stadt gerast war sie wie das Wildschwein, aber durch ihre Vorgeschichte war ein Einhorn gelaufen.

In der Einhornhöhle, nicht weit von der Mabuschlucht, hatte nach alter Väterfage ein unliebenswürdiges Tier gehaust, das auf der Stirn ein einziges Horn, aber lang wie ein Speer trug.

Man hielt es seinerzeit für einen irdischen Sendling höllischer Mächte.

Ausgesehen hatte es wie ein Reh mit gültigen Augen, wie zum Streicheln in die Welt gesetzt.

Friedvoll äste es auf einer Böschung am Wald, das Horn im Unterholz. Ahnungslose Wanderer und Spaziergänger blieben stehen, entzückt von dem Anblick:

„Sieh da, eine Rehgeiß!“

Schnell wie ein Windstoß warf sich das Tier herum, überraschend den Kopf gesenkt, raste auf die Menschen los und spießte sie auf; mit Vorliebe Senatoren.

Niederträchtig war es wie die Pest und gegen Jagdzeug gefeit wie ein Höllehund.

Das konnte nicht so weitergehen.

Der Hohe Rat beschloß eine Treibjagd. Sie kam auch zustande, aber wer dabei zur Strecke kam, das waren die Treiber und einige Jäger und Gunde.

Weiter mordete das Untier.

Da machte sich Konrad Gottenrott auf den Weg, ganz allein, noch nicht einmal einen Hund an der Seite, aber einen dickschäftigen Speer in der Faust und einen Hirschfänger am Gürtel.

Nicht lange, da gewahrte er Losung und dann ein äfendes Reh. Von einem Horn war nichts zu sehen.

Nun meint ihr, weil Konrad Gottenrott ein trefflicher Weidmann war, hätte er sich herangepirscht!

Weit gefehlt! Das hatte schon vielen das Leben gekostet.

Den Speer gestützt, aber fest in der Faust, lehnt sich Gottenrott wie zum Ausruhen an einen beleibten Kiefernstamm, der ihm den Rücken deckt, und schickt einen aufreizenden Pfiff hinüber.

Ist er toll geworden?

Das Einhorn mustert ihn, nimmt ihn an und setzt auf ihn los.

Gottenrott verharret, eisern und beherrscht, strafft die Sehnen und regt sich nicht.

Da! Jetzt! Fast berührt ihn die Hornspitze, da springt er beiseite, und — wapp! — spießt sich das Ungeheuer mit dem Horn ins Holz.

Es wirft sich und tobt, strampelt und springt. Ehe es sich losreißt, stößt ihm Gottenrott den Speer ins Leben.

Nun dürfen die Tippenauer wieder ungestört spazieren gehen!

Dem verendeten Feind klopft Gottenrott zärtlich die Weichen:

„Warst ein Galunke, weil dein Schicksal dich dazu gemacht hat!“

Dann wünscht er ihm für seine Seelenwanderung von Herzen, daß er es auf seiner nächsten Entwicklungsstufe schon weiter bringe als nur zum Zweihorn.

Das unheimliche Tier war an den Baumstamm geflogen wie der Gimpel auf die Leimrute.

Sat es sich im Sterben noch Vorwürfe gemacht?

Etwa gar eine Schmähung zugerufen  
Welche denn wohl?  
„Du dreigehörntes Einhorn!“

Nach seinem Ableben ist dieses tadelnswerte Geschöpf vom Stamm Gottenrotts in dessen Stammbaum übergegangen, wenn auch nur als Wappentier. So erklärt es sich auch, daß einige hundert Jahre später ein Gottenrott sein Arzneihäuschen am Gewürzmarkt Einhornapotheke nannte.

Dieser Gottenrott, Knut mit Vornamen, war ein redlicher Mann von großer Herzensgüte, der sich glücklich pries, daß es ihm vergönnt war, seinen Mitmenschen durch Tränklein, Salben, Pulver und Pillen über Leibesnöte hinwegzuhelfen.

Schon aus diesem Grunde, vornehmlich aber, weil er zu den Gottenrotten zählte und sich vermaß, über den Eingang zur Apotheke ein vergoldets Einhorn zu stellen, verfolgten ihn die gleichen höllischen Gewalten, die in der Vorzeit das menschenfeindliche Tier auf die Erde entsandt hatten, unaufhörlich mit ihrer Bosheit.

Er wußte das, machte sich aber nichts daraus, weil ohne Feindschaft das Leben langweilig wäre, machte ihnen vielmehr von Kindesbeinen eine lange Nase, wenn wieder einmal ein tückischer Angriff fehlgeschlug.

Es war dem Zöllengefindel nicht entgangen, daß schon seit geraumer Zeit aus Gründen, die leider nicht überliefert sind, das Einhorn zum Sinnbild der Keuschheit geworden war.

Seiner Urgeschichte entsprach das keinesfalls, auch nicht seinem Urcharakter; aber das war nicht nur bei Einhörnern so.

Die höllischen Mächte waren über diesen Wandel sehr erbost und beschlossen eines Tags, nicht nur das Einhorn über der Apothekentür, sondern die ganze Apotheke samt Mann, Frau, Kind und Kindeskind in Stücke zu schlagen und auszurotten.

Für die Ausführung ihres schändlichen Plans machten sie sich eine Fehde zwischen Nippenau und Bauzenburg zunutze und schossen aus einem Bauzenburger Vorderlader eine weißglühende Kanonenkugel über die Nippenauer Stadtmauer, gezielt auf die Einhornapotheke.

Sie schossen aber zu kurz. Die Kugel ging, ohne einem ein Leid zu tun, auf dem Gewürzmarkt nieder, holperte über das Kleinpflaster, raffte sich wieder auf, um mit Donnergetöse in die Apotheke zu springen, schlug aber gegen die oberste Treppe und verlor im Anprall so viel an Kraft, daß sie sich nur noch mit kläglichem Schwung, wenn auch mit dumpfem Krach, vor die Theke setzen konnte.

Gottenrott hantierte gerade im Laboratorium mit Tiegeln und Retorten und war in seine Arbeit so vertieft, daß er den Höllelärm nur mit halbem Ohr vernommen hatte, so daß ihm nur der letzte Aufschlag zum Bewußtsein kam.

Das war ja eine tolle Flegellei!

Dem immer versöhnlichen Mann schoß Zorn in die Adern.

Heraus aus dem Laboratorium! Hinein in die Apotheke!

„Was fällt Euch ein!“ rief er aufgebracht.

Da mußte ein ungebärdiger Kunde, vermutlich ein zugezogener, nur weil er sich kein Augenblickchen gedulden wollte, mit einem harten Gegenstand auf den Ladentisch geschlagen haben!

Eine Unverschämtheit!

Nun, Gottenrott wollte ihm schon aufwarten!

„Sie wünschen?“ rief er scharf.

Keine Antwort.

„Sie wünschen?“

Vor Unwillen auch zu einem Kaufhandel bereit, beugte sich Gottenrott über den Ladentisch, wo vor dem Rezepturverschlag die Wartebank stand.

Dort mußte der Flegel sitzen!

Gefehlt! Er saß davor!

Glührot vor Niedertracht, bösaartig und verstockt, hochte er da und qualmte wie ein Meiler.

Im Nu verbrauchte dem verdutzten Gottenrott der Zorn, und als er sich vorstellte, wie er drauf und dran gewesen war, einer Bauzenburger Kanonenkugel ein Pülverchen zu applizieren, hätte er vor Vergnügen am liebsten einen Purzelbaum geschlagen, nur war ihm der in seinen alten Tagen nicht mehr zuträglich. Er lachte aber, daß die Fläschchen tanzten.

Inzwischen war, von dem Gepolter aufgestört, auch die Gottenrottin herbeigeieilt. Als sie das Mordwerkzeug gewahrte und ihren Eheliubsten fand, wie er, auf die Theke gestützt, unaufhörlich hopste, prustete und vor Lachen schrie, meinte sie, er habe vor Schreck den Verstand verloren. Als Hausfrau war sie aber gewohnt, immer erst dort zuzugreifen, wo es am dringlichsten war, und so holte sie in der Überzeugung, daß ihr Knut den Verstand schon wiederfinden werde, mit der Hausmagd Wasser und begoß den qualmenden Kunden, der sich gerade anschickte, den Fußboden anzufengen, um wenigstens noch auf diese Art Unheil anzurichten.

Zischend und dampfend hauchte er seine böse Seele aus.

Gottenrott war bereits auf und davon. Vor den Toren tobte die Schlacht.

Einer seiner Enkel, der schon reiten und notfalls einen Stahl schwingen konnte, mußte eilends ein Pferd satteln.

Die Söhne Gottenrotts, die in jüngeren Jahren ebenso geritten und gestritten hatten, kämpften gegen die Bauzenburger. Der Junge sollte ihnen die lustige Geschichte als Stärkung in die Gefechtslinie bringen. Die Nippenauer brauchten die Freude wie das tägliche Brot.

Der Bengel ritt, daß die Funken stoben, und kam, als hätte es Gottenrott geahnt, zu gelegener Zeit.

Ehe sie sich's versahen, war über die Nippenauer das Überraschende und Ungewöhnliche hereingebrochen, daß einige ihrer

Reihen, von Bauzenburger Übermacht bedrängt, ins Wanken gerieten und merklich wichen.

Da kam das Apothekertränklein gerade recht. Es ging von Mann zu Mann und brachte alles wieder in Ordnung. Neu belebt, stürmten die Nippenauer und warfen den Feind.

Ihr Schlachtrup hieß:

„Sie wünschen?“

Und sie bedienten die Bauzenburger, wie es sich für diese ewigen Friedensbrecher gehörte.

Neben der Kanonenkugel hat noch ein anderer Störenfried sein Schelmenstübchen gehabt, ein winzig kleiner Käfer, nicht größer als ein Notenkopf.

Die Nippenauer glaubten an eine Musik im All. Sie wollten das so. Die Sphären sangen, Sonne, Mond und Sterne geigten, Donner trommelten, Winde bliesen und die Erde tanzte.

War es nicht nüchtern, von der Erde zu sagen, sie drehe sich? Besser, zu lehren, sie drehe sich um die Sonne, am besten aber, sie tanze.

Das ganze Leben ein Tanz!

Auch ohne Musik kann man tanzen, aber nur mit einem Hauch der Freude, nicht erfüllt von ihr und ihrer Wunderwelt. Tanz und Musik sind gleichen Bluts, und ihre Heimat ist das Wunderbare, weil auch das Leben ein Wunder ist.

Selbst die Mücken vor der Sonne tanzen in Musik. Ein feines Klingen geht durch ihren Flügelschlag. Wo es zirpt und summt, flötet und zwitschert, ist Musik in Gras und Laub, und wenn die Blätter im Herbstwind tanzen, schlägt die Hand eines Wundersamens die Harfe dazu.

Was wäre das Leben ohne Klang?

Aber nirgendwo ist mehr Musik gewesen als in Nippenau. Zusammenklang ist Eintracht, vorausgesetzt, daß einer, der diese Herrgottskunst beherrscht, den Stab führt.

Nippenau war erfüllt von Harmonie. Es sang und klang in Hof und Gaus, um Linden und Brunnen, bei Saitenspiel und Flötenspiel.

Marschmusik warf Takt in die Massen, und Kammermusik und Orchester waren wie das Leben daheim und das in der Welt. Hier ein Trio oder Quintett, dort die Gesamtheit aus Geigen, Bratschen, Kontrabässen und all den anderen Instrumenten. Die Fiedel zwitschert. Das Cello singt. Die Kontrabässe murren, damit das Lebenslied der anderen um so heller klingt. Es ist das Lied der Geigen und der Lerchen.

Muß da nicht eine Amsel dazwischenflöten oder eine Nachtigall? Die Klarinetten melden sich, die großen und kleinen Flöten.

Das will das rauhe Leben nicht dulden. Winde stehen auf und wachsen zum Sturm. Hörner, Trompeten, Baßtuba und Posaune versuchen das Zwitschern und flöten zu überdröhnen. Es gelingt nicht. Da rufen sie Blitz und Donner herbei. Beckenschläge blitzen auf, Trommeln und Kesselpauken wirbeln und donnern.

Aber die Freude läßt sich nicht morden. Wie ein Spottvogel lacht das Jagott. Seine Töne purzeln wie Koblode durch das grollende All und wecken die Sarge, wecken das Glockenspiel, den Schellenbaum, die Strohfiedel.

Da wagen sich die Geigen wieder hervor und singen das Düstere aus der Welt hinaus. Klagen auch sie einmal, dann klagen sie nur über Menschen, die das Befreien vom Leid nicht verstehen.

So gesegnet war die Musik in Nippenau. Sie mied das Düstere nicht, noch nicht einmal das Grausame und Furchtbare, aber die Geigen, Sarge und Schellen mußten es überwinden, sonst war es Mißklang. Kampf jederzeit, aber keinen ohne Freude!

Jeder Stadtmusikant war Künstler, selbst der Trommelschläger und Paukenist, der manchmal bedauerte, daß ihm nicht auch die

Kammermusik für zarte Trommelleien ein Plätzchen übrig ließ. Nun, bitte sehr, mit dem Fagott zusammen ging das schon und wurde in Nippenau auch manchmal möglich.

Auch der Bläser der Baßtuba war nicht für Kammermusik zu brauchen. Im Orchester war er fast wie die Große Trommel in der Marschmusik. Er begleitete nicht nur, er trug das Tongebäude, wenn auch nicht ohne Entfagung. Wer achtete schon auf ihn? Man bewunderte wohl den Stabführer, der den Tondichter nacherlebte und seine Sprache ins Orchester übertrug, hörte beifällig die erste Geige, die erste Trompete, vielleicht auch noch die Sarge, die Flöte, das Cello; die Baßtuba gewiß nicht. Nur wenn sie nicht vorhanden wäre, o, dann würde man nach ihr rufen und plötzlich erkennen, daß dem Orchester für das Tongebäude die Grundmauer fehlt.

Einmal hatte Nippenau einen Baßbläser, der war geradezu das Herz des Orchesters. Was der Stabführer aus Hirn und Seele hob, pulste er wie Blut in den Klangkörper.

Es muß aber doch, wenn Sonne, Mond und Sterne musizieren, im All ein Kobold hausen, der immer dort erscheint, wo es ernst wird. Das ist der Kobold, der die Komik in den Kosmos gesetzt hat und sie immer wieder in alles Feierliche und Erhabene wirft, solange die Welt steht, und die steht noch lange.

Er wählt dafür die mannigfaltigsten Erscheinungen und Gestalten. Beim Baßbläser entschied er sich für einen Käfer mit dunkelblauen Flügeldecken.

Das Stadtorchester spielte in Anwesenheit des Tondichters die Uraufführung einer Symphonie. Bei den Proben war die Baßtuba nur angedeutet worden, weil der Bläser erkrankt war und fehlte. Bei der Aufführung spielte er infolgedessen fast vom Blatt.

Da schickte der Kobold diesen winzig kleinen Käfer in den Saal. Nicht um ein Stäubchen größer war er als ein Notenkopf und setzte sich auf die Noten des Tubabläfers.

Augenscheinlich wollte das All seinen Spaß haben; der Bläser war kurzfristig.

Auch kein anderer Musikant hatte das Tierchen gesehen, schon gar nicht der Stabführer.

Der Käfer saß ein Weilchen, flog wieder auf, schwirrte, von Schatten behütet, um das Notenpult, setzte sich, flog abermals auf, saß wieder auf dem Notenblatt, aber immer auf den Linien, nie daneben. Die Komik wollte das so.

Und immer spielte der Bläser den Käfer mit!

Am Anfang wurden aus einer Viertelnote zwei Achtel, abermals und wieder so.

Der Stabführer schleuderte Blicke. Die Hörer merkten auf. Natürlich staunte auch der Bläser selbst. Aber was konnte er tun? Er mußte spielen, was auf dem Blatt stand.

Weiter unten kamen zwei eindrucksvolle Sechzehntel. Der Käfer saß dazwischen, und so tutete eine entsetzliche Triole in eine klangliche Verzückung.

Aufgebracht drohte der Stabführer und ballte dabei die linke Hand.

Als bald wurde ein schmelzendes Piano dermaßen zum Fortissimo gesteigert, daß der Tondichter glaubte, im Orchester wäre die Tobsucht ausgebrochen.

Wer ahnte, daß auf dem Notenblatt immer wieder der kleine Käfer erschien, die Flügel hob, umherschwirrte, sich nieder setzte, abermals ein Stückchen flog, sich gleich danach aufs neue niederließ und unaufhörlich mitgespielt wurde!

Bis er dem Stabführer vor die Nase furrte.

Der verstand plötzlich und klopfte ab.

Nur Schluß! Nur Schluß!

Unter den Zuhörern wogte es bereits wie im Haß bei Sturm. An einer Wand lehnte in bleichem Entsetzen, die Hände an den Schläfen, der Tondichter.

Der Stabführer war Nippenauer, wußte auch, daß er nicht vor Bauzenburgern gespielt hatte, drehte sich um, gebot Ruhe und setzte fichernd auseinander, wie ein kleiner Käfer eine große Symphonie zum Scheitern brachte.

Da ließ der Tondichter die Hände von den Schläfen und hielt sich prustend den Leib, Zuhörer und Musikanten jubelten und dankten dem Kobold der Welt für diesen herzerfrischenden Streich.

Dann spielte das Orchester das Werk von vorn, und die Hörer lauschten in Andacht, erfüllt von einem meisterlichen Werk.

Es hieß von da an die Käfersymphonie.

**A**uf irgendeine Art muß diese Tondichtung aus der Goldenen Schmiede hervorgegangen sein.

Die hatte ein Schmi. ^ geschaffen. Eine Schmiede war sie aber trotzdem nicht gewesen.

Auf dem Bild im Schelmenstübchen schob ein fröhlicher Schmiedemeister ein niedriges Gefährt mit einem Amboß vor sich her. Machte er halt, schmiedete er mit silbernen Hämmern, bis Scharen von Menschen herbeieilten, weil es klang, als wäre eine Glocke aus den Türmen gesprungen und läute auf den Straßen.

Im Takte der Hämmer rief er:

Schmiede, Schmied, dein Meisterstück,  
Immer frisch und froh!  
Schmiede schmieden sich ihr Glück  
So oder so.

Einst hatte ihn das Leben härter geschlagen als Hämmer den Amboß und ihm alles geraubt: Weib, Kind, Hof und Haus mitsamt der Schmiede.

Die war eine Edelschmiede gewesen, er selber Goldschmied, sein Glück aber Truggold.

Er wanderte aus, um vor sich selber zu fliehen und vor der Welt, den Menschen, dem Leid.

Aber die Welt ging mit und das Leid ging mit und verließ ihn erst, als er sich selber nicht mehr verließ und Umkehr hielt, nirgendwo sonst als im eigenen Herzen und durch niemand bewogen als den Herbst, weil er ihn mit anderen Augen sah als vor Jahren daheim.

Damals hatte er geglaubt, vom Dasein einen ewigen Frühling und einen Sommer erwarten zu dürfen, der ewige Ernte brachte. Nun wurde ihm, weil er nichts mehr besaß, auch das Karge zur Erquickung, und so erlebte er, während sich rings wie unter Farbenbränden die Erde in Schönheit verschwendete, um nach einem Winterschlaf neu zu erstehen, das Kostbarste, was ein Mensch und ein Volk erleben kann: die Wiedergeburt.

Später hat er niedergeschrieben, wie ihm ums Herz gewesen ist:

Die Lande leuchten! Es ist, als lohten Gottes Fackeln in der Welt und auch in mir.

Und doch geht ein Klagen, und Hände deuten verzagt auf leere Stoppelfelder. Keine Ähre ist mehr zu sehen. Auch die Baumfrüchte sind geerntet, wenn auch noch da und dort, bestickt wie Rotdorn im Frühling, ein Apfelbaum mit späten Früchten steht.

Aber die Trauben sind reif. Die Lese naht, und die Winzer sind nicht verzagt. Sie grüßen und rühmen den Herbst.

Auch die Mülley. Wind steht auf. Räder drehen ihr Flügelkreuz, und kreisende Steine mahlen des Sommers Korn.

Kleinste Wesen, kaum beachtete Spätlinge, grüßen den Herbst und die leeren Felder, die ihre Halme dem Schnitter, ihre Ähren der Tenne, ihr Korn der Mühle gegeben haben. Kräuter sind es und Blümchen am Wege, die vom Rasen am Ackerand in die Stoppelfelder wandern, um in deren Einöde Freude zu bringen, spärliche zwar, aber Freude; und sei es auch nur durch ein Tüpfelchen Gelb, ein Pünktchen Blau oder Rot oder eine Spur frisches Grün.

Es ist die Kameradschaft, die sie zu den Feldbreiten treibt, der Wunsch, den Einsamen Freund zu sein und ihr Leid im Schönen zu versenken; und diese Kameradschaft steht noch leuchtender im Raum als alle Farben.

So wandern diese stillen Wesen von der Rasenfläche auf die Ackerkrume, voran die Schafgarbe, die rote Flockenblume und als ritterliche Zut der Rainfarn.

Ist dieses Schmücken im Leid, dieses Verschönen des Unansehnlichen durch eigene Kraft, wie der Herbst es kann, ein Stück vom rechten Leben, dann, Schmied, hab acht!

Ist der Gang zu leeren Feldern, die nach Schollenbruch, Saat, Keim und Reife ihren Reichtum für andere geopfert haben, und ein so inniger Dank an sie ein Weg zu den Wundern der Welt, dann, Schmied, hab acht!

Teilnahmslos bist du vor Jahren auch an wogenden Saaten vorübergegangen, hast dich nie an gelben Ähren und rotem Mohn gefreut, obwohl die trächtigen Felder in Gottes ewiger Schmiede vor dir lagen wie in deiner Werkstatt gehämmertes Gold auf grüner Seide und rotem Samt. In nüchternem Abschätzen hast du nur an Korn und Brot gedacht. Denn hatte der Bauer Geld, hatte es auch der Edelschmied.

Aber nennt nicht sogar der Bauer jene Kräuter und Blumen Unkraut? Kümmert er sich früher um sie als bis er die Scholle für Winterfaat pflügt?

Schmied, hab acht! Der Herbst hat weder Freude noch Leid an dem, was Menschen denken. Unbekümmert geht er seiner Sendung nach. Er schmückt die vereinsamte Welt und verschönt ihr den schweren Gang durch die Pforten des Winters.

Rot leuchten seine Farbenbrände auf Bergen und Gängen, wenn auch nicht überall durchglüht wie im Weinlaub oder den korallenroten Früchten der wilden Rose am Wald.

Auch die Melde hat sich rot gefärbt, dazu auf weiten Brachen der Ackergauchheil, erst recht die letzten Himbeeren am Strauch und die

Vogelbeeren an der Eberesche. Glührot wie Blutbuchen im Sommer flammt unter Sonnenstrahlen der Laubwald, bis der Herbst ihn golden tönt, als sollte nun auch er an Gottes ewige Schmiede gemahnen.

Goldschmied, hab acht! Golden ist der wilde Raps, wie grüne Kissen unter Goldgeschmeide der kleine Ampfer, der Kranken-Menschen Heilung bringt, wie Silber und Gold die wilde Kamille, die als großblütige Schwester eines gleichnamigen Heilkrauts großmütig den Herbst verschönt.

Ist alles Unkraut, was Unkraut heißt?

Gelächter als Antwort! Der Buntspecht lacht!

Auch er hat Rot im Wams. Gern stellt er sich, als hätte er vom Herbst gelernt, wie man Farben tönt, mit seinem Weiß und Rot vor das dunkle Grün der Nadelhölzer; und lacht und lacht.

Schnurrig ist sein Gelächter. Lacht er über die Tore, die an den Schönheiten des Lebens vorüberhaften? Oder über Menschen und Tiere, die sich nicht wehren, wenn sie das Leid schlägt? Oder über die Kriecher und Wühler in den Borken, die sich einbilden, sie könnten den Wald zermalmern?

Schmied, hab acht! Der Specht hämmert sie heraus und macht ein Ende mit ihnen. Mach du ein Ende mit deinem Weh!

Auch der Buntspecht kennt das Leid des Lebens. Er sah es schon als Kind. Seine Kleinen haben es nicht leicht auf ihrem Weg, ehe sie flügge sind. Müssen sie auch nicht kopfunter den Stamm hinab wie der Kleiber, ihr erster Gang zur Erde ist trotzdem ein Wagnis, weil der Buntspecht in den höchsten Wipfeln nistet und nur selten den Boden berührt, aus dem die Wurzeln seiner Bäume Kraft saugen. Er will dem Himmel nahe sein. Die Lerche, die schlicht am Boden brütet, steigt trillernd über die Spitze der Türme hinaus, und wenn die Nachtigall, die so erdnahe bleibt wie die Lerche, ihre Lieder singt, öffnen die Engel im Himmel die Tore und hören zu. Der Specht will nicht zurückstehen.

Aber auch die Drossel braucht nicht höchste Wipfel zum Glücksgenießen, wenn es ihr auch wohl behagt, im Geäst der Eberesche Beeren zu schmausen. Wiesen liebt sie und Rasenufer an Bächen und Flüssen, als wollte sie dem Buntspecht zeigen, daß auch der Boden seinen Mann ernährt, und daß auch einer, der mit beiden Beinen auf der Erde steht, den ganzen Schnabel voll Lieder haben kann.

Das hast du gut gemacht, du Volk aus Drosseln und Amseln!

Sind sie Gegensätze, Buntspecht und Drosseln? Im Kampf gegen die Wühler in Borke und Erdgrund, in der Abwehr des Widerwärtigen sind sie gleich.

Sind Herbst und Frühling Gegensätze? — Könnte der Mai es ahnen, wie der Herbst zu malen versteht, auch wenn die Sonne wie eine Gefangene durch die Gitterstäbe eines Regengeriefels blicken oder verdrossen hinter Nebeln scheinen muß, er würde ihn Freund und Bruder nennen.

Was machst nun du aus deinem Leben, Schmied? Wandert nicht auch bei dir einmal ein Kamerad alles verklärend in dein Seelenöbldand, alles verschönend in deine Herzeinsamkeit?

Noch ist der Herbsttag nicht zur Küste gegangen, da siehst du ein junges Weib durch die Felder schreiten, einsam wie du. Ihr Haar ist golden, ihr Gesicht wie das zarte Rot der Seckenrose im Frühling, aber ihr Herz öde wie die Felder ringsum, und vor der Zukunft hängen Nebelschleier. Auch bei ihr war das Glück nur Truggold.

Bis zu dieser Stunde, Schmied!

Du kennst sie! Aus der Heimat! Als sie noch in lauter Sonne lebte, ist sie oft an deinen Fenstern vorübergegangen, und du hast schon damals gewußt, sie schreitet wie ein Reh.

Wollen wir nicht zusammengehen, wir zwei? — Wenn wir nach diesem Tag, den du so tief empfunden und verstanden hast wie ich, in den schönen Lärm des Lebens zurückkehren und immer beisammen sind, werden wir wissen, daß alles, was wir verloren, nichts als ein Vorklang war für das, was wir uns geben. Und schickt, wie es ge-

schehen wird, das Dasein trotzdem seine Unwetter, gerade dann wollen wir das Schöne der Erde so beglückt durch unsere Hände rieseln lassen wie nach Erntesegen und Tennenschlag der Bauer sein Korn.

Zwei Menschen verließen das Odland.

Als der Schmied in der Fremde wieder so viel erworben hatte, daß es zu einem Anwesen reichte, fuhr er mit seinem Weibe in die glückhafte Stadt zurück und baute sein Häuschen auf Tippenauer Grund. Wo können Haus und Hütte besser stehen als in der Heimat!

Bald hauste das Glück in allen Stuben, auch in Truhen und Spinden, werkte in der Schmiede mit, saß betreuend an der Wiege, stand schaffend am Herd. Es wuchs und reifte wie das Kind, das die leuchtende Kerze bestaunt, ehe es ahnt, was Licht und Sonne ist, und das die Erde nicht versteht, ehe es den ersten Schritt gewagt hat. Das Glück wuchs und reifte, bis ihm das Haus zu eng wurde und der Schmied beschloß, es nach des Tages Last und Mühe mit hinauszunehmen, durch Stadt und Dorf zu ziehen und Herzen zu schmieden.

Vorher wollte er das Glück befragen, ob es bereit sei.

Er fragte sein Weib. Sein Weib war das Glück. Er fragte sein Volk. Sein Volk war das Glück. Er fragte sein Kind. Sein Kind war das Glück. Er fragte die Schmiede. Auch die war sein Glück; und alle stimmten ihm zu.

So geschah es, daß dieser edelste aller Schmiede zur Abendzeit auf einen Schiebekarren einen Amboss lud, schmiedend über Straßen und Plätze schritt und rief:

Schmiede, Schmied, dein Meisterstück,  
Immer frisch und froh!  
Schmiede schmieden sich ihr Glück  
So oder so.

Die Menschen lehnten ihn ab und lehnten sich auf. Spott umtanzte Amboss und Mann, das Gelächter war lauter als die Hammer-

schläge, ja, selbst der Haß sprang ihn an, bis einige verstanden: Hier war einer der seltenen Rebellen des Lebens, die nichts Höheres kennen, als das Glück des eigenen Volkes, bis sie verstanden, daß dieser Rebell sich gegen Leid, Schmach, Unglück, Schande wendete, und daß er für das eigene Glück das Wohlergehen des Volkes nicht entbehren konnte.

Alle, die Leid im Herzen trugen, lud er in seine Werkstatt und lehrte sie das Glück schmieden.

Immer begann er mit dem Erleben im Herbst und der treuen Kameradschaft des Unkrauts zu den Stoppelfeldern.

Her die Herzen!

Er schmiedete gut.

Als ihn nach vielen Jahren der Herrgott in eine andere Schmiede berief, fand sich in seinem Nachlaß ein Schreiben an den Hohen Rat.

Es enthielt nur das Wort:

Der Lehrer starb, die Lehre lebe!

Da schuf die frohe Stadt, zu deren Glücksgestaltung er so viele Hammerschläge getan hatte, nach seinem Vorbild eine Schule und nannte sie die Goldene Schmiede.

Unzählige fanden Ruhe und Ausgleich in ihr; nur die Unentwegten nicht, die selbst in dieser glückhaften Stadt nicht auszurotten waren. Aber die blieben eine dünne Schicht, und erst, wenn sie starben, merkte man, daß sie gelebt hatten.

Leider ist es verabsäumt worden, alle Lehren der Goldenen Schmiede zu sammeln, und so klingen nur wenige Hammerschläge aus der Chronik; aber sie lassen erkennen, daß alle Lehren erst durch das Feuer eines harten Lebens gingen, ehe sie in die Herzen geschmiedet wurden.

Hört dem Schmieden ein Weilchen zu:

Haßt du Leid, vergleiche dich mit den Nachbarn. Haßt du Freude, vergleiche erst recht.

Vergleiche nicht falsch! Nichts bist du ohne die Gemeinschaft.

Geht es dir gut, aber deinem Volke schlecht, wird es dir schlecht gehen. Geht es dem Volke gut und nur dir selber schlecht, wirst du gerettet.

bleibe nicht lange allein. Geh zu den andern.

Das Wunder des Lebens entstand aus dem Kleinsten, dem Staub, und aus dem Größten, der Liebe, aus dem Aller kleinsten, dem Atom, und dem Allergrößten, dem Makrokosmos.

Leben können! Ist nicht das allein schon höchstes Glück?

Du aber hast dein Leben wie eine Bürde getragen, hast schon in Morgenstunden, ohne noch zu wissen, was der Tag bescheren werde, mißmutig in die schöne Welt geblickt.

So hast du jeden Tag verpraßt, weil du dich für den Pol einer Welt hieltest, von der du annahmst, sie dürfe um ihre Achse alles drehen und wirbeln lassen, nur dich nicht.

Aber du warst und bist nicht Pol, nicht Ende, nicht Abschluß. Wie ein Schriftzug bist du im Buch des Lebens. Aus Schriftzügen gestalten sich Silben, aus Silben Wörter, aus Wörtern Sätze, aus Sätzen Reden, Befehle, Dichtungen, Wissenschaften, Gesetze, Offenbarungen, Weltwenden.

Ruhe und Abschluß ist Ödland. Kampf und Werden ist Leben, Sieg seine Krone.

Der Weg zum Glück ist aufgetan, wenn du verstehst, daß die Erde sich nicht um dich, sondern um sich und die Sonne dreht. Dann bist du täglich neu verwundert, daß diese Erkenntnis dich nicht bedrückt, sondern erfrischt wie einen schwachen Stamm, dessen Äste und Zweige der Frühling von Schnee und Eis befreit.

Auch noch der nächste Kauchwinter lastet auf ihm, aber bedrückt ihn nicht mehr. Immer leichter trägt der Baum die gleiche Last, die schließlich nach vielen Wintern nur noch ein Schmuck ist.

Fast du Glück gehabt, kennst du das Glück nicht. Kannst du nur ein Lächeln zeigen, wenn dich andere beglückwünschen, kann aus deinen

Augen die Klarheit deiner Seele nicht wie eine Flamme leuchten, dann war alles nur Kaufsch. Das Glück war fern.

Glück lodert nicht.

Was der Augenblick bringt, weißt du, ob es bleibt? Die Entstehung des rechten Glücks liegt weit zurück und reicht tiefer hinab als die Wurzeln ins Erdreich.

Was an Glück begraben liegt, war Blendwerk. Was blieb und weiterlebt, ist echt.

Es ist nicht wichtig, daß dein Leben leicht sei. Daß es einen Sinn hat, das ist der Weg zum Glück.

Die reichsten Güter können Asche werden, das Glück der Überzeugung niemals.

Du willst und sollst besitzen. Nach dem Greifbaren streckt schon das Kind die Hände aus. Aber deine Seele muß leuchten, sonst bist du, und wäre dein Reichthum der größte der Welt, arm wie eine Feldmaus.

Köstlich sind die Kleinigkeiten. Schaufle aus den kleinen Freuden des Lebens einen Berg des Glücks.

Mit seligen Augen bestaunt beim ersten Erwachen seiner Vernunft das neugeborene Kind das Feuer im Kamin, die Ampel, die Kerze, die Sonne. Verlerne nie das beglückende Staunen über die Wunder der Welt.

Der große Berg der kleinen Freuden! Stehst du auf seinem Gipfel, wandern alle Wolken unter dir.

Lege die Schwurhand auf den Amboß und schwöre, daß du an jedem Morgen deines Lebens, sobald der Tag dich weckt, vor einen Spiegel trittst, und wäre es auch nur an einem Bach oder Weiher, und zu dir sprichst: Es geht mir gut!

Jedem Gedanken ist es bestimmt, Wirklichkeit zu werden. Darum denke das Glück, denke es täglich, stündlich und beginne den Tag mit ihm.

Hämmere es an jedem Morgen in die Seele: Es geht mir gut!

Bald wirst du staunend sehen, wie deine Augen leuchten, wie die

Leidfalten sich glätten, und wie allmählich der Frohsinn allen Mißmut verdrängt.

Es geht mir gut!

Wunderbar, wie das Wasser über deinen Körper rieselt! Herrlich, wie durch die offenen Fenster Morgenluft in deinen Körper fließt und aus der Lunge die Schlacken entfernt!

Wie in Waschzuber oder Wanne auf schaukelndem Wasser die Bürste tanzt! Der Schwamm tanzt mit. Ist es nicht, als freuten sie sich, dir dienen zu können? Frage sie nicht. Sage: Es ist so!

Der Berg wird größer. Immer höher türmen sich die kleinen Freuden. Die Wolken am Himmel, wie von einem großen Künstler täglich anders gemalt. Der Schmetterling dort, und wäre es auch nur ein Kohlweißling. Der freche Spatz. Die wundervolle Nachtigall. Das Bild an der Wand. Feuer im Kamin und knirschender Frost.

Was wärest du, hättest du die kleinen Freuden nicht? Die größte Lebenskunst und zugleich die leichteste ist es, die kleinen Freuden täglich so zu sehen, daß sie nicht alltäglich werden. Und hast du keine Blumen mehr vor deinen Fenstern, freue dich über die Eisblumen an ihren Scheiben. Beide sind sie Wunder der Welt.

Verrinnt dein Leben wie Sand in Stundengläsern, dann ist es ein trostloses Rinnen. Die Freude kennt kein Gleichmaß.

Die Frohen, das sind die Wahren, die Unfrohen die Unwahren.

Alle, die froh sind, gehen auch in des Lebens Ende unbeschwert, weil die von göttlicher Freude erfüllte Seele in Glaube und Zuversicht ihnen sagt, daß der Tod sie nicht vernichtet, weil sie ewig sind. Sie starben in dieses Leben hinein; sie sterben aus ihm hinaus. Die Freude wartet irgendwo und alles Ewige wartet mit, voran die Liebe.

Die Frohen müssen das Leben so lieben lernen, daß sie ein wenig traurig sind, wenn sie die Erde verlassen müssen und vor ihrem Herrgott stehen. Und wenn er sie fragt: „Warum freust du dich nicht?“ müssen sie antworten: „Habe Geduld. Ich habe auf deiner Erde so gern gelebt!“

Von den Geschichten, die in der Goldenen Schmiede erzählt wurden, scheint eine, die von der Macht des Glaubens und seiner Beglückung sprach, besonders gefallen zu haben.

Es war eine kleine Geschichte aus der Kindheit eines Mannes, der schon in jungen Jahren berühmt wurde, weil er unentwegt und unverbrüchlich an die Ziele seines Lebens glaubte.

Ein rechter Kerl war er geworden.

Als Kind, oha, da hatte man ihn Kerlchen genannt.

Drei Jahre alt, erlebte Kerlchen das Wunder des ersten Schnees. Es war ein Erlebnis von unerhörter Größe. Der Schnee, der vom Himmel herabfiel, kam unmittelbar von Gott.

Es war aber nur Scherz, daß die Menschen von Schnee sprachen. Was vom Himmel fiel, war Zucker. Niemand konnte das besser wissen als Kerlchens Mutter. Die hatte das gesagt, und Vater hatte dazu genickt.

Auch der Raureif auf Bäumen, Sträuchern, Dächern war Zucker.

Kerlchens Hund sprang ausgelassen durch den Schnee und biß hinein.

Darf nicht auch Kerlchen hinaus und Zucker schlecken?

Mutter erlaubt es, geht aber mit. Kerlchen soll nur wenig essen, nur ein Fingerchen voll, weil Zimmelszucker stärker ist als Kaufmannszucker.

Ah, das schmeckt! Der Zucker auf dem Morgentisch ist längst nicht so süß. Der Schnee ist hundertmal, tausendmal süßer.

Darf Kerlchen nicht noch ein zweites Fingerchen schlecken?

Nun ja!

O, das schmeckt noch besser! Da schmeckt man richtig den Himmel!

Darf Kerlchen noch ein drittes?

Nein, dann schon lieber ein Löffelchen Zucker im Haus!

Auch gewöhnlicher Zucker schmeckt gut, aber längst nicht wie Schnee.

Seliges Leben, bis Kerlchen von einem Wissenden, nein, nein, nein, von einem Dummkopf aufgeklärt wird: „Das ist kein Zucker! Das ist gefrorener Regen! Er kommt auch nicht vom Himmel! Aus Wolken kommt er, und Wolken sind Dunst!“

Nun streut der Himmel keinen Zucker mehr, und Kerlchen meint, der Winter, ach, der Winter sei gar nicht schön.

Aber der Mann, der ganze echte Kerl, der glaubte wieder an das Wunder des Lebens und an seine Verbundenheit mit Gott, weil er diesen Glauben zu seinem Schaffen brauchte.

**Ü**ber den Eingang ihrer Sammelhalle hatten die Nippenauer geschrieben:

Die eine Frage schwieg noch nie:

Trägt die Welt uns oder tragen wir sie?

Zu Säupten der Ausgangspforte stand die Antwort:

Läutet und schellt

Durchs Weltgebäude:

Die Jünger der Freude,

Die tragen die Welt!

Die Pforte war von einem Gemälde umschlossen, das in bunter Bewegtheit von einem immer wiederkehrenden Brauch der glückhaften Stadt erzählte:

Ehe am Jahresende die letzte Stunde von den Türmen schlug, zogen Männer, Frauen und Kinder zu den Ufern des Flusses und schleuderten, als würfen sie Steine, alles Leid des Jahres in die Flut.

Grüßten dann von den Türmen die Bläser der Stadtmusikanten Gott, Leben und Welt, sprangen Mann, Weib und Kind wie von einem Ufer zum andern jauchzend in das neue Jahr.

---

## ❖ Der Ritter vom Schlagbaum ❖

---

**S**orch, da kräht ein Zahn!

Jrgendwo hat zu allen Zeiten einer gekräht, aber selten so ein-drucksvoll wie Balduin Krähhals in Nippenau. Er hatte eine Krause wie ein Edelmann und einen scharlachroten Kamm, der so keck saß wie eine Junkermütze.

Balduin Krähhals hatte ihn sein Herr genannt. Das war der Stadtgärtner von Nippenau, ein künstlerisch begabter und ange-sehener Mann, den er bedenkenlos hätte anerkennen dürfen. Aber ein Balduin duldete niemand über sich. Wohl ließ er ihn gewähren, weckte ihn auch zur rechten Zeit, behandelte ihn jedoch mit der Er-habenheit, die einem königlichen Zahn aus ritterlichem Geblüte zukam.

Trotzdem hat Balduin die Anerkennung des Hohen Rats gefunden, der ihm eines Tags in Würdigung seiner Verdienste ein güldenes Kettchen um den Hals legte und ihn von da an durch einen Wacht-mann betreuen ließ.

Das Kettchen hatte seine Geschichte.

Da war doch plötzlich die Insel Westeroog, an deren Gestade die Nippenauer zu der Zeit, als sie noch Seringe fingen, ihre Tonnen und Mulden verstaub hatten, von Sweweligen besetzt worden, die sich nach ihrem jungen König Norreleute nannten. Sie waren nur ein Teil der Swewelinge und sollten nach dem Willen ihres Herrschers

Bauern sein, die Insel aber sollte, wenn auch erst im Laufe vieler Jahre, die Kornkammer von Sweweland werden.

In der alten Heimat war für die Norreleute kein Platz mehr gewesen. Raun hatten sie zwar genug gehabt, aber Brot zu wenig. Die Swewelinge hatten schlecht gewirtschaftet.

Unbändige Liebe zum Meer und unbezähmbarer Drang nach Abenteuern hatte sie unftet gemacht, und die Schiffsladungen, die sie heimbrachten, waren selten in ehrlichem Handel erworben; denn am liebsten frachteten sie Raubgut, auch wenn die Beute leichter wog als die Zahl der geopferten Mannen.

Derartige Menschen fefthaft zu machen war schwer. Bodenftändig waren von jeher nur die Frauen und Kinder gewesen, von den Männern aber erst die Greife, und die kamen sich recht sonderbar vor, wenn sie neben Weib und Magd unbeholfen auf ein paar Zufen Ackerland mit Pflug und Egge herumscharwerkten.

Wer das Meer pflügt, versteht den Acker nicht.

Die Leute auf Westeroog aber, so wollte es ihr König, sollten ihn nun verstehen.

Im eigenen Lande waren die Swewelinge trotz ihrer ungefügigen Wildheit das Gehorchen gewohnt und auch die Norreleute fügten sich; aber ihre Sehnsucht fuhr weiter über die Meere.

König Norre war ein ernster, besonnener Mann, hatte sich indessen das Urbarmachen eines unberührten Erdreichs leichter vorgestellt; denn nach der Besitzergreifung hatte er verkünden lassen, er müsse bald zurück nach Sweweland und sein Verweilen auf Westeroog werde nicht länger dauern als ein einziger Atemzug der Geschichte.

Wie nun Jahre vergingen und Norre immer wieder nach kurzer Swewelingsfahrt zum Westerooger Inselreich zurückkehrte, lachten die Tippenauer über sein gespreiztes Wort und meinten, wenn die Geschichte nicht bald ein zweites Mal atme, könne sie leicht ersticken.

Das ärgerte Norre, und das wollten die Nippenauer. Eines Tags würde er ja doch als Feind vor ihren Toren stehen. Auf Westeroog brauchte nur einmal die Zufuhr zu stocken.

Aber es hatte gute Weile mit der Feindschaft, und sie schien sich ganz zu wandeln, als die Norreleute so weit gekommen waren, Getreide, Sackfrucht und Futter in Mengen zu bauen, die wenigstens den eigenen Bedarf befriedigten.

Auch mit ihren Wohnstätten waren sie gut vorangekommen. Zuerst, als das Roden, Brennen und Graben begann, hatten sie in grob gezimmerten Dachhütten gehaust, wandlosen Unterkünften, die mit den Dachsparren auf der Erde standen. Bald aber sah man schöne Fachwerkhäuser mit Strohdächern, die sich über dem Einfahrtstor zum dreieckigen Walm hausheten, und in den Säusern Dielen mit Herdfeuer und Küchengerät und hinter der Herdwand wohlliche Stuben mit Hausrat und Bettstränken.

Fürwahr, die Westerooger konnten sich sehen lassen, in ihrer Eigenart auch die Bauten der Hofburg und die ersten Spuren eines Stadtbildes in deren Ring.

Trotz dieser Fortschritte wußte Norre nach zwanzig Jahren angespannter Tätigkeit, daß eine Kornkammer für die Swewelinge auf Westeroog niemals entstehen würde, sondern daß er schon lange wider Willen kein einiges Volk, sondern zwei Länder regierte, die einander nicht helfen konnten, es sei denn im Kriege. Aber dann war es aus mit Bauernwirtschaft. Sahen die Westerooger erst wieder Schwerter blinken, ließen sie die Pflugchar verrosten.

Mit zwanzig Jahren hatte der König das Siedlungswerk begonnen. Nach weiteren zwanzig war man verführt, ihn Norre den friedfertigen zu nennen. Aber die Nippenauer hüteten sich. Wie schnell war man mit einem Frieden fertig und hatte Krieg!

Auch Norre konnte aus der Ferne kein Volk regieren. Bald fuhr er zu den Swewelingen, bald wieder zu den Westeroogern. War er in Sweweland, wurde auf Westeroog die Ernte mager. War er

wieder bei den Norreuten, fuhren die Swewelinge raubend über die Meere und die daheim blieben, waren unzufrieden und forderten immer lauter das versprochene Brot aus der Westerooger Kornkammer.

Das mußte ein Ende haben. Mit wachsender Begehrlichkeit blickte der König auf die fatten Felderbreiten der Nippenauer, die auch den Bauzenburgern in die Augen stachen.

Das Ackerland der nippenauischen Bauernschaften war dreigeteilt und wurde wechselweise bestellt oder brachgelegt. Im Herbst bauten sie Roggen und Weizen für die Ernte im Sommer. Im Frühjahr des folgenden Jahres trug der Acker Hafer und Gerste für die gleiche Sommerernte. Dann blieb er unbestellt bis zum Herbst übers Jahr, es sei denn, daß man einige Strecken mit Blattpflanzen und Futtergewächsen bebaute. Er konnte sich erholen.

Auch hier hatte den Nippenauern das Herz den Weg gewiesen. Auf die Dreifelderwirtschaft waren sie verfallen, als sie den Acker verstanden wie Menschen, Tiere und Pflanzen, und sich sagen mußten, daß auch er neben seiner Arbeit, um froh zu leben, die Ruhe brauche.

Nun, was den König betraf, so war Begehren und Haben auch damals zweierlei. Wollte er die Dörfer, mußte er die Stadt erobern. Auf dem Wege dahin lag aber Klingenförde, das ihm so wenig grün war wie Nippenau, und gelang es ihm auch, die Bauzenburger auf seine Seite zu bringen, weil sie der Bevormundung durch Klingenförde überdrüssig waren, so durfte er die Morunger nicht vergessen. Die waren jederzeit bereit, in Eilmärschen nach Norden vorzustoßen und Nippenau zu helfen.

Auch war sich der König bewußt, daß er ohne seine verwegenen Swewelinge, denen er zum Anreiz nun die Kornkammer Nippenau zeigen wollte, keinen Krieg beginnen konnte, ohne blindlings ins Verderben zu rennen.

Er war von jeher besonnen gewesen. Das sollte nicht anders werden.

Die Nippenauer hatten längst gemerkt, daß ihre Stadt umspizelt wurde. Offenbar wollten die Norreleute auskundschaften, an welcher Mauer sich am schnellsten eine Sturmücke schlagen ließ.

Balduin Krähhsals bemerkte noch nichts. Er hatte andere Sorgen, vor allem mit dem eigenen Hofstaat, aber auch Ärger mit dem Manne, der behauptete, sein Herr zu sein.

Da geschah doch das Ungeheure, daß sich dieser anmaßende Mensch in früher Morgenstunde von einer Schnarruhr wecken ließ und auch noch über den Jaun dem Nachbar zurief, auf einen Hahn könnte er sich nicht verlassen; er müsse früher aufstehen.

Das schmerzte Balduin. Auf ihn hatte man sich immer verlassen können. Sogar die Sonne konnte das. Die stieg ja auch nicht früher auf als bis er krähte.

Überhaupt die Menschen! Er kam zu der Überzeugung, daß sie nur zu dem einen Zweck auf der Welt waren, ihm die Zühnerreier zu stehlen.

Das sollte ihnen nicht mehr leicht werden! Er wollte ihnen die Schnarruhr schon heimzahlen!

Kaum gackerte ein Huhn, fiederte Balduin spornstreichs herbei und hielt Eiwacht. Kam in diesem Augenblick ein Mensch in Sicht, flog er ihn an und hackte mit Schnabel und Sporen auf Hut und Helm, Kapuze und Mütze, Haar oder Kahlkopf.

Er war gefährlich geworden und war stolz darauf.

Ging er mit einem Lieblingshuhn auf verbotenen Wegen im Stadtpark spazieren, hielt er den Schnabel so hoch, als trüge er eine Aktenmappe unter dem Fittich.

Das war auch heute so; an einem unerhört schönen Maientag im Park. Wolkenleer der Himmel, blau wie er der Teich, tiefgrün die frischen Rasen und mit bunten Blumen bestickt, in Farben schwelgende Beete, blühende Kastanien.

Auf dem Teich schweigend rudernde Schwäne und lärmende Enten.

Balduin schritt vorbei, ohne zu grüßen.

„Willst du nicht schwimmen, König?“ rief hämisch ein Schwan.

Beringschätzig betrachtete Balduin den Spötter: „Seute nicht!“  
Und weiter schritt er in den blauen Tag.

Der wurde allmählich so wunderbar, daß All und Erde, Menschen und Tiere in Andacht versanken. Kaum ein Zirpen war zu hören. Auch Bäume und Sträucher standen in Verzückung.

Kein Laut mehr! Friede!

Aber: Guckguckdadadaa!

Ein Lärm bricht los! Es schnattern Enten, trompeten Gänse, es blöken Schafe und bellen Hunde. Es watscheln Schwäne, laufen Zühner, hüpfen Lämmer. Spornstreichs aber rennt Balduin.

Was ist los? Was hat es gegeben?

Guckguckdadadaaa! Das Lieblingshuhn hat ein Ei gelegt, mitten im Park von Nippenau, und Balduin Krähhals bewacht es.

Guck, guck! Nach und nach beruhigt sich die Welt. Die Schwäne und Enten planschen in den Teich zurück, die Lämmer rupfen wieder ihr Gras. Kein Hund bellt mehr. Nur eine scheele Gans zischt noch blöd zu Balduin hinüber. Aber auch die macht sich davon, und nun ist er mit seinem Lieblingshuhn allein.

Ihr sagt allein?

Da kommt doch ein Mann!

Salt ein, Balduin! Es ist ein Greis. Er geht an einem Stecken. Bis auf die Füße reicht sein Mantel. Jüngere Menschen tragen keine Mäntel an solchen Frühlingstagen. Grauhaar quillt unter seinem Barett hervor.

Was schieert das Balduin! Dieser Mann kommt doch nur, um das neugelegte Ei zu rauben, überdies ein Ei vom allerliebsten Lieblingshuhn!

„Kriegst du nie!“ kräht Balduin, und ehe es sich der Alte versieht, fliegt ihm der Zahn auf den Kopf, setzt ihm den Fuß in den Nacken, hackt das Barett herunter, schließlich auch das graue Saar, an dessen

Stelle mit einem Male blonde Locken über eine junge Stirn fallen, und schnäbelt und spornt wie ein Zauberer aus dem schwächlichen Greis einen jungen Kraftmenschen heraus, auf den, die Schwerter gezückt, Nippenauer Scharwachen losstürmen und fluchend schreien: „Ergib dich, König Norre!“

Der wirft den Mantel ab und zieht sein Schwert. Auch Baret und Falschhaar läßt er im Stich und flieht in weiten Sätzen über Setzen und Gürden, flink und strack wie ein Rotwild.

Sie hätten ihn mit Zunden hegen können. Sie tun es nicht, weil sie wissen, daß hier kein Feigling flieht. Trotz Feindschaft bewundern sie ihn. Ein Geld gefällt den Gelden, auch wenn er weicht.

Sie jagen hinter ihm her, flinke Läufer alle miteinander. Aber sein Vorsprung ist zu groß. Er kommt außer Sicht.

Niemand hat je erklären können, wie es ihm gelang, durch eins der stark bewehrten Tore oder auch nur über eine Mauer zu entweichen.

Auf alle Fälle hatten die Nippenauer das Nachsehen.

Ärgerlich, wie?

Nun, nicht so sehr! Der König wurde von einem Zahn besiegt! Ein Zahn hat ihm den Fuß in den Nacken gesetzt! Unter solchen Umständen durften die Nippenauer ihre Schlappe verschmerzen.

Und Balduin?

Der freute sich seines Lebens.

Nicht minder die Nippenauer. Sie schickten ein Fähnlein ihrer besten Mannen und ließen dem König sagen, Nippenau bedauere tief, daß ein so kleiner Zahn einen so großen König unter die Sporen bekam.

Norre empfing die Gesandtschaft vor seinem Thron, die Hände auf dem Schwertknäuf, lächelte fein und erwiderte, die Wächter jener schönen Stadt habe offenbar die Sonne geblendet, als sie einen fahrenden Gaukler für einen König hielten. Ein König nämlich könne es nicht gewesen sein, denn er, König Norre, sei der einzige im Um-

kreis. Er werde sich aber glücklich preisen, wenn er demnächst durch die Tore der herrlichen Stadt reiten könne, um bei den Nippenauern das Freuen zu lernen, sofern es bis dahin nicht verlorengegangen wäre.

„Das hat er gut gemacht!“ anerkannten die Nippenauer.

„Trotzdem“, rief ein Katsherr dazwischen, „soll ihn der Gockel holen!“

Sie gossen Bronzebilder des siegreichen Zahns und setzten sie in die Wetterfahnen, die größten auf die höchsten Türme.

Sie sollten dem heutelüfternen König, wenn er begehrtlich wurde, zeigen, wie der Wind ging.

**I**n friedlichen Zeiten — die gab es zwischendurch! — bezogen sogar die Bauzenburger gärtnerische und landwirtschaftliche Erzeugnisse aus Nippenau. Sie selber waren ein Handelsvolk geworden. Sabsucht hatte sie vom Pflug auf die See getrieben. Sie fanden nicht mehr zurück, waren nach dem Niedergang der Seefischerei mehr und mehr zu einer Art Untertanen der Klängenförder geworden und lagen hinter dem Bauzentor wie Zunde an der Kette.

Versuchten sie Widerstand, riegelte Klängenförde durch gut bestückte Koggen das Safftor zu, zeigte Breitseite und durchschnupperte die Luft mit Geschützrohren.

Zumeist lagen dann hinter den Koggen zwischen hoher See und Förde auch noch Bauzenburger Handelschiffe vor Anker und waren in Gefahr, mit Mann und Maus versenkt zu werden, wenn Bauzenburg nicht nachgab.

Nun hatten sich plötzlich die Norreleute den Klängenfördern nicht minder grob vor die Nase gesetzt wie einst die Klängenförder den Nippenauern. Wer wollte es da den Bauzenburgern verdenken, daß sie Anschluß bei Westeroog suchten! Auch die Nippenauer fanden diese Schwenkung nicht überraschend, wußten aber so gut wie die

Klingenförder, daß Bauzenburg einem freiheitsdurstigen Gefangenen gleich, der mit ungestümen Fäusten an die Kerkertür trommelt und nichts weiter erreicht, als daß die Türschließer wechseln.

„Saß auf den Wegen ist schlimmer als Not. Hätten die Bauzenburger das nicht zu spät verstanden, würden sie den Weg nach Nippenau woanders gesucht und gefunden haben als auf der Heerstraße.“

Einst hatten sie mit Hohngelächter zugehört, wie Nippenau Heide und Moor mit Grachten und Wiefen durchzog und den Boden urbar machte. Ihr Saß war so groß, daß sie dumm dabei wurden.

Norre! — Sie meinten, das Klinge wie Donnergrollen. Die Blitze, die aus seinen kühnen Augen schossen, sollten Klingenförde und Nippenau in Brand setzen.

„Hast du schon erfahren, König, wer der mächtige Herrscher gewesen ist, den in Nippenau ein Sahn besiegte?“

„Warum fragt ihr?“

„Ein König sei es gewesen, brüsten sich die Nippenauer. Wer kann ihn rächen? — Nur ein König!“

„Wenn seine Zeit gekommen ist, Bauzenburger!“

„Die ist längst gekommen. Hat man dir nicht zugetragen, wie ihn die Nippenauer verhöhnen? Sie haben Sahnbilder in ihre Wetterfahnen gesetzt!“

Da ergrimmete der König.

Jetzt mußte er auffpringen, das Schwert ergreifen und zähneknirschend befehlen: Vernichtet Nippenau!

In der Tat, er sprang auf.

In der Tat, er befahl.

„Holt mir den Sahn!“ befahl er.

Die Bauzenburger starrten ihn an, als hätte sie der Schlag getroffen.

Den Sahn? Und für Norre? Noch nicht einmal: Holt e u ch den Sahn!?

„Mit Waffengewalt, König!“

„Ihr wißt, ich brauche Frieden!“

Da logen sie, in Bauzenburg hätten sie schon vor Wochen beschloffen, den Sahn zu holen. Zu Spott und Sohn der Nippenauer wollten sie ihm vor dem Bauzenburger Rathhaus als König von Nippenau huldigen und ihn Köpfen lassen.

Jetzt fuhr Torre auf, als wollte er die Bauzenburger erschlagen: „Es gibt keinen König in Nippenau! Holt den Sahn ohne Waffen oder ich will euch zeigen, was ein König ist!“

Seine Augen flammten, als sollte nun eine Lohe nach Bauzenburg hinüberlodern.

Die Bauzenburger nahmen Abschied und gingen. Als sie kurz danach auf ihrem Klipper heimwärts fuhren, war ihnen, als fehle der richtige Wind in den Segeln.

Um liebsten hätten sie nun den Sahn in Frieden gelassen.

Sie sollten doch regelrecht und diebeszüngtig mausen! Da konnten sie für Diebstahl und Raub tausend nette Worte finden wie Beute, Sandstreich, Entführung; stehlen oder rauben mußten sie trotzdem.

In ihrer Frechheit hatten sie den König zu arg gereizt und fürchteten ihn.

Also mußte ein Dieb gefunden werden, der — um des Simmels willen, spricht leise! — der im Auftrage des Hohen Rates mausen ging. Die ganze Geschichte in einem Aktenbündel zu begraben war nicht mehr möglich. Dafür kannte Bauzenburg die Swewelinge zu gut.

Mißlich war auch, daß man den Sahn, sollte es ohne Gewalt gehen, bei Tag schnappen mußte. Zur Nacht war Balduins Hof, weil die Nippenauer noch weiter blickten als ihre Wetterhähne, von Wachen umstellt.

Schon frühmorgens war es anders. Hatte sich Balduin überzeugt, daß die Sonne seinem Weckruf gehorchte, verließ er den Hof, zwar

von einem Wächter betreut, doch immerhin so, daß man ihn greifen konnte. Nur durfte sich der Dieb nicht fassen lassen. Er mußte die Beine unter die Arme nehmen und flitzen wie der Wind. Auch schlau mußte er sein, um die Torwachen verblüffen zu können. Wahrscheinlich mußte er sich auch auf Klettern und Schwimmen verstehen. Andernfalls konnte Bauzenburg zum Gespött werden.

Es tauchte da eine unangenehme Erinnerung auf. Zehn Jahre mochte es her sein, da hatten die Nippenauer einen bauzenburgischen Spitzbuben erwischt, der in die Sammelhalle eingebrochen war.

Sträfen taten sie ihn nicht. Sie schlugen ihn nur so lange ans Maul, bis er gestand, daß er Bauzenburger war. Dann banden sie ihm die Hände auf den Rücken, steckten ihm einen Knebel zwischen die Zähne, hängten ihm ein Holzschild auf das Seldenbrüstchen, beförderten ihn unverkehrt nach Bauzenburg und gaben ihn bei der Torwache ab.

Auf das Schild hatten sie geschrieben: Anbei einen Bauzenburger Spitzbuben mit bestem Dank zurück!

Der bauzenburgische Sohe Kat empfing den Kerl mit einem Seidengrimm. Weil er nicht in Bauzenburg gestohlen hatte, durfte er nach dem Buchstaben des Gesetzes weder eingesperrt noch gehängt werden. Nun, sie halfen sich, die Herren! Auch sie schlugen ihn ans Maul, und zwar so ausgiebig, daß man das Staunen bekam, wieviel Maulschellen auf zwei Backen gingen.

Zu spät wurden sie sich bewußt, daß auch die Ahndung durch Brachialgewalt, wie es in den einschlägigen Gesetzen hieß, rechtswidrig gewesen war, und wunderten sich eigentlich kaum, daß der Spitzbube Anzeige wegen Körperverletzung erstattete und Klage auf Schadensersatz erhob.

Und nun begann ein Paragraphenspiel, wie es kein Sanswurst oder Pickelhering besser hätte machen können. Die Nippenauer hatten ihre liebe Not, um vor Gelächter nicht zu bersten.

Zuerst ratterte einmal einige Wochen lang die bauzenburgische Gesetzesmaschine und zerkleinerte in den Paragraphen jedes Wort zu Silben und Buchstaben, damit kein Tüttelchen übersehen wurde. Verwechselte man zum Beispiel „und“ mit „oder“, kam es zu einem Fehlspruch und das Unglück war fertig.

Es dauerte nicht lange, da wurden alle Ratsherren, soweit sie den Spitzbuben geohrfeigt hatten, zu einer Geldstrafe verurteilt. Jawohl, in Bauzenburg galt der Buchstabe des Gesetzes ohne Ansehen der Person. Und wäre der Regierende Bürgermeister selber dabei gewesen, er hätte der Strafe nicht entgehen können, auch wenn das Volk die Köpfe schüttelte, bis die Zöpfe flogen. Man war doch nicht in Nippenau!

Nicht so leicht zu entscheiden war der Anspruch des Klägers auf Schadensersatz. Er war aber gut beraten, und so gelang ihm der Beweis, daß er infolge einer durch Maulschellen hervorgerufenen Erschütterung der Nervenbahnen den Sinn für seinen bisherigen Erwerb verloren habe und sich nach einem anderen Berufe umsehen müsse.

Sein Rechtsberater hieß Jakobus Trimpeter. Den mußte man sich merken. Er war noch jung.

Nun, das Stadtgericht verknackte die Herren auch hier. Fünfhundert Dukaten auf einem Brett außer den Kosten. Damals ein schönes Stück Geld.

„Und ein schönes Stück Recht!“ lachten die Nippenauer.

Machten die Bauzenburger so weiter, konnten sie eines Tages aus Gründen des genauen Wortes einen Selbstmord mit dem Tode bestrafen.

Wie gesagt, eine unangenehme Erinnerung, die Geschichte von damals!

Nun sollte der gleiche Sohe Rat behördlicherseits einen Spitzbuben bestellen und amtlich beauftragen! — Nicht auszudenken!

Es war noch nicht einmal leicht, einen zu finden! Man konnte doch die Verdingung nicht öffentlich ausschreiben!

Krähte irgendwo ein Sahn, fuhr der Schrei den Herren wie ein Serenschuß in die Beine.

Nach langem Wägen und Kürren beschloßen sie eine Flüsterbotschaft. Einige gingen herum, zwinkerten den Nachbarn zu und tuschelten: „Wißt ihr schon?“ Dann dauerte es nicht lange und man hatte den Dieb.

Fünfhundert Dukaten sollte er kriegen, wenn er den Sahn schnappte.

Es ging aber doch nicht so schnell. Die Diebe von Beruf hatten Bange, man könne sie in eine Falle locken oder es könne bei dem Streiche allerhand, was sie noch auf dem Kerbholz hatten, an den Tag kommen.

Leute, die nichts zu fürchten hatten, kamen auch nicht, weil sie sich für ein Diebesstück nicht hergeben wollten oder sich nicht gewandt genug fühlten.

Endlich meldete sich einer.

„Jakobus Trimpeter!“

„Ah, der Rechtsberater von damals? — Außerordentlich angenehm!“

Er war geborener Bauzenburger und hatte sechsunddreißig Lebensjahre auf dem Gewissen.

Seine Mutter war früh gestorben. Man sagte, aus Gram. Sein Vater hatte sie nicht lange allein gelassen. Um aus seinem Sohn einen großen Mann zu machen, hatte er sich nach und nach den Leibriemen so eng geschnallt, daß nichts mehr von ihm übrig blieb.

Nur sein Säuschen ließ er zurück.

An die Haustür hatte Jakobus Trimpeter in schönen Buchstaben seinen Namen malen lassen, die Berufsbezeichnung Rechtsberater und darunter:

Ehemaliger Student der Rechtswissenschaft.

Wer flüchtig las, merkte kaum, daß es bei ihm mit dieser Wissenschaft nicht weither war.

Aber er sei in Ordnung. Die Herren vom Kate dürften sich darauf verlassen! Gestohlen habe er zwar noch nie, geraubt ebenfalls nicht, aber ein Taschenspieler sei er, wie sie einen suchen könnten, Klettern und schwimmen könne er auch und laufen wie ein Rennpferd.

Der Regierende Bürgermeister betrachtete ihn lange: „Taschenspieler? — Nun, wenigstens mit der Tasche deines Vaters hast du es gut gekonnt!“

Das gehöre nicht hierher, verwahrte sich Jakobus. Wenn die Herren vom Kate unsachlich würden, bei seiner Treu, dann stehle er den Zahn nicht für einen Eimer voll Gold! Dafür könne ihm aber der Sohe Kat gestohlen bleiben!

„Ein frecher Patron!“ empörte sich der Bürgermeister, sagte es aber nicht, warf den Jakobus auch nicht die Treppe hinunter. Ein Katschherr hatte ihn noch zur rechten Zeit an der Schauben gezupft und geflüstert:

„Saltet, behaltet den Dieb!“

Ja, man mußte ihn halten, mußte froh sein, daß man einen hatte!

„Also, Jakobus Trimpeter, wunschgemäß sachlich!“

Ob er Balduin Krähhsal kenne.

„Persönlich!“

Ob er ihn schnappen könne.

„Sicher!“

Was er dafür haben wolle.

„Tausend Dukaten für den lebenden Zahn, fünfhundert, wenn er mir auf der Flucht erstickt, dreihundert, wenn ich ihn unterwegs verliere!“

Nein, so viel wollte der Sohe Kat nicht ausgeben. Insonderheit wäre es selbstverständlich, daß man für einen Zahn, den man nicht bekomme, auch nicht bezahle.

Wie, bitte? — Er, Jakobus Trimpeter, solle sich in die Greifweite der Tippenauer begeben und für Bauzenburg seine Haut zu Markte tragen, nur damit es ihm, wenn der Streich mißlinge, einen Tritt

versetzet Nein, da müßten sie sich einen Dümmeren herausuchen!  
Vielleicht hätten sie einen im Hohen Rat!

„Wie??!!“

Die Herren sprangen auf, standen wie Bildsäulen, sprachen kein Wort vor Empörung und starrten mit offenen Mäulern und kreisrunden Augen auf Jakobus.

Der machte, anmutig wie ein Tanzmeister, in einer halben Drehung kehrt, schnippte die Finger, rief über die Schulter: „Sol' euch der Sahn!“ und tänzelte im Hofschrift ab.

Der Regierende wollte die Katzlocke hinter ihm herwerfen, da zupfte ihn sein Nachbar wieder an der Schaub:

„Saltet, behaltet den Dieb!“

Der Bürgermeister schluckte seine Wut wie einen ungekauten Bissen und rief:

„Hierbleiben, Trimpeter!“

Jakobus drehte sich um. Er müsse sich ausbedingen, daß man ihn bitte, wenn er bleiben solle. Ein Trimpeter lasse sich nichts befehlen.

Der Bürgermeister schluckte wieder einen Brocken:

„Nun komm schon, Jakobus! Sei so gut!“

Jakobus kehrte zurück.

„Die Katzherren wollen sich bitte setzen!“ fuhr der Bürgermeister fort und wandte sich dann wieder an Jakobus Trimpeter:

„Kannst du es nicht billiger machen?“

Schon hüpfen sie wieder alle aus den Sitzen, denn Jakobus schrie den Bürgermeister an, wie er eigentlich dazu komme, ihn zu duzen? Plumpe Vertraulichkeit liebe er nicht! Er verbitte sich das!

Der Bürgermeister schluckte abermals.

„Ach, versicherte er, das wäre nicht so böse gemeint gewesen. Herr Trimpeter solle es nicht übelnehmen.“

Und kurz danach bewilligte der Hohe Rat, was Jakobus Trimpeter gefordert hatte:

Tausend, fünfhundert, dreihundert!

„Schriftlich!“

„Jawohl, wird nachgereicht!“

„Danke! Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, Herr Trimpeter!“

Wäre sein Beutel nicht so leer gewesen und hätten ihm nicht erbitterte Gläubiger auf den Fersen gefessen, er hätte Nippenau gemieden wie ein Vogel den Käfig. Es war nicht geheuer in der Kögelgasse.

Dort wohnte mit seinem Weibe Bettina nahe am Segenmarkt der ehrsame Schuhmachermeister Erck Linnekogel, durch Feintücken verwandtschaftlicher Bindungen, wie es manchmal so geht, eine Art Oheim von Jakobus.

Im besinnlichen Glanze der Schusterkugel verfertigte Linnekogel das beste Schuhwerk von Nippenau. Selbst die Kiester waren sorgsam gestückelte Kunstwerke, ganz zu schweigen von den schnittigen Formen der Ringbesätze und Vorderkappen.

Ihm war das Schustern Freude. Bedenkt einmal: Menschen trugen seine Schuhe, und seine Schuhe trugen Menschen.

In diesem schönen Kreislauf bewegte sich seine Weltbetrachtung. Jeder, der Linnekogels Haus betrat, las gegenüber der Eingangstür einen Willkommensgruß:

Was du auch bist, was du auch hast,  
Tritt ein bei mir und sei mein Gast!

Das Haustor war nie verschlossen, noch nicht einmal nachts, und die Tür zwischen Werkstatt und Diele stand auf, soweit es ging. So hörte der Meister am besten, wenn jemand kam.

Den Wandspruch hatte er selber erdacht und Bettina hatte ihn in ein Brett geschnitzt.

Bei anderen Nippenauern war wieder anderer Brauch. An Kappen und Kapuzen hatten sie viele Schellen, an der Haustür keine.

War sie verschlossen, machte sich der Besucher durch Eisenklopfer bemerkbar, die, im Gelenk gehoben, durch ihre Schwerkraft ans Tor schlugen.

Bei Meister Linnekogel brauchte niemand zu klopfen. Aber in seiner Werkstatt wurde geklopft und geraspelt, daß es eine Lust war. Er hatte fünf Gefellen, die bald ihr Meisterstück machen wollten, und drei Lehrbuben, bei denen man Meisterstücke vorerst nur befürchten konnte.

Es war eine fröhliche Werkstatt, auch wenn einmal einem Lehrbuben ein Knieriemen auf die Nase knallte.

Einmal, noch früh am Tage, kehrte Jakobus Trimpeter ein, zuerst vom Wandspruch begrüßt, dann von Oheim und Muhme. Die hatten ihn bisher nur dem Namen nach gekannt und freuten sich sehr.

Beim Mittagmahl, das Muhme Bettina etwas feiner und reichlicher als sonst bereitet hatte, erzählte Jakobus von den Mühsalen und Enttäuschungen seines Lebens. Der fleißigste Student in Klingenförde, hatte er lange studiert, um Hochschulehrer zu werden.

„Kurz vor dem Ziel riß mich ein unerbittliches Schicksal aus den Pfaden meiner Laufbahn!“

„Wie gehaltvoll er redet!“ entzückte sich Bettina.

Der Vater war gestorben. Entwurzelt fand sich Jakobus auf den Trümmern seiner Hoffnungen.

Als er die Musenstadt verlassen hatte, trauerten ihm alle nach, Studenten, Handwerker, Kaufleute, Wirte, alle.

Nun suche er Trost an Freundesherzen.

„Eine so reiche Sprache!“ bewunderte Bettina, „und ein so armer Junge!“

Nun mußte der Meister noch fleißiger werken. Der liebe Gast schmauste tüchtig und brauchte ab und an auch einen Zehrpennig, um in einer Nippenauer Schenke sein Leid zu ertränken.

Schlimmes hatte er durchgemacht. Im Hause Linnekogel sollte er nichts entbehren.

Wochen vergingen. Plötzlich brach er auf. Seine Klientel in Bauzenburg würde ungeduldig. Er könne sie nicht länger im Stich lassen.

Innigen Dank! Der Himmel solle es lohnen!

Schade! Liebend gern hätten Erek und Bettina den guten Jungen noch länger umsorgt. Ihre eigenen Kinder hatten schon das Elternhaus verlassen, und zwei von ihnen wohnten fern von Nippenau. Da mußte man etwas anderes zum Lieben haben, ein Enkelkind, einen Neffen oder einen Kanarienvogel.

Das war auch Ereks Ansicht gewesen, doch einige Tage nach Trimpeters Abreise fauchte er unvermittelt:

„Aber keinen Galgenvogel!“

Was hatte er nur? — Als jüngst Bettina von Schulden sprach, hatte er wohlgemut gelacht und ihr geheimnisvoll ins Ohr geflüstert, sie dürfe getrost sein, die fünf wären um.

Was das bedeute? — Nun, das werde sie bald erfahren. Auf alle Fälle sei es eine Wonne, zu leben.

Seitdem sie wieder allein waren, benahm er sich völlig anders. Wahrhaftig, er ließ den Kopf hängen. Einmal stöhnte er, man werde darben müssen, bis alles bezahlt sei.

Dat sie ihn, sein Herz auszuschütten, ließ er sie an und raunzte, es wäre nichts drin.

Das machte Bettina traurig.

Geimlich beobachtete sie, wie er verzweifelt die Spinde durchwühlte.

Ob er was vermisse?

Knurrig gab er es zu, wurde aber dann gar weich und versonnen:

„So kommt das Glück. Ein Glanz fliegt voraus. Näher kommt es, greifbar nahe. Streckst du aber die Hand, flieht es wie ein Reh.“

„Es muß sich erst an uns gewöhnen?“ beruhigte gläubig Bettina.

„Meinst du?“

Wenn die Glocken zur Vesper läuten, will er ihr erzählen, wie das Glück aus dem Haus ging.

Jetzt sucht er wieder seinen Schemel auf, spannt den Riemen und greift zum Hammer. Da fühlt er doch plötzlich, wie das gläubige Vertrauen Bettinas in ihm haften blieb. Unwillkürlich geht der Hammer nach Takt und Schlag der Hippenauer: Sonniges Dasein! Mir geht es gut!

Ging es ihm etwa schlecht? — Richtig betrachtet, hatte er nur verloren, was er nicht bekam.

Ein seltsames Schriftstück war in seinem Besitz gewesen. Das hatte ihm, wenige Tage bevor er aus dem Leben ging, sein einziger Bruder durch einen reitenden Boten gesandt, ein schnurriger Kauz, der Rede und Schrift so eigen prägte, daß sie einem von selber im Gedächtnis blieben. So kannte Erik Linnekogel den Wortlaut aus dem Gedächtnis:

„Ich, der Schreiber dieser Urkunde, sende sie aus dem Lande Rhyn meinem einzigen Bruder, damit er sich daran gesund mache, so es möglich ist. Sie hat jedoch nicht sonderlich für ihn oder seine Ehefrau Bettina, geborene Fogreve, Geltung und Barwert, sondern schlechthin für jeden, der sie in entscheidender Stunde zur Hand hat.

Im Laufe meines Lebens habe ich Reichtum gehäuft. Ich meine den an sichtbarem Gut. Das gelang mir zu etwa zehn vom Hundert durch Begabung, Fleiß und Sparsamkeit, zu etwa neunzig durch ein freundlich gesinntes Geschick.

Leider wurden dessen Geschenke durch Ruhelosigkeit, Ärger und Aufregungen zu hundert vom Hundert wieder aufgewogen.

Zween Söhne sind die Früchte meiner Lenden. Sie haben ihr Lebensbuch so eingerichtet, daß sie auf der Ausgaben Seite alles eintragen, was sie täglich beanspruchen, und auf der Einnahmensseite, was ihr Vater begleichen oder wiedergutmachen soll.

Ich muß gestehen, daß ich für ihre Erziehung wenig Zeit hatte. Väterliche Ermahnungen erteilte ich zumeist zwischen zween Geschäftsbriefen, nachdem die Söhne im Vorzimmer gewartet hatten wie andere Leute auch. Es ging der Reihe nach.

Viele hat es gegeben, die mich für glücklich hielten. Zu denen habe ich nie gezählt, und da ich nun mein Ende kommen fühle, will ich die Konten abschließen und Bilanz machen.

Die Aktiven sind gut, die Passiven nicht sonderlich belastet, zumal sie einen Rücklageposten enthalten. Von dem erzählt diese Urkunde.

Aus meinem Hauptvermächtnis wissen meine Söhne, daß sie fünf Jahre nach meinem Tode oder später dieses hier vorliegende Schriftstück, sobald es ihnen vorgezeigt wird, gegen zwanzig mal tausend Dukaten auszuwechseln haben, und zwar in barem Geld. Können sie das nicht, müssen sie dem Urkundeninhaber ihren gesamten Besitz übereignen und mit Stock und Gut und dem, was sie auf dem Leibe haben, das Haus verlassen.

Durch diese Verpflichtung hoffe ich die beiden Dioskuren noch zu gesitteten Menschen zu machen. Wie Dionysius von Syrakus — oder war es Saragossa? — über dem Haupte des verschwenderischen Damokles ein Schwert an die Decke hängte, weil er ihn vor der Rache des Schicksals warnen wollte, so hänge ich dieses Vermächtnis über die blonden Wuschelköpfe meiner Söhne.

Solchermaßen ist es mir gleich, wer dereinst mit diesem Schriftstück bei ihnen vorspricht. Ist es mein Bruder nicht, dem ich das redlich gönnen würde, soll es ein anderer sein.

Muß aber der Urkundeninhaber mit leeren Händen abziehen, weil meine Erben alles verludert haben, was nur verludert werden konnte, möge er die Welt segnen wie anigo<sup>der</sup> endesunterfertigte und amtlich beglaubigte Wachhorst Linnekogel.“

Ort, Zeit, Siegel.

„Verdächtige niemand, Erke! Du kannst doch Jakobus nicht einfach bezichtigen, weil er der letzte Gast war! Dein Bruder kann außer dir und seinen Söhnen auch andere eingeweiht haben, und da hat sich, vielleicht schon ehe Jakobus kam, jemand eingeschlichen. Du solltest nachts das Haus verschließen!“

Sein Hammer sagte das gleiche.

Da ging das Haustor.

Ein fahrender Händler trat ein. Er hielt Wandspiegel feil, zehn Dukaten das Stück.

„Zu teuer!“ Auch Bettina lehnte ab. Mit einem wären sie reichlich bezahlt.

Ja, wenn es gewöhnliche wären! Es seien Zauberspiegel, ein aufsehenerregendes Wunder der Physik und Chemie! Er komme geradewegs aus Gardingbostel vom Erfinder.

In dem Spiegel erscheine jeder schlechte Mensch, sobald er ins Haus trete, der gute nur, wenn er es verlasse.

Wie das zu erklären sei? — Ganz einfach. Bekanntlich beeinflusst der Sonnenstrahl alle lichtempfindlichen Gegenstände. Genau so der Blick des menschlichen Auges bei der Schicht hinter dem Spiegelglas, dem Geheimnis des Erfinders. Der böse Blick wirkt sich anders aus als der gute. Die Augenstrahlen des guten Menschen löschen sein Bild. Infolgedessen erscheint es nur, wenn er hinausgeht, sein Blick also nicht auf dem Glas ruht. Den schlechten Menschen dagegen sieht man im Glas auch, wenn er hereinkommt. Man darf sich jedoch nicht selbst betrachten, muß den Spiegel richtig hängen und darf niemals von ihm reden. Sonst mault er und versagt.

Alles wissenschaftlich verbürgt.

Was er sagt, leuchtet ein. Das Wunderbare begreift man oft am schnellsten.

Der Händler fand ein Gleichnis. Es könne einer der beste Schuster sein auf Meilen hinaus, beim Hämmern schlage er doch einmal da-

neben und Klopfe einen Nagel krumm. So könne auch einer daneben hauen, der Menschenkenner sei.

Darum dürfe man sich freuen, daß es nun ein Mittel gäbe, das jeden Irrtum ausschließe: den Zauberspiegel.

Sie kauften einen, obwohl sie noch in Sorgen steckten. Erek wünschte es, und Bettina wehrte nicht ab.

Jetzt mußte das Schild mit dem Spruch an eine andere Wand.

Nun, meinte Bettina, es sei vielleicht recht gut, daß man nicht jeden gleich einlade. Besser, man sehe ihn erst im Spiegel.

Der Händler tauschte Spiegel und Brett, strich zehn Dukaten ein und empfahl sich:

„Wenn nun der verehrte Meister und seine hoch zu verehrende Frau Gemahlin bei offener Stubentür in der Werkstatt sitzen, hören sie, wie immer, wenn jemand ins Haus tritt, sehen aber zugleich im Spiegel, wes Geistes Kind er ist.“

Wunderbar! — Da hatte man sein Geld nicht umsonst geopfert.

Der Händler trat ab: „Gehabt euch wohl!“

Erek und Bettina gingen wieder an die Arbeit.

Schon am nächsten Tage sah der Meister von seinem Schusterstuhle aus manchen im Spiegel, dem er das nicht zugetraut hatte. Bis zum Mittag war von allen, die hereingekommen waren, nur sein kleiner Enkel nicht darin zu sehen gewesen. Der hieß Erek wie er.

Da merkte man wieder, wie unverdorben die Kindesseele ist!

Es gab doch viele schlechte Menschen auf der Welt! Sogar in Nippenau!

Das darf dich nicht betrüben! Hammer in die Faust und drauf auf die Sohle! Es gibt auch gute!

Niemals über Verluste trauern! Zer die Kaspel und weg mit den falschen Hoffnungen!

Wieder knarrte die Haustür.

Stach ihn der Pfriem? — Er sah im Spiegel Jakobus!

Wie gestochen sprang er auf.

„Du hier?“

Noch nie war der Meister so schnell in die Diele gekommen.

„Ich habe ein Rechtsgeschäft in Nippenau!“

„Nein!“ schäumte Erek und krallte dem Neffen die Schusterfaust in den Brustflatz. „Unglück hast du in Nippenau, Pech beim Schuster Linnefögel!“

Er schüttelte ihn wie einen Pflaumenbaum.

„Es hat dir keine Ruhe gelassen in Dauzenburg! Das erste Mal kamst du, um zu stehlen! Jetzt kommst du, um vorzutäuschen, daß du ein gutes Gewissen hättest! Das wäre dir auch gelungen! Ich habe dich aber im Spiegel gesehen!“

Jakobus schnappte nach Luft: „Laß mich los, ich ersticke!“

„Erst rückst du die Handschrift heraus oder ich versohle dir das Leder, bis dir kein Schuh mehr paßt!“

Da kam Bettina.

War sie erregt, setzten sich ihre Gefühle in gehobene Sprache um.

„Was beginnst du, Erek?“

„Ich habe schon begonnen!“

Er kannte seine Bettina.

„Wird's bald?“ herrschte er Jakobus an und ließ ihm die Schusterfaust an die Gurgel gleiten.

Nichts brauchte Jakobus augenblicklich nötiger als Luft. „Oheim“, stammelte er, „das Rechtsgeschäft, von dem ich sprach, geht um die Urkunde!“

Verblüfft ließ ihn der Meister los. Aber nicht lange. Seine Hand fuhr in eine Rocktasche Trimpeters. In noch eine. Zwei Knöpfe rissen. In eine dritte. Da steckte ein Schriftstück. Es war die Handschrift.

„Du hast mich nicht ausreden lassen!“ versuchte Jakobus zu schmollen. „Sandgreiflich bist du geworden zum Dank!“

„Soll das etwa heißen, ich wäre dir Dank schuldig?“ höhnte Linnekogel.

Tief gekränkt Jakobus: „Allerdings!“

Die Handschrift, deren Bedeutung er als Rechtsgelehrter sofort erkannt habe, wäre zwischen seine Papiere geraten. Er habe das erst in Dauzenburg entdeckt und sich unverzüglich auf den Weg gemacht, damit Oheim und Muhme keinen Schaden erlitten. Als er nun einleitend sagte, er komme in einem Rechtsgeschäft, habe ihn der Oheim angefallen und mißhandelt. Ein derartiges Benehmen müsse einen Stein erbarmen!

„Gerechtigkeit!“ flehte Bettina.

Erek war der gleichen Meinung, riß das Tor auf und warf — die Fäuste und Füße halfen dabei — Jakobus auf die Kögelgasse.

Zwei Tage später reiste Erek zu den Söhnen seines Bruders, und Bettina konnte nicht mehr schlafen.

Einmal nachts durchzuckte sie der Gedanke: Die waren ja ebenfalls Neffen! Nur daß sie nicht Trimpeter hießen! Würde Erek enttäuscht werden oder finden, was er suchte, und als reicher Mann zurückkehren, vielleicht in goldener Rüstung oder samtener Tracht mit Ketten und Schnüren?

Sie hielt Einkehr und wurde sich bewußt, das Leben hatte ihnen bisher das richtige Gewand gegeben.

Erek hatte einmal nach einer besinnlichen Stunde, in die seine Schusterkugel wie eine kleine Sonne leuchtete, in der Werkstatt gesagt, es wäre mit der Sonne ein eigen Ding. Wenn sie sprechen könnte, würde sie sagen müssen: Ich bin und dennoch scheine ich!

Noch trügerischer sei das Gold.

Erek war schon lange fort. Fast hätte sie beten mögen, daß er mit leeren Händen komme.

Der andere Ereß, der jüngere, wußte noch nichts vom Gold, brachte aber viel Sonne ins Haus. Es war derselbe kleine Enkel, den Ereß der Ältere als einzigen Besucher nicht im Spiegel hatte sehen können. Geschmeidig war er wie die Weidegerten und kregel wie die Enten.

Jüngst war er fünf Jahre alt geworden. Und stark und sicher war der kleine Prachtker! Er lief schon allein von der Uffelobersdorfer Straße zur Kögelgasse und zurück. Dazu brauchten — man durfte das Bettina ruhig glauben — Erwachsene eine Stunde.

War Ereß bei den Großeltern, spielte er meist in der Diele, baute aus Klötzchen Häuser und Brücken, übte sich im Kopfstehen, malte auf eine Schiefertafel, blies auf einem Kamm oder vergnügte sich mit Ballfangen.

Augenblicklich war sein Ball eine Holzkuugel, die Großmutter Bettina mit Wolle umhüllt hatte.

Kugeln sind böse.

Ereß wollte ergründen, ob sich Spiegelglas bog, und warf den Holzball hinein.

Es bog sich nicht.

Scherben gab es.

Bettina, noch immer leichtfüßig wie ein älteres Reh, war schneller aus der Küche zurück als sie hingekommen war.

„Ach du mein — ! —“ stammelte sie und patschte die Hand auf den Mund.

„Ereß“, fuhr sie ihn an und geriet in ihrer Erregung wieder in eine gehobene Sprache. „Ereß, sage mir, was war dein Beginnen? Hast du bei diesem Frevel nicht an die Zähren deiner schonungsbedürftigen Großmutter gedacht, nicht vor dem Zorn deines ehrwürdigen Großvaters gebangt? Wehklagend wird er vor dem leeren Rahmen stehen. Außer deiner Großmutter Bettina, deinen Eltern und dir und den Geschwistern deines Vaters ist dieser Spiegel das Glück seines Lebens gewesen. Was kannst du entgegenen, Ereß?“

Der entgegnete nichts, stützte die linke Hand auf die Tischkante, schlenkerte zerknirscht ein Bein, blickte verstört umher, machte plötzlich eine jähe Wendung und stürmte schluchzend zum Tor hinaus, Richtung Wschelobersdorfer Straße.

In der Werkstatt hatte er einen Knieriemens liegen sehen.

Als nun Erck der Ältere heimkehrte, trug er eine Anweisung auf zwanzigtausend Dukaten im Känzel.

Fröhlich grüßte er Haus, Weib, Diele, Werkstatt, Gesellen, Lehrbuben und wollte soeben einen dankbaren Blick zum Spiegel hinüberschicken, da — „Ach du mein —!“ — deckte auch er den Mund mit der Hand zu.

Das hatten die Urmenschen auch schon so gemacht, wenn sie morgens auf einem Baume erwachten und unter sich auf der Erde ein hungriges Raubtier sahen, das begehrlieh nach oben schaute und genießerisch die Lippen leckte.

„Wer hat das getan?“ zürnte Linnekogel.

„Der kleine Erck! Sei ihm nicht böse!“

Erck der Ältere verschwor sich, den Enkel über einen Leisten zu ziehen.

Bettina entsetzte sich: „In welchen Abgrund stürzen deine Gedanken?“

Er verschwor sich abermals, aber sein Zorn verlohte dabei. Es war eine glückhafte Reise gewesen.

Aufgeräumt klopfte er Bettina die Wange, machte ein Rühmens von den Söhnen seines Bruders, die prachtvolle Menschen geworden seien, und merkte gar nicht, mit wie großartigen Gebärden er erzählte und wie breitspurig er da stand.

Bettina dagegen merkte es und erschauerte:

„Was geistert in deiner Seele, Erek? Gold kann erquickten wie Regen die Fluren, kann aber auch vernichten wie Hagelschlag. Wähle, Erek, aber denke zuvor an die Vergißmeinnicht im Juniwald!“

„Sör' mir auf!“ polterte der Meister, war aber heftig betroffen, nicht nur von der erhabenen Sprache Bettinas, auch von ihrem Scharfblick.

Er war auf der Heimfahrt wahrhaftig mit dem Gedanken umgegangen, gleich nach seiner Rückkehr das ganze Schustergerät mit- samt der besinnlichen Kugel, weil ein anderer Glanz in sein Haus gekommen war, auf die Gasse zu werfen.

Nun kamen die Vergißmeinnicht dazwischen.

Wenn sie auch so hießen, vergessen hatte sie der Meister doch.

Das kleine Erlebnis mit ihnen war länger her als ein Viertel- jahrhundert. Trotzdem hatte Bettina es nie erwähnt.

Er dankte ihr das, weil auch in Nippenau die Männer lieber an Keulenschläge als an Nadelstiche erinnert wurden.

Nun kam sie plötzlich damit heraus, warf mit Blumen und traf mit Stacheln.

Es war im Solbacher Forst gewesen. Auf einsamen Waldpfaden schritten Bräutigam und Braut, Erek und Bettina, selig vor Liebesglück.

Sommerlich grüntes Laub und Gras. Waldkraut erfüllte die frische Luft mit herbem Ruch. Von Tannen und Fichten tropfte Harz. Das Jahr drängte der Reife zu.

Wie eine Reckenschar in Waffen hatte sich in dichten Stauden auch Brennessel am Wege aufgestellt, aber zwischen ihren Blättern und Stengeln blickten wie hinter einem wechhaften Gestänge von Speeren schelmische Blauaugen hervor: Vergißmeinnicht.

Glückdurchloht kniete Erek, seine Braut zu schmücken.

„Süte dich!“ warnte Bettina. „Brennessel!“

Nichts konnte ihn halten, wenn es um gute Wünsche ging. Er griff, schnitt und band, bis er seiner jungen, schönen Braut einen großen Strauß Vergißmeinnicht in die geliebten Hände legen konnte.

Damals hörte er Bettina zum ersten Male in gehobener Sprache reden.

„Was hast du getan in deinem Ungestüm, Geliebter? Nun sind meine Hände voll von Blüten. Aber deine, Erek —! —!“

Ernüchtert blickte Erek in den Wald. Ein Märchen ritt davon, fern hinter den Tannen. Schale Wirklichkeit hockte vor ihm und nagte und stach ihm die Hände. Es half ihm nichts, daß er sie verschränkte und rieb. Das Märchen kehrte nicht zurück.

Da schlich ihn ein Groll an. Er wußte mit einem Male, die Vergißmeinnicht waren keine Blauaugen, waren ein Rauhbblattgewächs, wild und wertlos wie Brennessel. Er schmolte, als wäre das Lämmlein schuld, wenn es der Wolf frißt.

Beglückt waren sie in den Wald gegangen, bedrückt verließen sie ihn, weil Erek nicht auf der Nippflut geblieben, auch nicht in seligem Überschwang über Schaumkronen gefahren war, sondern starrsinnig Untiefen angesteuert hatte, bis die frohe Laune sich leck lief.

Schäme dich, Erek!

Ein Wort aus der Spruchweisheit der Nippenauer hieß: Du hast es gemocht, ich hab' es gemacht!

Wer es erfüllte, erschöpfte zugleich den Inbegriff des Kameradseins, und die Nippenauer meinten, ohne unverbrüchliche Kameradschaft zwischen Mann und Frau sei eine Ehe noch schlimmer als Truggold.

Dessen gedachte Bettina. Sie und Erek waren Kameraden. Ihr Trümpflein hatte sie nur ausgespielt, um Freude vor Leid zu schützen, und Erek hatte sie verstanden. Sein Goldrausch verflög.

Nun tat er noch nicht einmal unwirsch. Er war sogar von Herzen froh, aber auch ein wenig rauflustig dabei und zum Necken aufgelegt. Treuherzig fragte er:

„Sätte ich mir an den Vergißmeinnicht ein Beispiel nehmen sollen?“

Sie überlegte nicht lange, dachte an Blauaugen, Verborgensein, Bescheidenheit und meinte die Frage bejahen zu können.

„Bettina“, jauchzte er, „dann hätte ich mich in die Nesseln gesetzt!“

Da durchzuckte es beide, daß sie tanzen mußten. Sie waren nicht zu alt. Man wurde niemals alt in Hippenau. —

Sein ehrfames Handwerk wollte Erek nun behalten. Man konnte sich nur, solange das Gold nicht troy, das Leben etwas leichter machen; nicht allzu leicht, nur ein wenig losgelöst vom rauhen Alltag.

Richtig! Aber Bettina fiel ein, daß in der Diele der leere Spiegelrahmen noch an der Wand hing. Der konnte auf Besucher keinen guten Eindruck machen.

Sie wollten ihn gerade von der Wand heben, da trat der Doktor Bovensiep herein, ein Arzt und Dichter, der Leib und Seele gut zu heilen verstand.

Der Meister sollte ihm neues Schuhwerk machen.

Peinlich, daß er den leeren Rahmen sah! Das sah ja aus, als wäre man im Hause Linnekogel liederlich geworden.

Nein, diesen Eindruck mache der Rahmen auf den Doktor gewiß nicht. Er kenne doch Bettina Linnekogel, und Scherben brächten Glück.

„In diesem Falle nicht!“, ereiferte sich Linnekogel und erzählte, während er Maß nahm, dem aufhorchenden Besucher die Geschichte von dem Sändler aus Gardingbostel und Jakobus Trimpeter aus Bauzenburg. Das Unwahrscheinliche bekräftigte Bettina durch stummes Kopfnicken, manchmal so stark, daß an ihrem Säubchen die Säume wippten, obwohl sie doppelt gesteppt waren.

Der Doktor schwieg und blickte in Fernen, die kein Auge sieht. Er mußte sich überwinden, ehe er die beiden aufklärte, daß sie der Händler betrogen hatte.

Nein, das wollte Linnekogel nicht wahrhaben. Auch Bettina nicht.

Da erzählte der Doktor von den Wundern des Lichts und ein wenig auch von Lichtgesetzen. Jeden hatte man vom Werksthemel aus im Spiegel sehen können, wenn er zur Haustür hereinkam, nur das Kind nicht. Das war zu klein dazu. Der Spiegel hing zu hoch.

Noch immer widersezte sich der Meister. War nicht wenigstens die Geschichte von der verlorenen Urkunde ein Wunder?

„Meister“, lächelte der Doktor und wandte sich zum Gehen, „der Händler war ein Betrüger, aber der Spiegel war dennoch ein Zauber-  
spiegel, geheimnisvoll und zauberisch wie das Leben.“

Linnekogel vergrößerte seine Werkstatt, verdoppelte die Zahl seiner Gesellen und ließ sich von der Junft noch einige Lehrbuben aufhalsen.

Arbeitserleichterung war das nicht, sollte es auch nicht sein. Wenn aber die Sonne lockte oder ein besonderes Ereignis war, konnte er im Gegensatz zu früher einmal ein Stündchen feiern, sogar am hellen Tag und mitten in der Woche.

O, das tat gut! Und wenn man dabei mit anderen, denen der Himmel ebenfalls ein wenig Ruhe beschert hatte, ein Schwätzchen machte, kam man richtig erfrischt nach Hause.

Man sah doch die Welt verquer, wenn man sie immer nur vom Werkstisch aus betrachtete.

So kam es, daß Linnekogel an einem schönen Märztag, als gerade der Frühling ins Land ritt, plaudernd am Zegenmarkt stand und sich am Anblick Balduins vergnügte, der just zu dieser Stunde hier spazieren ging.

Vor den Toren sproßte Winterroggen, grün wie die Wiesen im Mai, und Saferfaat keimte in der Scholle. Noch waren die Schwalben nicht heimgekehrt, aber da und dort klangen schon feine Stimmchen

auf, die still geworden waren, als im Winter die Buchfinken auf dem Fenster Sims im Vogelhäuschen Kerne knabberten.

Balduin entbot dem Frühling seine königlichen Grüße. Wie Fanfaren schmetterte er seine Zahnenrufe über den Markt, und die Menschen hatten ein schönes Lachen unter dem Hut. Auch Linnekegel.

„Da! Bomben und Bauzenburg!“

Sein Lachen zerstob. Täuschten ihn die Augen nicht, schlenderte auf der anderen Marktseite Jakobus Trimpeter durch den Märzentag, einen Wanderstock unter dem Arm, die Hände in den Hosentaschen und vornehm aufgetan.

Wenn, sagte sich der Meister, dieser Strauchritter auf Schusters Kappen nach Nippenau kam, mußte er eine Büberlei im Schilde führen.

Immer Jakobus im Auge, pirschte er sich, so schnell er konnte, hinter Menschen, Wagen und Pferden hinüber.

Jakobus war an den Wachtmann herangetreten, der Balduin zu betreuen hatte, und erbat eine Auskunft.

Wo die Kögelgasse sei.

O, ganz in der Nähe. Der freundliche Wächter deutete in eine Marktecke und machte eine halbe Wendung dabei.

Flink wie ein Taschenspieler bückte sich Jakobus, schnappte den schreckgelähmten Zahn, stopfte ihn in eine Tasche seiner Pluderhose und wollte sich soeben mit schönem Dank davonmachen, als ein Pfiff gellte.

Das war einer, wie ihn schon die Urahnen der Nippenauer ins Weite geschickt hatten, wenn Freunde gewarnt werden sollten.

Der Wachtmann stutzte. Jählings vermifste er Balduin, schrie: „Salt!“ und griff nach Jakobus.

Zu spät.

Sofort, als er den Pfiff hörte, hatte sich Jakobus in Schwung gesetzt und rannte nun die Herrenstraße hinab dem Segertor zu.

Zinterher eine Scharwache.

Durchs Segertor war er auch hereingekommen, und weil die Wachtleute ihn dort schon kannten, hätten sie ihn, vorausgesetzt, daß sich Balduin ruhig verhielt, wohl ohne Federlesen durchgelassen.

Das war nun schwieriger geworden. Selbst wenn er das Tor erreichte, ehe die Verfolger erschienen, mußte ihn sein Atem verdächtig machen.

War es bei der Erschaffung des Menschen unumgänglich gewesen, daß sich der Atem im Zeitmaß nach den Beinen richtete? — Unvollkommene Welt!

Wieso? Er konnte doch auf die Torwache zurasen und ihr entgegenstreiten: „Schnell zum Segenmarkt! Der Zahn ist los!“ und in der Verwirrung entweichen.

Da fiel ihm Linnekogel ein. Nur der konnte gepfiffen haben. So pfiß kein zweiter. Und dieser vermaledeite Dukatenschuster war sicher schon längst durch die Kögelgasse auf kürzestem Wege zum Segertor gelaufen.

Daß Trimpeter so hirnverbrannt sein konnte, den Umweg durch die Serrenstraße zu machen! Durch die Kögelgasse hätte er laufen müssen.

„Feigheit rächt sich!“

Während er dem braven Meister Seuche und Brand in die Schuhe wünschte, schlug er wie ein gehetzter Hase an einer Straßenkrümmung Haken, schwang sich über einen Zaun und verschwand.

Hatte ihn jemand gesehen? —

Niemand! — O doch! Der Türmer auf dem Katharinenturm, ein Nachfahre von Jäckel Bolz.

Als die Scharwache herankam, winkte und wies er heftig aus dem Turmfenster. Der Offizier bemerkte es und verstand: Zahn und Schnapphahn hinter dem Zaun im Park!

Jakobus gelobte sich, den Türmer zu gelegener Zeit zu — läuten.

Einige Soldaten schickte der Offizier zum Segertor. Mit den andern durchsuchte er den Garten.

Bäume und Sträucher waren wohlgepflegt und standen so dicht, daß das Wohnhaus dahinter, obwohl das Laub erst zu sprossen begann, nur spärlich zu sehen war; ebenso Stallung und Brunnen.

Die Schneeglöckchen nahmen schon Abschied.

Seidelbast war aufgeblüht, und die Erde roch nach Frühling.

„Das geht euch gar nichts an!“ wetterte der Offizier und befahl zu schwärmen.

„Aber nicht für den Frühling! In Kotten weitaus!“

Er hatte einen heillofen Zorn.

Sie musterten jeden Baum, durchsuchten das Buschwerk, spähten in den Brunnen, einen mit Haspelrad und Eimer, durchstöberten Haus und Stall, winkten fragend zum Türmer hinauf, bekamen nur ein Achselzucken als Antwort und erwischten weder Zahn noch Schnapphahn.

Es war zum Verzweifeln. —

Währenddessen war Jakobus nach einem gemütvollen Schlendergang, Balduin Krähals in der Tasche, wieder auf dem Segenmarkt angelangt.

Im Schöpfbrunnen hatte er sich eingeklemmt gehabt wie ein Kaminfeger, den Rücken gegen die eine, die Füße gegen die andere Wand, Haspel, Kette und Eimer über sich. Er konnte wie eine Katze klettern. Nur konnte er, mußte er lange so hocken, auch wie eine Katze ersaufen.

Er hatte aber Salunkenglück. Die Wächter hatten gemeint, wenn er nicht an der Kette hinge, könne er im Brunnen nicht versteckt sein.

Kaum schritten sie weiter, stahl er sich heraus, der Dieb, nahm Deckung, schlich davon, verließ hinter einer Ecke den Garten und ging den Weg zurück, den er gekommen war, nur nicht so eilig. Dem schmählich geschundenen Balduin, der maßlos wütete, gönnte er ein paar Lungen voll Luft dabei.

Auf dem Segenmarkt standen Menschenmassen und besprachen erregt den Raub.

Jakobus mischte sich dazwischen und fragte, ob etwa gar der ruchlose Zahnenräuber ent schlüpft sei.

Wer könnte das wissen? Sicher es hätte niemand erfahren. Aber ein Bauzenburger sollte es sein, und diesmal wollten sie ihn hängen! Sägen? Verkrümele dich, Jakobus!

Unauffällig schlenderte er davon, schwenkte in die Kögelgasse ein, drückte sich am Hause Linnekogel vorüber und an einem Seilerladen, wo er ein Tau mitgehen hieß, das zusammengerollt vor der Tür hing, und schwang sich an ihm kurz danach hinter einem unbemannten Wachttürmchen vom Wehrgang über die Stadtmauer, nicht weit vom Segertor, hinter dem er mit boshafstem Vergnügen den Meister Linnekogel stehen sah.

Zwar mußte Jakobus jenseits der Mauer noch einige Klaster tief springen, tat sich aber kein Leid dabei, lag bald mit Wohlbehagen bäuchlings am Wallgraben, das Kinn in der einen, Balduin Krähals in der anderen Hand, und machte sich ein Vergnügen daraus, sich auszumalen, wie die Torwächter und der Dukatenschuster nach ihm Auslug hielten.

Dennoch hütete er sich vor Übermut.

Wie er die Nippenauer kannte, waren inzwischen alle Tore geschlossen, alle Wehrgänge besetzt. Da kam keine Maus mehr durch. Ein Segen für ihn, daß er schon draußen war!

Aber auch da war er nicht in Sicherheit. Auf dem langen Wege nach Bauzenburg mußte er an Nippenauer Grenzern vorüber.

Plötzlich fiel ihm auch der Türmer ein. Satte der etwa gesehen, wie er über die Stadtmauer stieg? — Dann konnte er den Turm verlassen haben wie Jäckel Bolz, wenn auch aus anderen Gründen, und nach kurzer Frist konnten nach allen vier Winden Reiter durch die Tore jagen.

Also auf und fort, Jakobus!

Er durfte nicht warten, bis es Nacht wurde. Berittene Nippenauer konnten ihm mit spizen Eisen die Seele aus dem Leibe stochern.

Richtig aufgebracht war Jakobus, über Menschen und Welt, und verfluchte mit Inbrunst den Dukatenschuster. Erbschleicher nannte er ihn.

Packe dich, Jakobus! Preschen mußt du bald wie ein scheu gewordener Safergaul! Bald sind die Nippenauer wie Bracken hinter dir her!

Stundenlang muß er wandern bis Bauzenburg und immer zwischen zwei Wassern, zur Linken Brachten, zur Rechten das Gaff.

Den Zahn in der Tasche, aber so, daß er Luft hat, marschirt Jakobus Trimpeter in Salunkenschläue wie ein frohgemuter Wandergesell.

Wenn er nur erst aus dem Gesichtsfeld der Segertorwache heraus wäre! Es ist noch bedrohlich hell.

Sein Salunkenglück verläßt ihn nicht. Er wandert zwei Stunden und mehr und sieht und hört weder Fußvolk noch Reiter.

Nun schreitet er flotter aus, meist die Sand auf der Hosentasche, aus der wütend, aber schicksalsergeben, durch einen Taschenknopf gefangen, Balduin Krähhals herausblickt.

Jakobus holt einen Botenwagen ein, der im Jotteltrott, zwei müde Pferde an der Deichsel, Bauzenburg zurollt. Vor dem gewölbten Planenverdeck sitzt in der Schoßkelle der Fuhrmann und döst in den sinkenden Tag.

Jakobus holt ihn ein, nestelt auf der Rückseite die Verdeckverschnürung auf, steigt in den Wagen, schnürt wieder zu und kauert sich nieder.

Keine zehn Minuten später hört er Reitpferde trappeln. Zwei Stadtwächter sind hinter ihm her, überholen den Wagen, halten ihn an und befragen den Fuhrmann auf Ehre und Gewissen, ob er einen Flüchtling gesehen habe. Sie beschreiben ihn wie ein Steckbrief und sagen, wahrscheinlich heiße er Trimpeter.

Etwa Trimpeter aus Bauzenburg, der Bruder Leichtfuß? O, den kennt der Fuhrmann ganz genau. Den hätte er gewiß nicht übersehen.

Obendrein ist heute die Straße ziemlich menschenleer, und geschlafen hat er nicht, nur so ein bißchen vor sich hingedämmert.

Der eine Reiter will schon umkehren, da äußert der andere, wenn Trimpeter nicht auf der Straße wäre, könne er ja im Wagen stecken.

Dieses Mißtrauen versetzt den Fuhrmann in einen Bauzenburger Jorn. Sie sollten doch nachsehen, wenn sie ihm nicht glaubten. Es wäre doch eine Schande und Niedertracht, einen ehrlichen Bauzenburger zum Lügner zu stempeln!

„Na, Bauzenburg und ehrlich —!“ denkt der Mißtrauische, sagt aber nichts, löst dafür die Schnüre am Verdeck und steckt den Kopf in den Wagen. Da sind wirklich nur gefüllte Säcke drin. Er betastet einige, sticht auch mit dem Säbel dazwischen, fühlt aber nichts, was leben könnte.

„Nichts für ungut, Fuhrmann! Wir haben unsere Pflicht zu tun!“

Sie reiten zurück. Aber der Mißtrauische wendet doch noch einmal um und sprengt am Wagen vorüber nach Bauzenburg zu. Vorsichtshalber will er die Nippenauer Grenzsoldaten in Kenntnis setzen.

Zwei Stunden später kehrt er zurück. Böse nickt, als er ihn grüßt, der Fuhrmann.

Der ist nun inzwischen mit seinem Wagen ebenfalls der Grenze nähergekommen. Hinter ihm schält sich Jakobus Trimpeter mit dem halb ohnmächtigen Balduin aus einem Sack heraus, stellt fest, die Luft ist rein, steigt aus und läuft, was die Beine geben, den Sahn in der Faust, an dem Wagen vorüber der Grenze zu.

Der Fuhrmann erkennt ihn und kreischt hinter ihm her. Jakobus ruft erklärend über die Schulter zurück: „Staatsauftrag!“ und stürmt weiter.

„Ach, so?“ begreift der Fuhrmann.

Bleibt Jakobus das Salunkenglück treu, sind die meisten Grenzer im Grenzhaus. Dann wird er sich hinter einer Ecke einen Augenblick verschnaufen, wieder Anlauf nehmen und mit einem musterhaften Flankenschwung über den Schlagbaum setzen.

Leider kommt es anders. Kaum hat er die letzte Straßenkrümmung erreicht, hat er eine Nippenauer Streife vor sich, Offizier und zehn Mann, zum Greifen nahe, aber nicht in Reih und Glied, fast in ganzer Straßenbreite.

Sie schreiten der Grenze zu.

Auch hier kann ohne List keine Maus durch.

Der Offizier schnitz an einer Haselrute und läßt sie spielerisch durch die Luft pfeifen, als wollte er den Nachzüglern des Winters, einem Eisgesindel, das noch immer als verlorene Nachhut den Frühling bekriegt, eins aufs Höslein platschen.

Er hat aber auch ein unliebenswürdiges Faustrohr am Gürtel, und Jakobus weiß, man kann damit aus dem stärksten Mann ein ganzes Leben herauschießen.

Wäre das Rohr nicht, würde Trimpeter einen Durchbruch wagen. Ehe die Soldaten ihre schwerfälligen Gewehre in Anschlag brächten, wäre er leichtfüßig entwischt.

Aber das Faustrohr — !

Sinter einem Busch erholt er sich, trällert sodann ein Nippenauer Lied und schreitet rüstig aus. Er könnte nun mit seinem Paß unangefochten durch die Sperre kommen, wäre der Nippenauer Reiter nicht gewesen.

Aufhorchend machen die Grenzer kehrt, und das ist gut so. Zu diesem Zweck hat er das Liedchen gesummt. Wären sie bereits am Schlagbaum, würden sie vorsichtshalber die ganze Straßenbreite sperren, weil sie auf Bauzenburger Gebiet nicht hinüberfeuern dürfen. Aber hier vorn, da nehmen sie es vermutlich nicht so genau.

Trimpeter steckt eine leutselige Miene auf, wünscht den Grenzern einen frohen Abend und eine geruhlsame Nacht und fängt ein Gespräch an.

Wie schön ist Nippenau! Man könne richtig neidisch werden! Die beste aller guten Städte! Auch Bauzenburg sei nett, aber ein gewisses

Etwas fehle! Das könne man schwer in Worte fassen! Man fühle es aber!

Ein Lob für Nippenau hört auch der Offizier gern, plaudert ebenfalls, vergißt aber dabei zum Leidwesen Trimpeters den Dienst nicht.

„Bitte, den Paß!“

Umständlich durchsucht Jakobus alle Taschen, um wieder den zappelnden Zahn zur Ruhe zu bringen und außerdem in seiner Pluderhose das Faustrohr zu verstauen, das er dem Offizier, unaufhörlich redend, vom Gürtel gespielt hat.

Sein Schoßrock ist lang. Der deckt nicht nur einen störrischen Zahn, der deckt auch ein geladenes Faustrohr zu.

Der Offizier wird ungeduldig. Er hat sich Jakobus jetzt näher betrachtet. Fast tut es ihm leid, daß er mit ihm geplaudert hat. Der Kerl hat Baueneraugen. Als Grenzer hat man seine Erfahrungen. Es wird wohl Trimpeter sein.

„Bekomme ich nun endlich den Paß oder soll ich helfen?“

Da muckt Jakobus auf.

„Geduld, Offizier! Ich bin Bauzenburger und darf die erforderliche Höflichkeit erwarten!“

Gleichzeitig reicht er den Ausweis.

Der Offizier sieht den Paß an, sieht Jakobus an, schüttelt den Kopf, sieht wieder den Paß an, prüft ihn genau, mustert abermals Jakobus und hebt ratlos die Schultern.

Man ist doch immer noch kein Menschenkenner. Der Paß ist echt. Aber der Kerl da ist nicht der gesuchte Jakobus Trimpeter, sondern der Bauzenburger Rechnungsrat Engelhart Kollé. Einen Kanzleibeamten hatte sich der Nippenauer Grenzer ganz anders vorgestellt.

Schon nimmt er, wenn auch zum Ängstigen widerwillig, die Sachen zusammen, um in soldatisch nippenauischer Höflichkeit den Ausweis zurückzugeben, da sieht er plötzlich vor seinen Füßen einen Zahn, der

sich wie närrisch gebärdet, die Halskrause plustert, Luft in die Lungen pumpt und fast wie ein Gänserich schnattert.

Balduin!!! —

Gemach! Er hat sich wieder. Kammgeschwollen flattert er auf, spornt Jakobus den Hut vom Kopf und hackt ihm spitze Schnabelhiebe auf die Hirnschale.

So rächt sich der Hahn, der einen König besiegte.

Jakobus rennt davon, der Grenze zu.

„Salt!“ schreit der Offizier.

Jakobus rennt weiter.

„Salt oder ich schiesse!“

Der Offizier tastet nach seinem Faustrohr.

Bomben und Bauzenburg! Der Gürtel ist leer!

Jetzt rennt auch der Offizier, hinterher die Mannschaft, der Offizier die Faselrute in der Faust.

Noch nie hat Jakobus einer gehezt, der so flink läuft wie der. Flitzen muß Trimpeter, daß die Sohlen brennen, und hat sich dabei noch des Hahns zu erwehren. Der zahlt ihm heim, was er verbrochen hat, zahlt, zahlt!

Endlich erwischt ihn Jakobus. Dreihundert Dukaten, denkt er, sind auch ein Geld, biegt aus, läuft einige Sprünge abseits und schleudert Balduin Krähals ins Gaff. Ersaufen soll er!

Aber ein Balduin ersäuft nicht. Ein Balduin stemmt sich bei unfreiwilligen Flügen mit Sporn, Zehen, Schwanz und Fittichen gegen die Luft und landet glücklich am Straßenrand.

Erst sitzt er und nusselt:

„Kukeri, kakeri!“

Dann hat er wieder Jakobus beim Wickel, als wollte er ihm tausend Dukaten verschaffen.

„Kick! Kick!“

Jakobus überwältigt ihn ein zweites Mal. Dabei wird ihm bewußt, daß ihn sein Rock behindert, ein roter Überrock mit blauen

Muffen und goldenen Tressen, so recht ein Kock für einen Rechnungsrat! Die fliegenden Schöße werden gefährlich. Der Offizier hat aufgeholt. Erwischt er einen Zipfel, erwischt er auch Trimpeter.

Kaum fledert der Zahn wieder am Boden herum, zieht Jakobus den Kock aus, wirft ihn über den Arm, eilt erleichtert und neu beschwingt der Grenze zu, schleudert ihn über den Schlagbaum ins Bauzenburger Land hinein und will soeben mit kühnem Schwung hinterher, da findet er sich zu seinem Entsetzen im Liegestütz, die Hände auf dem Querholz, Kopf und Oberkörper über Bauzenburger, die Beine über Nippenauer Gebiet.

Im allerletzten Augenblick hat ihn der Offizier noch erwischt und hält nun das linke Trimpeterbein unter dem linken, das rechte unter dem rechten Arm, zwischen den Zähnen die Faselrute.

Angstbeflügelt stemmt sich Jakobus gegen Zug und Ruck des Offiziers, den Bauch auf dem Querbaum, und versucht sich loszustrampeln. Aber der Nippenauer umklammert ihn wie ein Schraubstock.

Es gelingt auch nicht, dem Offizier einen Tritt in die Nagengrube zu versetzen.

Da schreit Jakobus. Er schreit um Hilfe.

Schon haben ihn Bauzenburger Grenzer gesehen und stürmen heran.

Inzwischen ist auch der größte Teil der Nippenauer nachgerückt.

„Anpacken!“ befiehlt der Offizier.

Sie ziehen.

„Sauruck!“

Da sind auf der anderen Seite die ersten Bauzenburger eingetroffen. Die ziehen auch.

„Sauruck!“

Noch sind die Nippenauer in der Mehrheit.

„Laßt los!“ wüten die Bauzenburger, „laßt los!“ die Nippenauer.

Keiner läßt los. Bedenklich weit rutscht Jakobus Trimpeter nach Nippenau hinein.

„Sauruck!“

Die andern auch.

„Kikeri, kikeri!“

Die Bauzenburger erhalten Zuzug, mehr als die Nippenauer. Langsam gleitet Jakobus wieder nach Bauzenburg hinüber. Lärmend feuert er an. Wegen geheimer Sendung müßten die Bauzenburger ihn retten.

Die behalten jetzt das Übergewicht.

„Kuck, kuck!“

Immer tiefer rutscht Jakobus ins Bauzenburger Land.

Da schreit der Nippenauer Grenzoffizier seinen Helfern zu:

„Einmal noch herüber mit dem Hinterteil!“

Die Gabelrute aus den Zähnen, ein derbes, aber schmiegsames Ding, hoch damit und — „Kuckhau!“ — drauf auf Trimpeters Pluderhosen, einmal, zehnmal, dreißigmal, bis die Späne fliegen.

Trimpeter strampelt und heult.

Er strampelt in Nippenau und heult in Bauzenburg.

„Loslassen!“

Der Nippenauer gibt auf. Er kann es sich leisten.

Kurz danach tanzt Jakobus Trimpeter jammernd auf Bauzenburger Heimatboden, die Hände, als wären sie ein Stuhl.

Balduin Krähhsals dagegen ist in Nippenau geblieben, das Faustrohr auch. Bei seinem lebhaften Liegestütz ist es Jakobus aus der Tasche gefallen.

Wenn Lächerlichkeit tötet, wird Jakobus, will er gesund bleiben, wohl auswandern müssen. Er ist ein geschlagener Mann, augenblicklich allerdings ein politischer Fall von größter Bedeutung.

Straff und einwandfrei tritt der bauzenburgische Offizier an den Schlagbaum, knallt die Säcken zusammen, legt die Hand an den Helm und schnarret nach Nippenau hinüber:

„Ihr werdet von uns hören!“

Noch straffer, noch einwandfreier und mit einem strahlenden Lachen um den Mund, der Nippenauer:

„Von uns habt ihr schon gehört!“

Dann befehlen die Offiziere stillgestanden, kehrt und marsch, und die Bauzenburger marschieren nach Bauzenburg, die Nippenauer nach Nippenau.

Auf dem linken Unterarm des nippenauischen Offiziers, ab und zu gelobt und gestreichelt, sitzt in königlicher Würde Balduin Kräh-hals, gnädig gestimmt und sehr zufrieden.

Der politische Himmel hat sich arg verdüstert. Gewitterwolken ziehen herauf. Bauzenburg fordert von Nippenau eine bündige Erklärung, weshalb und mit welchem Recht ein nippenauischer Grenz-offizier über bauzenburgischem Hoheitsgebiet einen bauzenburgischen Staatsbürger mißhandelt habe, und welche Sühne Nippenau für diesen Frevel zu leisten habe.

Nippenau antwortet, Frevel liege nicht vor, Sühne sei nicht zu erwarten. Innerhalb seiner Grenzen habe jeder Staat das Recht, Verstöße gegen seine Gesetze auch an Ausländern zu ahnden, und Jakobus Trimpeter habe sich während der Züchtigung, die ihm wegen frechen Raubs zuteil wurde, innerhalb der nippenauischen Landes-grenzen befunden, denn der Offizier habe den heimatlichen Boden mit keinem Schritt verlassen. Den Anwurf, ein Frevel sei begangen, weise Nippenau zurück und erwarte Genugtuung.

Unverzüglich rollten die Bauzenburger schweres Gewaffen vor die Tore, mußten aber staunend bemerken, daß die Nippenauer mit ihren Geschützen schon bereitstanden. Safferfüllt starrten die Kanonen einander in die aufgerissenen Mäuler.

Auch auf Basteien und Wehrgängen schluckten nippenauische Vor-lader Pulver und Kugeln wie Kranke Pülverchen und Pillen aus der

Einhornapotheke, waren aber kerngesund und harrten ungeduldig des Befehls, nach Bauzenburg hinüberzubelfern.

Da wurde ihnen alles, was ihnen Feuer durch die Adern hätte jagen können, wieder aus dem Leibe genommen.

Traurig rollten sie zurück in ihre Schuppen.

Es donnerte nicht und schlug nicht ein. Ein frischer Wind kam auf und vertrieb die Gewitterwolken. Zuerst allerdings wehte er scharf auf Westeroog, als wollte er die Wolken dichter ballen. Aber dann ging er bei Klängenförde in lindes Gefäusel über. Es klarte auf, und das kam so:

König Norre hielt die Zeit für gekommen, den Sprung aufs Festland zu wagen. Er wollte aber sicher gehen und ließ im Webstuhl der Staatskunst Fäden laufen; Schiffe eilten hin und her, vor allem zwischen Westeroog und Bauzenburg. Norre versicherte die Bauzenburger seiner unverbrüchlichen Freundschaft und schlug einen Bündnisvertrag gegen Nippenau vor.

Da herrschte eitel Freude unter den Bauzenburgern. Der Zahn, frohlockten sie, beginne goldene Eier zu legen.

Bald danach flogen, wie im Webstuhl, Schiffe zwischen Westeroog und Klängenförde hin und her.

Auch da spannen sich Fäden, aber die Klängenförder durchschauten den König besser als ihm lieb war. Hatte er mit ihrer Hilfe die Nippenauer geschlagen, konnte er Klängenförde umstellen. Satten sie die Nippenauer auch noch nie geliebt, deren Untergang konnte ihr eigener sein. Die Blinkfeuer in ihrem Zahn, erwiderten sie, wären noch niemals Irrlichter gewesen und so lehnten sie ein Bündnis gegen Nippenau ab. Sie seien aber ebenfalls dafür, daß die leidige Zahnengeschichte aus der Welt geschafft werde. Man solle daher den Streitfall durch ein Schiedsgericht schlichten.

Die Pergamentrolle, auf der die Klängenförder diese Antwort erteilten, wog nicht viel, aber die Bauzenburger bedrückte sie schwer, und auch den König dünkte sie nicht leicht.

Nun wagte es weder Bauzenburg noch Westeroog, dem Willen der Klingenförder Trug zu bieten, denn hinter Klingenförde standen jetzt die Nippenauer und hinter den Nippenauern die Morunger.

Mittlerweile war es April geworden. Spätschnee fiel. Rauhe Stürme wühlten in der See. Trübe blickten die Bauzenburger in die grauen Tage.

Auch goldene Eier legt kein Zahn.

Noch nicht einmal der Schnapphahn Jakobus Trimpeter hatte etwas eingebracht. Im Gegenteil! Dreihundert Dukaten hatte er gekostet. O, man gönnte ihm die Prügel, die er über dem Schlagbaum bezogen hatte.

Einen heillofen Jorn hatten die Bauzenburger auch auf den König. Er war es doch gewesen, der ihnen die Zahnenbrühe angerührt hatte, und nun weigerte er sich, sie ohne Klingenförde auszulöffeln.

Eigentlich sollte man Trimpeter des Landes verweisen! Zum Teufel sollte er sich scheren oder zu Norre oder sonstwohin!

„Sast du's gehört, Jakobus?“

Der ließ sich das nicht zweimal sagen, als ruckbar wurde, daß des Königs Hofnarr nach kurzer Krankheit die närrische Welt verlassen hatte. Jakobus bewarb sich.

Besser ein Narr von Beruf als einer des Lebens!

Der König nahm ihn, verfügte aber, auch um den Bauzenburgern eins auf die Jacke zu geben, die Tilgung des Namens Jakobus Trimpeter.

Er schlug den Hofnarren zum Ritter und nannte ihn Jakobus Narr vom Schlagbaum.

Das Schiedsgericht. Die erste Tagung. Nach Möglichkeit soll sie auch die letzte sein.

Offentlich! Wie?

Ja, man hofft!

Gewissenhafte Richter, unbestechliche Ehrenmänner, als Vorsitzter ein Rechtsgelehrter von Ruf.

Ohne lange Vorrede in die Beweisufnahme. Es ist Mai. Die Welt steht in Blüten.

Keine Redensarten, keine Umschweife!

Sind die Zeugen versammelt? — Sie sind es. — Dann soll als erster Jakobus Trimpeter vortreten.

Gehorsamst zu melden: Im Sinne der Personenstandsgefetze ist Jakobus Trimpeter nicht mehr am Leben. — Wieso? Dort steht er doch! — Mit Verlaub: Das ist nicht Trimpeter, das ist der Ritter Jakobus Narr vom Schlagbaum.

Ritter?

Dem Vorsteher tut die Stirn weh. Das fängt ja gut an! Er rückt am Barett und lockert die Halskrause. Ruhe, Ruhe!

Der Narr vom Schlagbaum soll vortreten!

Er ist bescheidener als Jakobus Trimpeter und fast ein bißchen weinerlich gestimmt.

Durch die Reihen der Nippenauer geht ein Schmunzeln. Der Vorsitzter bemerkt es, grollt aber nicht. Es heitert ihn auf. Haben sie nicht recht, die Nippenauer? Nur die Freude ist ernst zu nehmen.

Ist Jakobus Trimpeter geschlagen worden? — Jawohl, an der Grenze zwischen Nippenau und Bauzenburg. — An einem Schlagbaum? — Jawohl! — über dem Baum? — Nein, auf! — Warum auf? — Trimpeter schwebte nicht, er lag. — Wo? — Auf dem Bauch. — Ich denke, auf dem Baum? — Mit dem Bauch auf dem Baum! — Immer auf dem Bauch? — Das muß der Ritter bezweifeln. — Warum? — Weil Trimpeter von den Grenzwächtern hin und her gezogen wurde, einmal nach Nippenau, einmal nach Bauzenburg. — Lag er zwischendurch auf der Brust? — Einmal weiß er das bestimmt. — Auch auf den Oberschenkeln? — Das wagt er nicht zu

behaupten. Es ist wahrscheinlich. — Aber der Streitgegenstand lag immer oben? — Was, bitte? — Der Streitgegenstand! Der Sitzteil des Trimpeter! — Sehr richtig, jawohl! Der lag oben! — Immer? — Jawohl! — Das weiß der Hofnarr bestimmt? — Er meint es. — Ach, er ist ein unsicherer Zeuge! Es ist ja verständlich, daß der damalige Trimpeter während der Züchtigung auf den Sitzteil, aber nicht auf dessen — wie soll man sagen? — dessen politische Lage geachtet hat. Der Zeuge soll abtreten und nach Hause fahren.

Er geht nicht ungern, weil der nippenauische Grenzzoffizier eine Reitpeitsche in der Hand hält und sie wippen läßt, als ob er probe.

Dieser Grenzzoffizier soll vortreten! —

Wie heißt er? — Sagen Sattelmeier. — Woher der Name? — Seine Vorfahren sind in Morung Sassen auf Majoratsgut gewesen und haben Pferd und Sattelzeug ihres Herzogs gepflegt. — Ein schönes Bewußtsein, wie? — Das will ich meinen. — Ist er deshalb so stolz? — Jeder Nippenauer ist stolz. — Gält er Stolz für einen Vorzug? — Sicher! Denn stolz kann nur sein, wer Gutes vollbringt.

Hat jetzt der Vorsitzer nicht selber Umschweife gemacht? Gewiß nicht. Er will die Wesensart des Offiziers ergründen und fragt ihn: War auch gut, was er am Schlagbaum getan hat? — Sehr gut! Die Liebe waren die letzte Möglichkeit, einen Schandbuben zu strafen.

Nicht so harte Worte! — Zu Befehl! —

Er soll die Faselrute vorzeigen. — Die besitzt er nicht mehr. — Weshalb nicht? — Er hat sie auf dem Streitgegenstand entzwei geschlagen.

Wieder huscht ein Schmunzeln durch die Reihen der Nippenauer, aber diesmal verstimmt es den Vorsitzer. Scharf gebietet er den erforderlichen Ernst.

Wie lang ist die Rute gewesen? — Wie ein Mannsarm. — Also betrug die Reichweite vom Schultergelenk bis zum Rutenende zwei Mannsarme? — Jawohl, aber während der Züchtigung weniger. — Das muß er erläutern. — Beim Schlagen krümmt sich der Arm. —

Richtig. Also war der Offizier nicht immer zwei Mannsarme weit von der Grenze entfernt. — Nein. — Er konnte unter Umständen, wenn er sich in Richtung Bauzenburg vorbeugte oder auch nur den Arm streckte, mit der Rute ins bauzenburgische Gebiet hineingeraten?! — Niemals! — Aber selbstverständlich! — Niemals! Der Offizier hat zuerst Jakobus Trimpeter an den Beinen gehalten, stand also in Richtung Bauzenburg. Dann haben seine Grenzsoldaten den Räuber gepackt, der Offizier ist auf die Seite gesprungen und hat die Siebe in Richtung Saff erteilt. — Das weiß er bestimmt? — Nein! Doch ist es folgerichtig. — Auch folgerichtig kommt man nur ans Ziel, wenn der Ausgangspunkt nicht verkehrt ist. Der Offizier weiß eben auch nichts Genaues! Im Eifer hat auch er nicht auf die politische Lage, noch nicht einmal auf die geographische des Streitgegenstandes geachtet!

Der Vorsitz er wischt die Stirn, muß aber doch ein wenig lächeln, ganz zart in sich hinein, als der Offizier vor sich hinmurmelt: Eigentlich ein sonderbares Wort: Schlagbaum!

Ach, was! Er soll abtreten, der Sattelmeier! Ungebührliches Benehmen! Und nichts erreicht!

Nach zwei Stunden Verhör weiß das Gericht nicht eine Silbe mehr als vorher. Der eine hat geschlagen, der andere hat's gefühlt. Das hat man gewußt und weiß es noch. Aber wo geschlagen und gefühlt wurde, in Nippenau oder in Bauzenburg, ist völlig unklar.

Das Schiedsgericht hat beide Parteien zu hören, mehrfach, wenn es sich empfiehlt, hat Beweismittel zusammenzutragen und Schiedsgutachter zu vernehmen, ehe es den Spruch fällt. Der allerdings hat die Wirkung eines rechtskräftigen Urteils.

Den bauzenburgischen Grenzoffizier!

Anton Brüsch! — Sier! — Vortreten!

Der wird nicht lächeln und unziemliche Bemerkungen machen wie der Nippenauer. Als Bauzenburger weiß er, daß man den Ernst nur ernst betrachten darf, die Braunen verhängen, die Mundwinkel ans

Kinn gezogen. Die Nippenauer nehmen das Leben zu leicht, sind zu wenig auf die Last des Daseins eingestellt, sind nicht bedächtig genug und beobachten zu flüchtig. Aber der Bauzenburger, der wird schon wissen, wo der Streitgegenstand gelegen hat.

Selbstredend weiß er das. Über dem Boden von Bauzenburg! — Bei jedem Schlag? — Bei jedem! — Ohne Ausnahme? — Ohne Ausnahme! — Kann das Anton Brüsch beschwören? — Als Überzeugung, jawohl! — Was schiert uns seine Überzeugung? Kann er es als Tatsache beschwören? — Als Tatsache? Nein!

Dem Vorsitzrer floßt Schaum von den Lippen. Ausgefemter Bauzenburger! Er sagt es nicht, er denkt es nur. Entrüstet schnell er empor und steht.

Da fallen ihm wieder die Nippenauer ein. Vielleicht würden die jetzt sagen, die Entrüstung habe aus dem Vorsitzrer einen Vorsteher gemacht.

Er tupft die Lippen mit seidnem Tuch, redet sich begütigend zu, lächelt schließlich und setzt sich wieder.

War es nicht heilsam, daß ihm ein Scherz dazwischensprang? Niemals Bauzenburger sein! Er weiß nun, was ein Bauzenburger ist. Die Frohen sind es, die das Leben meistern. Vorhin, als er aufsprang, hatte er in jähem Zorn die Streusandbüchse ergriffen. Fast hätte er sie dem abgebrühten Bauzenburger an den Kopf geschlagen. Da warf sich der Scherz dazwischen.

Abtreten, der Bauzenburger! Unerhört!

Dem ist das nicht verständlich. Man tut, was man kann!

Die Grenzmannschaften sollen ausfagen, zuerst die aus Bauzenburg.

In Reihen antreten! Dann einzeln vor die Schranke! Zunamen, Vornamen! Fragen beantworten!

Wieder Stundenverhör. Wie sie heißen, wissen sie alle, auf welcher Seite des Schlagbaums, als die Liebe knallten, der Streitgegenstand gelegen hat, wissen sie nicht. Daheim ist ihnen eingeschärft

worden, auf der bauzenburgischen. Nach dem Fehlschlag ihres Offiziers wagen sie es nicht zu sagen.

Der Vorsitz er stöhnt ein wenig. Stöhnen hilft. Auch die Beisitzer bezähmen nur noch mühsam ihre Ungeduld.

Die Grenzmannschaft der Nippenauer! In Reihen! Dann einzeln! Zuname, Vorname!

Jeder sagt aus, die Mannschaft habe auf Befehl ihres Offiziers den Bauzenburger auf dem Schlagbaum herübergezogen, bis der Streitgegenstand über nippenauischem Hoheitsgebiet hing. Erst dann habe der Offizier die Rute gezückt, und sofort hätten die Liebe gepiffen wie Seewind.

Ist es möglich, daß der Streitgegenstand zwischendurch nach Bauzenburg rutschte und trotzdem Liebe bekam?

Sie glauben das nicht, aber möglich ist alles!

Alles? Das Unmögliche auch?

Warum nicht? ruft einer mit blitzenden Augen.

Das war der Offizier, der eine da aus Nippenau.

Schweige Er doch! Er ist ja nicht gefragt!

Der Vorsitz er ballt die Fäuste und gräbt die Fingernägel in die Handflächen. Er kann nicht mehr. Den Offizier fährt er an:

Jeder hat zu schweigen, bis er gefragt wird, und auch dann noch nicht!!

Wohlmeinend rät ihm ein Beisitzer, die Verhandlung abzubrechen. Soeben schlägt es Mitternacht.

Ja, er will vertagen. Zuvor aber noch einen Beweisbeschluss und außerdem — er kann die Anrede „Vorsitzer“ nicht mehr hören! — einen Beschluss zur Schiedsgerichtsordnung!

Beweisbeschluss: Vorgeladen und als Schiedsgutachter vernommen werden soll ein sachverständiger Büttel und Stockmeister, der aussagen kann, wie sich Strafgefangene bei der Vollstreckung einer Prügelstrafe verhalten, insonderheit, nach welcher Seite sie während des Strafvollzuges zu entweichen versuchen.

Saben die Nippenauer einen Stockmeister? — Nein! — Die Bauzenburger? — Ja! — Die Klingenförder? — Auch! — Also ist der aus Klingenförde zu laden!

Schiedsgerichtsordnungsbeschuß: Der Vorsitzter wird künftigt Obmann genannt.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

### Die zweite Tagung.

Es ist inzwischen Juni geworden. Das Heu wird schon gemäht.

Vortreten Tim Wuch, Büttel und Stockmeister im Klingenförder Staatsverlies!

Breit ausladend dröhnt mit donnernden Schritten, als sollten die Dielen brechen, ein Riesenmensch durch den Saal, ein Berg von einem Mannsbild. Vor lauter Muskeln hängen ihm unter den Schultergelenken die Arme ein Stück vom Leibe. Als er mit unwirsch fäusten und unduldsamem Stiernacken einherstampft, mustert er mit Berufsblick die Mitglieder des Schiedsgerichts, als schätze er ab, wieviel sie vertragen würden.

Unwillkürlich sinken die Richter in sich zusammen und blinzeln, als er halt macht, geduckt empor wie im Klingenförder Staatsverlies ein Sünder, nach dem Tim Wuch gerade die Hand streckt.

Weiß er was von ihnen? — —

Kaum! — Sie sind untadelige Menschen!

Trotzdem geht das Perpendikel der schweren Standuhr viermal hin und her, ehe sie die Köpfe heben, und zehnmal, bis sie die Würde ihres Amtes wieder aufgerichtet haben.

Ihre Beklemmung hat niemand gemerkt, noch nicht einmal Tim Wuch. Ihre Herzen erwärmen sich wieder. Zutiefst getröstet erkennt jeder, sein jähes Erschrecken ist nur ein ungebärdiger Spuß, ein schadenfroher Alp, eine quälende Sinnestäuschung gewesen, vielleicht

auch nur ein Gedankenreigen oder ein neckischer Mummenschanz des Bewußtseins.

Man atmet auf. Man hat sich wieder.

Auch die andern atmen auf, als Tim Wuch vor der Schranke am Richtertisch den Schritt verhält und wie eingerammt stehen bleibt. Zwar ist niemand so zusammengefahren wie die drei Schiedsrichter, aber beunruhigt fühlt sich jeder. Man erzählt so viel von ihm. Fahrende Leute verbreiten Geschichten von seinem Strafvollzug. Sogar die Kinder tuscheln über ihn und spielen heimlich Tim Wuch.

Unverwandt betrachtet er die Richter, finster im Blick, unverträglich sein Mund, grausam die Hand, die er jetzt um das Gelenk der andern spannt, als müsse er die Sucht bezähmen, einen Stock zu greifen und loszuschlagen.

Furchtbar!

Tim Wuch fühlt im Handgelenk, wie sein Puls rast. Ihm ist, als wäre ihm die Haut zu eng. Er atmet hastig. Er schnauft.

Urpötzlich erfasst der Obmann den Seelenzustand Tim Wuchs: Der Süne schlottert! Der Stockmeister hat Angst!

Meiß man was von ihm??

Kaum! —

Seine Angst hat andere Gründe; Abgründe hat sie, Schlünde der Seele.

Die Furcht, die soeben die Richter beschlich, war aus ähnlichen Tiefen gekommen, Furcht und Angst vor dem Ungewissen und Unbekannten.

Beim Beginn der Verhandlung, so ist es gewesen, haben sich geistige und körperliche Gewalten gegenseitig mit Entsetzen betrachtet. Die Schiedsrichter, allesamt Gelehrte, sind mager vor Geist und werden immer wieder erschrecken beim Anblick einer körperlichen Gewalt, auch wenn sie nicht mit einem Stockmeisteramt behaftet ist; Tim Wuch aber steht dem Geistigen, in dessen Gefilden er sich betätigen soll, faßungslos gegenüber.

Er hat noch nie einen Geist verwamst.

Das sagt er dem Obmann; als Entschuldigung gewissermaßen und um die eigene Erregung niederzuzwingen.

Der Obmann hat seine Sicherheit wiedergewonnen, lächelt nachsichtig und spricht:

Geistig prügeln will auch gelernt sein!

Aber, fährt er fort, in der Versöhnung und dem schließlichen Ausgleich zwischen Geist und Materie sehe der Weise das Ziel der Welt, und diese Versöhnung sei nicht schwer. Die Beteiligten müßten nur Vertrauen zueinander fassen; und so bitte er Tim Wuch, Vertrauen zu den Richtern zu haben und auszusagen wie von der Leber weg. Die Richter hätten auch Vertrauen zu ihm.

Anfangs haben Tim Wuch die gelehrten Darlegungen des Obmanns noch ängstlicher gemacht. Als er aber hört, man habe Vertrauen, wacht auch in seinem verschüchterten Herzen ein Flämmchen auf und durchleuchtet und wärmt ihn. Jawohl, er will ausagen und von der Leber weg. Es fällt ihm jetzt leichter, sein Mundwerk in Bewegung zu setzen. Wahrhaftig, sie ist gar nicht so schwierig, die Sache mit dem Geist!

Muß es nicht auch Büttel geben? — Sicher! — Und Stockmeister? — Zweifellos! — Jeder an seinem Platz! Es können nicht alle das gleiche sein.

Den Zeugen, Sachverständigen und Zuschauern sagt jetzt Tim Wuch viel besser zu als vorher, vor allem den Nippenauern, die wieder einmal heimlich in sich hineinlachen, weil sie an Lehren ihrer Weisen denken.

Einer hat in einem schönen Buche das Wissen von der umgekehrten Perspektive gelehrt.

Auch die zeichnerische Übertragung von Raumverhältnissen auf Bildflächen mußte erst wissenschaftlich ergründet werden. Die umgekehrte Perspektive erst recht.

In der richtigen sieht man das Ferne klein, das Nahe groß. So hat es der Herrgott gewollt. Aber die Menschen leben, denken, urteilen in umgekehrter Perspektive. Was ihnen nahe ist, verkleinern sie, was fern ist, erscheint ihnen groß. Ihre Vorstellung macht das Ferne gewaltig.

Es ist, als hätte eine Komik im Kosmos die Perspektive für die Augen des Körpers anders gestellt als für die Augen der Seele.

Den Weisen kann das nicht beirren. Seinen geistigen Augen darf unbeschadet die ganze Welt auch in umgekehrter Perspektive erscheinen, weil er nicht versäumt, allem Fernen auf den Leib zu rücken.

Und siehe da: Je näher er kommt, desto kleiner wird es.

So braucht er auch nicht vor einem zu zittern, der unnahbar scheint, noch nicht einmal, wenn er von ihm abhängt. Er muß ihn nur, und wäre es auch bloß ein einziges Mal, in der Nähe betrachten. Dann weiß er plötzlich, daß auch der nur ein Mensch ist.

Das gleiche denken jetzt die Richter von Tim Wuch und Tim Wuch von den Richtern.

Die Versöhnung ist da. Man kann beginnen.

Dem Stockmeister wird auseinandergesetzt, worauf es in dem Schiedsverfahren ankommt.

Er hat verstanden und erläutert nun, um seine Sachkenntnis unter Beweis zu stellen, die Tätigkeit eines Stockmeisters im Klingenförder Staatsverlies. Hier ist er beschlagen. Hier wird er gesprächig.

Der Obmann unterbricht ihn zeitweilig mit Fragen: Wie verhalten sich die Gefangenen beim Strafvollzug? — Bei was? — Wie sie sich benehmen, wenn der Stockmeister seines Amtes waltet? — Das ist verschieden. — Wie erklärt sich das? — Durch die Eigenart des einzelnen. — Die körperliche oder die geistige? — Beide! — Also auch hier Verbindung zwischen Körper und Geist, wie? — Das glaube er bejahen zu können.

Versuchen die Gefangenen zu entweichen? — Ohne Ausnahme. — Wann? — Schon beim ersten Zieb. — Das ist wichtig! Man schreibe das auf!

Der Obmann erhebt sich, steht in eindrucksvoller Haltung und stellt die entscheidende Frage:

In welcher Richtung werfen sie sich herum?

In unerhörter Spannung blicken Richter, Zeugen und Zuschauer auf Tim Wuch.

Ein Nippenauer flüstert, eigentlich müßte jetzt einer trommeln, einen tüchtigen Wirbel, der Spannung macht.

Tim Wuch fühlt, die Würfel liegen in seiner Hand.

Der Obmann drängt: Nach welcher Seite, links, rechts, vorwärts, rückwärts?

Die Antwort fällt wie ein Klotz:

Nach allen Seiten!

Entkräftet sinkt der Obmann in den Stuhl. Dann ist ja überhaupt nicht mehr festzustellen, wo der Streitgegenstand gelegen hat!

Tim Wuch ist anderer Meinung. Nehmen wir an, die Schranke vor dem Richtertisch wäre der Schlagbaum! Auf diese Art kann er die Lage Trimpeters besser veranschaulichen.

Der nippenauische Grenzoffizier ist Rechtshänder, hat also mit der linken Hand zugegriffen — so! — und mit der rechten die Rute geschwungen — so! Demgemäß hat er auf der linken Seite des Gezüchtigten gestanden, also hier, was der Offizier und die Tatzzeugen selber bekunden. Infolgedessen darf angenommen werden, daß die Ziehe nicht so dicht am Schlagbaum erfolgten als wenn der Offizier auf der rechten Seite gestanden hätte; denn links befand sich zwischen der schwingenden Hand und dem Schlagbaum die haltende linke, vermutlich am Hosengurt, was auf der rechten Seite nicht der Fall gewesen wäre. Daraus läßt sich schließen, daß während der Züchtigung sogar der Hosengurt, also auch das Lendenstück Trimpeters, in Nippenauer Gebiet gelegen hat, mindestens sein Zinterteil.

Wieder ist der Obmann aufgestanden. Verzückt hat er zugehört. Das sind ja völlig neue Gesichtspunkte, unerwartet neue!

Ja, die Sachverständigen! Wenn wir die nicht hätten!

Ausgezeichnet, Herr Wuch! Scharfsinnig! Bedauerlich ist nur, daß ein Gericht sich nicht mit Vermutungen begnügen darf, auch wenn sie noch so wahrscheinlich oder — um im Bilde zu bleiben — noch so handgreiflich sind. Hat man Beweise? Liegt zum Beispiel etwas Schriftliches vor? — Wohl nicht!

Unbeirrt fährt der Stockmeister fort: Auch Siebe hinterlassen eine Schrift, überdies eine so deutliche, daß man in einem Fall wie dem vorliegenden Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht der gegnerischen Staaten ablesen kann, je nachdem sich die Schriftzüge auf dem Rücken, dem Gefäß oder den Oberschenkeln befinden. Trafen die Kutenstreiche nur den Sitzteil, dann lag der Streitgegenstand in Nippenau; trafen sie auch die Oberschenkel, befand er sich in Baugenburg.

Enttäuscht läßt der Obmann den Kopf hängen: Tim Wuch, die Handschrift auf dem Hinterteil Trimpeters liest keiner mehr! Die ist längst erloschen!

Nun, das weiß auch der Stockmeister, zumal sie nur mit einer Haselrute und nicht mit einem handfesten Prügel geschrieben wurde. Wahrscheinlich war sie bereits verblaßt, als Klingenförde das Schiedsverfahren empfahl. Das schließt jedoch — und nun reckt sich der Stockmeister zu seiner ganzen Größe empor — weder Erhebungen noch Beweise aus. Ist die Schrift nicht mehr lesbar, braucht man nur durch Zeugen festzustellen, wo sich Trimpeter unmittelbar nach der Züchtigung gerieben hat. Die Gestäubten reiben sich nämlich alle, und wo sie reiben, da sitzen die Schläge.

Großartig! Der Obmann ist richtig aufgeräumt, wenn auch Tim Wuch noch längst nicht alle Bedenken zerstreut hat.

Ist es wirklich so, daß alle Gezüchtigten die Schlagstelle reiben? Kann man das mit unbedingter Sicherheit als wahr unterstellen, gewissermaßen als gegeben betrachten?

Bei Tim Wuch reiben alle!

Das wird nicht bezweifelt. Aber Tim Wuch hat doch selber einen Unterschied gemacht zwischen Rutenschrift und Knüttelschrift, und zwar in bezug auf ihre Dauerhaftigkeit. Dann muß man die einzelnen Arten aber auch im Hinblick auf ihre Festigkeit auseinanderhalten, und so ist noch keineswegs erwiesen, daß alle Gestäubten die Schlagstelle auch dann reiben, wenn sie nicht, wie im Staatsverlies, mit Geißeln, sondern nur mit einer Rute oder beispielsweise mit einem Knieriemens gezüchtigt worden sind!

Das kann Tim Wuch nicht einsehen, gibt aber zu, daß die Art auch die Wirkung beeinflusst.

Also muß man als gewissenhaftes Gericht noch einen Sachverständigen verhören, der sich auf mildere Züchtigungsmittel versteht als ein Stockmeister.

Sind die Herren Beisitzer einverstanden?

Beweisbeschluß: Zum Zwecke eines zusätzlichen Gutachtens über das Verhalten körperlich Bestrafter unmittelbar nach der Züchtigung ist der Schuhmachermeister Herr Linnekogel, Obermeister der Nippenauer Schustergilde, vorzuladen.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

### Die dritte Tagung.

Es ist Juli geworden. Die Schaffschur setzt an. Die Wintergerste ist schon gemäht. Die Roggenernte hat begonnen. Heiß weht die Luft. Vor tiefem Himmelsblau ballen sich Wolken über sommerlicher Glut. Gewitter grollen da und dort.

Es ist schwül im Raum. Die Richter fächeln sich Kühlung zu.

Ist Herr Linnefogel aus Nippenau erschienen? — Jawohl! — Vortreten, bitte!

Ist er mit Jakobus Trimpeter beziehungsweise dem Narren vom Schlagbaum verwandt oder verschwägert? — Verwandt jawohl, aber nur entfernt und ohne eigenes Zutun. — Also nicht befangen? — Keineswegs und mit nichten!

Selbst Befangenheit könnte nichts anrichten. Er soll ja nur bekunden, ob seine Lehrbuben und andere Schusterjungen, wenn ihnen ein Kniერიemen auf die Hosen knallte, die Schlagstelle reiben.

Jawohl, sie reiben! — Alle? — Ausnahmslos! Aber sie reiben nicht nur, sie tanzen auch!

Der Obmann ist verblüfft: Sie tanzen??

Sicher! Sie hopsen und springen wie bei einer Koffsaife! — Und reiben dabei? — Und reiben dabei!

Über die Lippen des Meisters huscht ein Lächeln: Die Nippenauer Schustergilde nennt diese Übung den Tanz der Versohlenen!

Die Richter decken die Hand über den Mund, streicheln, beschwichtigen ihn, nehmen sich zusammen, wollen nicht lachen, dürfen nicht. Der Ort ist zu heilig, das Verfahren zu ernst, die Tagung zu würdevoll. Aber es ist, als hätte in dieser Schwüle und Düsternis bei dem kecken Nippenauer Wort des Lebens hellste Freude, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, durch die Fenster hereingeschaut; und plötzlich springt ein Lachen auf, schwingt sich aus dem Zuschauer-raum hemmungslos über Zeugenbank und Schranke zum Richtertisch hinauf und erschüttert die Würde auch in ihren Grundfesten so, daß den Richtern die gefalteten Halskrausen über den Schultern tanzen.

Es gibt gar viele Tänze auf der Welt!

Seit Jahren hat der Obmann nicht so gelacht. Der arme Mann! Er ist noch nie in Nippenau gewesen.

Jetzt allerdings kommt ihm das zustatten. Er findet sich leichter zum Ernst zurück. Aber es tut ihm doch ein wenig leid, daß er nun von Amtswegen sich und andere froh bewegte Menschen zur Ordnung

rufen und das erfrischende Lachen, das mit einem einzigen Pritschenschlag drückende Schwüle zerriß, aus dem Saale verbannen muß.

Draußen wird es warten, tröstet er sich, auf alle, auch auf ihn.

Wir fahren fort!

Auch Jakobus Trimpeter soll getanzt haben. Meister Linnefogel hat es schon gehört. Unmittelbar nach dem rettenden Sprung in das Bauzenburger Heimatland hat der Schnapphahn getanzt wie ein Schusterjunge. Zeugen werden das bestätigen.

Meint er? Man wird sehen.

Es ist eine Menge geladen, Männer, Frauen und Kinder aus Bauzenburg; aus Nippenau nicht. Weil der Schlagbaum dicht vor Bauzenburg steht, hat außer der Grenzwaache kein Nippenauer das Mißgeschick Trimpeters mit angesehen, aber die Bauzenburger, soweit sie auf Wällen oder Wehrgängen standen, haben es aus sichtbarer Entfernung betrachten können.

Wir fahren fort! Bis auf weiteres unterstellen wir, Jakobus Trimpeter habe getanzt. Was folgt daraus?

Nicht wenig. Es wird bewiesen, daß sich der Streitgegenstand während der Züchtigung nicht in Bauzenburg, sondern in Nippenau befunden hat.

Diese Folgerung geht dem Obmann nicht ein. Tanzen tat Jakobus Trimpeter doch in Bauzenburg!

Ja, aber in einer Pluderhose! Und das, meine Herren, hat das Gericht bisher nicht beachtet. Pluderhose und Tanz beweisen das einwandfreie Verhalten des nippenauischen Grenzsuffiziers.

Da darf man gespannt sein! Wir fahren fort!

Das Gefühl, das ein Sieb erzeugt, vornehmlich einer mit biegsamer Berte oder schmiegsamem Rohr, ist niederträchtig. Aus jungen Jahren weiß man das noch. Das ist kein ehrlicher Schmerz, den ein echter Kerl wacker erträgt. Hinterhältig ist er wie Mückenstiche und zwingt unter Ausschaltung der freien Willensbestimmung unweigerlich zum Tanzen.

So mußte nach seiner unliebsamen Rückkehr in die bauzenburgische Heimat auch Jakobus Trimpeter jählings in Tanzbewegungen verfallen. Er tanzte, weil er fühlte! Hätte er nichts gefühlt, hätte er nicht getanzt, und tatsächlich würde er trotz der Liebe keinen Schmerz empfunden haben, wäre ihm, als er seine Tracht empfing, nicht die Pluderhose strammgezogen worden, die in gebauschter Fülle jeden Rutenhieb zunichte macht wie ein Sack voll Mehl.

Somit steht fest, daß der Grenzoffizier, ehe er zuschlug, mit der einen Hand dem Trimpeter die Hose straffte. Das konnte er indessen, zumal er neben ihm stand und nicht hinter ihm, kunstgerecht nur, wenn der Streitgegenstand über nippenauischem Boden lag.

Was zu beweisen war!

Meister Linnekogel macht starken Eindruck. Das sind ja wiederum neue Gesichtspunkte, überdies ganz außergewöhnlich bemerkenswerte!

Ja, die Sachverständigen!

Seine Ausführungen leuchten ein, fügen sich auch glücklich in das Gutachten Tim Wuchs. Der hat zwar nichts von Pluderhosen gesagt, hat aber den Zugriff mit der linken Hand ebenfalls für unumgänglich erklärt. Jetzt ist man wirklich weitergekommen.

Nun wird man Zeugen verhören. Bekundet die Mehrheit, daß Trimpeter erstens tanzte, zweitens nicht die Oberschenkel, sondern die Sitzfläche rieb, dann steht der Schiedspruch fester als ein Schlagbaum: für Nippenau gegen Bauzenburg.

Die Zeugen, vortreten, Männer, Frauen, Kinder!

Alle haben gesehen, daß Trimpeter getanzt hat.

Kein Zweifel möglich?

Keiner!

Hat er beim Tanzen einen Körperteil gerieben? — Auch das! — Aber welchen? Die Beantwortung dieser einen Frage ist entscheidend.

Der Vorsitzende verdeutlicht, daß man eine Art Soße einnehmen muß, wenn man die hinteren Schenkelflächen reiben will.

Hat Trimpeter hier gerieben?

Nein, höher!

Da melden sich drei Frauen. Sie sagen aus und bekräftigen durch Eid, Trimpeter habe etwas ganz anderes gerieben.

Der Obmann schnellst empor wie eine Natter: Etwas ganz anderes?? Um des Himmels willen, was denn??

Den Kopf!!

Einer Kaserei nahe, schreit der gequälte Mann, Trimpeter habe doch den Kopf nicht h i n t e n ! !

Das hätten sie, erwidert eine Zeugin spitz, auch nicht behauptet. Oder könne er das Gegenteil beweisen? —

Im Gegenteil!

Er hat Schaum auf den Lippen.

Du lachende Laune, wie warst du schön! — Ob sie draußen noch wartet?

Da regt sich einer! Wer denn? Er hebt die Hand!

Ein Zuschauer!

Der Obmann verarrgt es ihm, blickt beiseite und stellt sich, als merke er nichts. Solche Leute verwirren ja nur.

Aber der Zuschauer läßt nicht locker. Es scheint einer zu sein, der die Welt kennt und auf Schiffsplanken genau so fest steht wie auf dem Erdboden. Auch hat er ein durchgeistigtes Gesicht.

Ich bitte ums Wort!

Was will der Zuschauer? — Meinetwegen soll er vortreten!

Der Obmann ist verärgert.

Vor der Schranke angelangt, erlaubt sich der Zuschauer eine Richtigstellung: Nicht zum Schauen, zum Hören sei er da. Die anderen auch. Zu schauen gäbe es ja nichts Besonderes. Deshalb sei der Raum da drüben ein Zuhörererraum.

Dem steht nichts entgegen, Herr Zuhörer! Aber weshalb so spitzfindig? Will er Haare spalten?

In gewissem Sinne schon. Richtige Haare spaltet er nämlich oft.

Wie, bitte? Zu welchem Zwecke denn?

Zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchung! Er ist Physiologe.  
Doch nicht Zypophysiologe?, fragt erschrocken der Obmann und denkt an die Saurier.

Nein, das nicht! Die Physiologie ist eine noch junge Wissenschaft.  
Obmann und Beisitzern ist sie noch unbekannt. Der Zuhörer soll sie erläutern.

Sie ist die Lehre von den Zellen, Geweben, Säften des Körpers, kurz, die Lehre vom Leben.

Das nennt ihr Leben? ruft staunend ein Nippenauer.

Ruhe im Zuhörerraum! — Ich wende mich wieder an den Gelehrten: Was hat die Physiologie mit dem Gericht zu tun?

Sie ist entscheidend! Das Schiedsverfahren soll feststellen, wo der Schmerz empfunden wurde. Das kann es nur mit Hilfe der Physiologie. Es ist nämlich durchaus wahrscheinlich, daß Trimpeter nur den Kopf riebt.

Jetzt reibt sich der Obmann den Kopf. Sein Hirn tanzt!

Soll man etwa Physiologen hören??

Unweigerlich! Sonst wird man den Schiedsspruch anfechten!

Schaue Er zu, daß er weiterkommt, Herr Zuhörer!

Niemals! Die Wissenschaft fordert ihr Recht!

Erschöpft ergibt sich der Obmann.

Beweisbeschluss: Drei Physiologen sollen aussagen, wo nach ihrer wissenschaftlichen Überzeugung Jakobus Trimpeter den Schmerz empfunden hat.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben. —

Die frohe Laune hat sich davongemacht. Schon lange. Auch vor der Tür steht sie nicht mehr.

## Die vierte Tagung.

Weil es sich bei der Physiologie um eine junge Wissenschaft handelt, die noch nicht über eine größere Anhängerzahl verfügt, hat der

Obmann Mühe gehabt, die in der Welt vorhandenen Fachgelehrten aufzustöbern und außer dem einen noch zwei andere ausfindig zu machen.

Als alle zugesagt hatten, ging der Föhn durchs Land, und von den Höhen trieb Schneeschmelze zum Meer. Als sie eintrafen, war schon Baumblüte im Tal.

Die Richter sind lustlos. Es riecht so gut nach Maien. Der Flieder ist schon aufgeblüht.

Dienst ist Dienst! Der erste Physiologe, bitte!

Es ist der von damals, der Zuhörer. Wie man erfahren hat, ist er berühmt. Sein Hauptwerk heißt „Das zerebrale Dasein“. Darin führt er alle Erscheinungen aufs Hirn zurück, und die Zirbeldrüse hält er für den Sitz der Seele. Demgemäß ist auch die Schmerzempfindung des Jakobus Trimpeter für ihn nur eine Zirbelangelegenheit. Der Schmerz wurde im Zerebrum, dem Hirn, empfunden. Es ist nur die einfältige Kreatur, die in dem Wahne lebt, der Schmerz habe den gleichen Sitz wie der Lieb. Infolgedessen ist es, wie schon gelegentlich der dritten Tagung flüchtig erwähnt wurde, höchst wahrscheinlich, ja geradezu folgenotwendig, daß Jakobus Trimpeter den Kopf gerieben hat. Auf alle Fälle empfand er den Schmerz in Bauzenburg.

O weh! — Der nächste Physiologe, bitte!

Auch der ist berühmt. Soweit er sich entsinnen kann, hat er den Namen seines Vorredners bisher noch nie gehört oder nur so flüchtig, daß er ihm nicht im Zerebrum blieb.

In einem wenigstens hat der erste Gutachter recht: Der Schmerz befindet sich nicht auf der gleichen Stelle wie der Lieb. Aber er sitzt nicht im Hirn, wird auch keineswegs dort empfunden. Wie sollte das auch möglich sein! Das Hirn ist das Obdach der Gedanken. Sie würden ja allesamt aus dem Hause verjagt, wenn jeder Schmerz Eingang hätte. Nein, so töricht ist die weise Natur wahrhaftig nicht. Alle Empfindungen, also auch den Schmerz, hat sie in die Nervenbahnen

verlegt. Im Gehirn werden, seiner Denktätigkeit entsprechend, die Gefühle nur verstanden. Daher kann die Zirbeldrüse auch nicht der Sitz der Seele sein. Im Gegenteil glaube er versichern zu dürfen, daß man in ihr den Nest eines gestielten Auges zu vermuten habe, das der Mensch, als er noch zu den Wassertieren gehörte, über den Meeresspiegel hinaus hob und verdachtschöpfend über die Wogen schweifen ließ. Die Schmerzempfindung des Jakobus Trimpeter sei keine zerebrale Angelegenheit, sondern eine Sache des vegetativen Nervensystems, das seinen Hauptsitz im Rückenmark habe. Da nun wahrscheinlich die Wirbelsäule Jakobus Trimpeters während der Züchtigung zu einem Teil in Bauzenburg, zum andern in Nippenau war, ist die Frage nach Recht und Unrecht wissenschaftlich nicht zu beantworten.

Also nicht! — Der nächste Physiologe, bitte!

Er ist ebenfalls berühmt. Soweit er sich entsinnen kann, hat er die Namen seiner beiden Vorredner noch nie gehört und, sofern ihn sein Gedächtnis nicht trügt, auch nie gelesen. Recht haben sie beide nicht. Aus ihren Gutachten ist lediglich anzuerkennen, daß der Schmerz nicht im Hirn empfunden wird. Er gelangt von der Schlagstelle blitzartig dorthin, nämlich durch die Nervenstränge, wird mit der gleichen Schnelligkeit begriffen und an die Schlagstelle zurückverlegt, so daß es ohne allen Zweifel die Schlagstelle ist, die schmerzt. Infolgedessen hat auch Jakobus Trimpeter die Liebe dort gefühlt, wo er sie erhalten hat, nämlich auf dem Sitzteil und in Nippenau.

Während der Gutachten ist den Schiedsrichtern zumute, als wären sie Jakobus Trimpeter und würden hin und her gezogen, einmal nach Nippenau, einmal nach Bauzenburg.

Der nächste Physiologe bitte! — Ah, nicht doch! Der muß ja erst geladen werden!

Die Verhandlung wird vertagt, und der schier verzweifelte Obmann schreibt an den Hohen Rat zu Klingenförde, das Schiedsgericht

sei auf dem besten Wege, zu tanzen wie Trimpeter. Es wisse nur nicht, auf welcher Seite.

Inzwischen gehen auf See die Geschütze los. Westeroog und Bauzenburg haben sich zusammengetan und Klingenförde angegriffen. Die Westerooger begehren den Hafen und das Hinterland, um von da aus Nippenau bekriegen zu können, die Bauzenburger wollen den Klingenförder Zwang zerbrechen.

Die Klingenförder, mannhaft wie immer, schlagen sich wacker, stehen aber einer Übermacht gegenüber und geraten in Gefahr. Die feindlichen Segler, von einer Brise aufgefrischt, und Ruderfahrer fliegen heran wie Hornissenschwärme.

Da stehen plötzlich die Nippenauer in See.

Ohne daß Morung bemüht wurde, fegen aus dem Goltenhaff Nippenauer Koggen heran, hochbordige Dreimaster und Ruderboote, die zum Schrecken der Westerooger und Bauzenburger nach wenigen Stunden die Schlacht entscheiden. Ihr Leitschiff trägt als Gallionfigur einen Wetterhahn.

Die See hat Schaumkronen aufgesetzt. Möven bligen in blauer Luft. Der Wind hat sich gedreht, und starker Wellengang macht es den Feinden schwer.

Warum nicht den Nippenauern? Als ob es vor Vergnügen pruste, stößt jedes ihrer Schiffe in den nächsten Wogenberg und schüttelt die schwersten Brecher wie Sprühregen ab.

Wohl treffen die Westerooger gut. Ihre Geschützmeister verstehen ihr Handwerk und haben die Klingenförder lech und lahm geschossen. Aber die Nippenauer treffen sie nicht. Kaum richten sie ein Geschütz, drehen die in unbegreiflicher Wendigkeit ab und lassen Geschosse prasseln.

Da brechen Rahen bei den Westeroogern und Bauzenburgern, Masten stürzen, und sobald ein Kampfschiff Breitseite wagt, reißt ihnen

ein Volltreffer die Spanten auf. Wasser gurgeln ins Leck, und das Fahrzeug fährt zu Grund.

Während die Feinde und Klingenförde noch auf unbeholfenen Seglern und Ruder Schiffen kämpfen, haben die erfinderischen Nippenauer ihre Schiffe mit Seckrudern versehen und schwimmen gewandt wie Enten.

Das Schiff des Königs Norre bäumt sich auf. Ein Treffer zersplittert den Bug. Gierig schlägt ein Brecher die Taten ins Leck. Das Schiff stöhnt auf und wankt.

Stolz aufgerichtet steht der König, die Hände um die Keling. Er will mit seinem Schiff hinab.

Steht nicht der Narr vom Schlagbaum neben ihm?

Der ist keiner von den weisen Schelmen, er ist ein Narr des Lebens gewesen und schließlich ein Spasmmacher geworden, wenn auch einer, dem bei seinen Späßen das Herz geblutet hat.

Immer ist er der Letzte gewesen. Jetzt holt er auf. Als ihm einzelne Nippenauer durch Zeichen zu verstehen geben, daß sie ihn retten wollen, schüttelt er wild verneinend das Haupt und legt seine Hand in den Arm des Königs.

So fahren sie hinab, der König und der Narr.

---

## ❖ Der Komische Kosmos ❖

---

**U**nter den drei Zeitaltern, die Nippenau in seiner Entwicklung unterschied, hat dem zweiten der Arzt und Gelehrte Walther Messermeister das Gepräge gegeben. Er schuf die Lehre vom Komischen Kosmos.

Schon in jungen Jahren war er Professor an der Nippenauer Universität, die im Gegensatz zu anderen Hochschulen ihrer Art eine fünfte Fakultät aufwies. Das war die Goldene Schmiede, in der die Besten aus Stadt und Land Nippenau die Kunst lehrten, richtig zu leben.

Zu Messermeisters Zeiten war sie noch nicht über die Lebensauffassung hinausgekommen, die wie Kindeslachen aus der Schelmehalle klang. Seine Lehre, die aus eigenem Erleben erstand, wurde der Boden, auf dem im dritten Zeitalter der Humor wuchs.

Messermeister begann seinen Werdegang, als alles, was sich vornehm dünkte — und das war schon damals die halbe Welt —, gepuderte Perücken trug. Männer, Frauen und Kinder sahen aus wie Standbilder bei Neuschnee.

Man sagt, die Nippenauer hätten diese verschrobene Mode nur mitgemacht, um nicht als rückständig verschrien zu werden. Sie beherrschten damals die Kunst zu leben noch nicht so vollkommen, um eine derartige Einschätzung, die auch dem Fortschrittlichsten nicht erspart bleibt, mit heiterstem Beifall begrüßen zu können.

Das traf sogar auf Messermeister zu.

Die Mode begnügte sich nicht damit, das Tragen von Perücken vorzuschreiben, sie gebot auch einen gemessenen Schritt und sagte, nur er bekunde die Würde und den Zauber der Persönlichkeit und diene zugleich der Bezähmung brennender Leidenschaften.

Wenn man auch hier den kurzen Vermerken trauen darf, die Messermeister über sein tägliches Erleben niederschrieb, so log die Mode wie ein Märchendichter. Man schritt nur deshalb so bedächtig, damit nicht Puder auf den Rocktragen fiel.

Der war aus Seide oder Samt oder einem anderen Spinnstoff höchsten Wertes und saß bei den Männern auf einem farbenleuchtenden Überrock mit goldenen Tressen und weißen Muffen. Der Hut war ein Dreispitz mit weißem Flaum auf dem Krempeurand, das Beinkleid eine Kniehose, der Schuh ein Galbstiefel oder Schnürschuh mit hohen Absätzen.

Die Frauen trugen unter dem Oberrock mit Schleppe, der im Vorderteil geöffnet war, ein silberbesticktes Unterkleid mit buntbeschleiften Muffen und über dem Rock einen Umhang mit Klöppelspitzen, die auch das neckische Häubchen zierten, das wie ein kleiner Übermut auf der Perücke saß.

So schritten Mann, Weib und Kind in sonderbarer Würde und boten ein Gepränge, an dem der eigenwillige Messermeister schon in seiner Frühzeit erkannte, wie stark der Kosmos von Komik durchsetzt ist.

Er selber hatte seinen eigenen Gang und eilte durch die Straßen, als hätte die launische Mode den Lauffchritt vorgeschrieben.

In seiner Kleidung unterschied er sich von anderen höchstens insoweit, als sie ein auserlesener und gepflegter Aufwand war. Auch einer Mode der Wissenschaft entzog er sich nicht: Er nannte sich als Gelehrter mit einem lateinischen Namen. Aber in seinem Schritt ging nicht die Mode, auch nicht ein modischer Name, sondern eine hervorragende Persönlichkeit, die noch in späten Jahren überbrauste von Gedankenstürmen und Tatendrang.

Er hatte keine Zeit dazu, bedachtsam durch die Welt zu wandern, und wenn er dahinschritt, als verfolge er einen, trug er den Dreimaster unter dem Arm und die Perücke auf seinem Gehstock.

Er verfolgte immer. Er war den Geheimnissen des Lebens auf der Spur. Niemand half ihm dabei, und von niemand ließ er sich aufhalten.

Das sah der Durchschnittsmensch mit Mißvergnügen, nicht zuletzt so mancher der Kollegen.

Messermeister schwärmte nicht für das Kollegiale, von dem die andern viel Wesens machten. Ihm lag nur die Kameradschaft am Herzen, und als ihn einer fragte, ob er denn nicht wisse, was ein Kollege sei, antwortete er mit spitzem Lächeln:

„Nein, das weiß nur der Kollege! Woher soll ich wissen, ob er ein Kamerad ist!“

Da erklärten ihn einzelne Kollegen für verrückt.

Er antwortete durch einen Anschlag am Schwarzen Brett.

„Wenn einer die Welt aus den Angeln hebt, ist auch die verrückt!“

Darunter sein Gelehrtenname Valerius Cordus.

Von da an hatten seine Anhänger unter den Kollegen und auch die unter seinen Schülern eine Zeitlang schwere Mühe, ihr Bekenntnis zu ihm nicht schmälern zu lassen.

Unter den Studenten waren fremde. Vor allem fehlten die Bauzenburger nicht, bis der Sohe Kat so einsichtig wurde, den Aufenthalt jedes Bauzenburgers auf eine Vierwochendauer zu beschränken. Da gebrach es oft an der rechten Würde, die das Herz und nicht eine Mode befahl, und im Zusammenhang damit an Verständnis für eine Persönlichkeit von den Ausmaßen eines Valerius Cordus.

Oh, man machte kein Gekl mehr daraus: dieser Messermeister war ein Ürgernis! Schrieb er doch Bücher über Weltweisheit, ohne ein zünftiger Philosoph zu sein, brachte Schriften über Chemie heraus, ohne für Naturwissenschaften einen Lehrstuhl zu haben; und, was

das Schlimmste war, er war noch obendrein Dichter, ganz zu schweigen von seinem Lautenspiel.

Auch seine Fachgelehrsamkeit reizte in Verbindung mit seinem bürgerlichen Namen zu grollendem Lachen. Wundarzt war er, Chirurg, und hieß Messermeister, als wollte er sich mit seinem Namen rühmen, daß er bei seinen chirurgischen Instrumenten ein Meister sei.

Man mußte ihn vernichten, kurz und bündig und ohne Federlesen.

Unter der akademischen Jugend warfen die Bauzenburger die Frage auf: Ist er kein Schädling? Gehören auf Lehrstühle nicht Männer, die ihre ganze Kraft ihrem Fach widmen, ohne sich zu zersplittern wie der? —

Einer brachte ein Schlagwort in Umlauf: Wer zu viel schafft, schafft zu wenig! — Das machte sogar den Senat bedenklich. Trotzdem unternahm er nichts gegen Valerius Cordus.

Nun, dann mußten eben Bursch und Brander eingreifen!

„Nimm diesen Sturm nicht leicht, Messermeister! Ein Vogeltritt im Bergschnee kann Haus und Hof begraben!“

Er nahm die Warnung mit Leichtmut hin. Gefahren waren dazu da, überwunden zu werden.

Trotzdem traute er kaum seinen Ohren, als es wider Erwarten früh und in nie dagewesenen Ausmaßen an einem Vormittag vor seinem Hause toste und lärmte, als wäre die Hölle los.

Die Studenten!

Beileibe nicht alle! Nur Bauzenburger und Mitläufer! Aber eine stattliche Horde!

„Heraus, Valerius Cordus! Heraus!“

Schade! Sie störten ihn bei einem wichtigen Versuch.

Nun, wenn sie ihn sehen wollten, er war bereit.

Lachend stand er auf, um sich auf der Freitreppe geziemend zur Verfügung zu stellen.

Unterwegs fiel ihm ein, daß er eigentlich eine Zulassung hätte erwarten dürfen, eine fröhliche mit Gläserklingen, weil er gestern Ordinarius geworden war, ordentlicher Professor.

„Seidi, da klangen ja Gläser!“

Die Bauzenburger warfen ihm die Fensterscheiben entzwei.

Dieser schreiende Gegensatz belustigte ihn wie die Tollheiten eines geistreichen Spasimachers.

„Abdanken, Cordus!“ johlte es.

Nun stand er auf der Treppe, stützte die Hände in die Hüften und betrachtete die Menge, betrachtete sie wie einen Kranken.

„Womit kann ich euch helfen?“

„Abdanken!!“

„Nein, danke!“

Wie er mit seinen blanken Augen jeden einzelnen aufs Korn nahm, ertrugen viele seinen Blick nicht. Das waren die Verheßten. Denen grollte er kaum. Nach den anderen warf er mit einem Wort, das sie härter als ein Stein traf:

„Der Ernst dieser Stunde darf durch Humor nicht geschädigt werden!“

Sie starrten ihn an, betroffen wie nie. Er hatte sie, wie er später sagte, ins Gemüt geschlagen.

Sie standen wie gelähmt vor dieser überlegenen Größe, wurden unsicher und ließen heimlich wie ertappte Duben Steine aus den Händen fallen. Dann schlichen sie fort, geduckt und klein.

Als eine Wache anrückte, von wohlgesinnten Nachbarn herbeigeholt, war kein Unfugstifter mehr zu sehen. Ein Diener Messermeisters kehrte die Scherben zusammen, den zweiten schickte er zum Glaser. Er selber ging wieder an die Arbeit.

Am nächsten Tage fragten aufgeregte Professoren, woher die Sorden gekommen seien, sicherlich doch aus einem Winkel, den man austräuchern müsse.

„Einem gefährlichen Winkel!“ gab er zur Antwort. „Es ist ein Gesichtswinkel!“

Einem seiner Bücher hat Messermeister das Wort vorangefetzt: Niemand ist seinem Kreise ferner als der Mittelpunkt!

Nicht, daß er sich von der Mitwelt gelöst hätte! Er mied nicht die Menschen; sie mieden ihn. Sein überragendes Können bedrückte sie, und so stand er allein wie in einem abgelegenen Park sein Haus.

Dort ging es, vornehmlich zur Nacht, absonderlich zu.

Manchmal brannte nur ein einziges Lämpchen, manchmal war es, als ständen die Fenster in Blut. Flammen zuckten, Dämpfe schwelten, Funken sprühten, und in der Lichtfülle geisterte sein Schatten, einmal suchend, ein andermal stürmend, manchmal wie ein Verzweifelter.

Wieder in anderen Nächten flutete Kerzenschimmer durch die langen Säle der Bücherei. Lose und Bände türmten sich auf Tischen und Stühlen und wanderten wieder zurück in Regale und Schränke. Manchmal auch flog ein Buch durch die Luft und krachte an die Wand. Es hatte Mißmut erregt. Ein Stümper hatte es geschrieben, ein erdferner Schwärmer oder ein Betrüger. Er merzte es aus.

Von seinen eigenen Werken besaß er keins. Über jedes wuchs er hinaus, und so vermied er den Ärger über eigene Schriften auf weiseste Art: Lasen sie andere, las er sie nicht mehr.

Im sonstigen waren die Bücher seine besten Freunde; auch seine angenehmsten. Sie erhoben keine Ansprüche, redeten nur, wenn sie gefragt wurden und glichen anderen höchstens insoweit, als auch sie einen Einband und einen bestimmten Inhalt hatten. Aber sie drängten sich nicht auf. Wollte er nichts von ihnen, kehrten sie ihm den Rücken.

Im sonstigen hatte er mit Freunden die Erfahrung gemacht, daß sie ihm gerade dann die Kehrseite zeigten, wenn er etwas von ihnen wollte.

Da gewöhnte er sich das Nehmen ab und übte sich im Geben.

Am meisten gab er seinen Schülern.

Sie trugen seine Wissenschaft in alle Welt hinaus, waren aber wie seine Werke. Alles, was sie geben konnten, hatte er in sie hineingeschrieben, und in seiner Nähe befand sich keiner mehr, sobald er fertig war.

Messermeister wäre trotzdem nicht so einsam gewesen, hätte ihn nicht in jungen Jahren ein Leid getroffen, das er niemals überwand. Es war die alte Geschichte, die immer wieder so jung ist, daß die Menschheit alt dabei wird.

Seine Braut hatte einen andern genommen — weiß Gott, warum! — überdies einen, der später verkam. Messermeister verzieh ihr nie, vermied auch jedes Wiedersehen. Nur ließ er sie nicht darben.

Seinen Haushalt führte eine Schaffnerin, und zwar so wacker, daß man ihren Namen an sein Denkmal hätte schreiben müssen, wäre ihm eins beschieden gewesen. Als er den größten Teil seines Vermögens der Stadt vermachte, verfügte er:

Baut auf mich, aber baut mir kein Denkmal!

Sie taten, wie er gewollt hatte.

Noch Jahrhunderte später haben sie auf ihn gebaut, auf seine Wissenschaft und seine Lehre vom komischen Kosmos.

Zuvor mußte er auch in der eigenen Stadt erst entdeckt werden. An seinem Ruhm in der Welt merkten die Nachbarn plötzlich, wer er war.

„Wird einer weltberühmt, ist es Zeit, ihn stadtberühmt zu machen!“ schrieb er in sein Tagebuch.

Manchen Widersacher hatte auch seine Berühmtheit nicht zum Freunde machen können. Einer besonders erklärte bei jedem Neuland Messermeisters, es wäre Moor und Sumpf; wer sich hineinwage, betrete Boden mit Irrlichtern.

Sier löste sich für Messermeister, aufsprühend wie Sternschnuppen, die Komik aus dem Kosmos.

Der unentwegte Gegner war ein Forscher wie er und ein Kerl, den keine Ader schmerzte, bis ihn plötzlich wie ein Wegelagerer eine Krankheit befiel, an der er sterben mußte, wenn Messermeisters Neuland Sumpf war.

In seiner Not schickte er einen Boten nach Nippenau. Der ritt durch Tage und Nächte und taumelte vor Erschöpfung, als er vom Pferd sprang.

Zu jener Zeit stand Messermeister vor einer ungeheuren Wende seiner gesamten Forschung. Es war, als hätten sich Tore, die unererschließbar schienen, aufgetan und offenbarten ihm unerhörte Wunder des Lebens.

Noch tastete er, geblendet von all dem Licht, und mied Alltag und Lärm, um jeden Klang und jeden Hauch aus diesem Wunderlande wahrzunehmen; da trug man den Notschrei jenes Kranken zu ihm.

War es des Aufhorchens wert, wenn ein Widersacher in Todesangst nach Rettung schrie? Es war kein ritterlicher Gegner gewesen. Begeistert hatte er ihn. Sollte er sich von seinem Los beirren lassen?

Die Fahrt war lang, zwei Wochen hin, zwei her, ganz zu schweigen von dem Aufenthalt, den die Behandlung bedingte und deren Dauer er nicht ermessen konnte. Wer wollte ihm solche Opfer zumuten?

Ruhig, Messermeister! Sie gut Nippenau allewege! Wer hat, wenn er in Not war, einen aus deinem Volke vergebens um Hilfe angegangen? Valerius Cordus ist Walthar Messermeister, und Walthar Messermeister kam aus dem Nippenauer Stamm.

Er überlegte nicht länger. Flugs holte er seinen Famulus aus den Federn. Es war schon weit nach Mitternacht. Auch den Kutscher weckte er und ließ die Gäule anschirren. Die Schaffnerin, die sogar im Schlaf das Gras wachsen hörte, brachte schon der Zufall auf die Beine. Geschäftig bereitete sie ein Frühstück, packte nach An-

weisungen des *Famulus* und den Geboten ihrer eigenen Sorgfalt Kisten und Kasten, und ehe noch ein Zahn krächte, begann die Fahrt.

Als Messermeister wieder heimkehrte, war der Kranke gerettet. Er hatte ihn mit all seiner Kraft und Kunst dem Tode abgerungen.

Nun hatte ihm die Reise auch den Beutel geleert. Der Arzt nahm vom Arzt keinen Lohn. Aber noch schwerer als Gold wog der Verlust an Kraft und Zeit, und dennoch brachte *Valerius Cordus* hohen Gewinn mit in die Heimat: ein Glücksempfinden.

Noch nie im Leben war er so reich gewesen.

Weil ihm sein Erlebnis heilig war, verpflichtete er *Famulus* und Kutscher, keiner Menschenseele ein Sterbenswörtchen von dieser Fahrt zu erzählen. Dem Genesenden hatte er gesagt, was hier geschehen sei, gehe die Welt nichts an; im Herzen wollten sie es bewahren, denn ihre Freundschaft sei auf einem seltsamen Acker gewachsen.

Der Abschied war dem einstigen Widersacher nicht leicht geworden. Zutiefst gewandelt, hatte er seines Retters Sünde ergriffen: „Gott und deine Arbeit sollen dich segnen, *Valerius Cordus!*“

Wundersam! In der Folgezeit befruchtete dieses Erlebnis das Schaffen Messermeisters, dessen neu entfachteter Geist wie Feuer sprühte. Er konnte in dem Wunderland, dessen Tore sich geöffnet hatten, ehe der Kranke ihn rief, schon bald die heiligen Saine sehen, und schrieb sein Hoffen und Vertrauen in die Welt hinaus.

Da mochte ein Jahr vergangen sein.

Unermesslich war der Widerhall. Unerwartet viele Stimmen rühmten ihn. Wenn, schrieb einer, ein Mann wie *Cordus* auf ein Ziel deute, dürfe man sicher sein, daß er es erreiche, und daß dort bald ein Quell erstehe, der unzählige Menschen erquicken werde.

Die Gegner bestanden zumeist aus Zweiflern und Besserwissern, aber auch deren Abhandlungen verrieten in ihrer Gemessenheit die Achtung vor dem Schaffen dieses einzigartigen Mannes, der immer zuerst den anderen und ganz zuletzt sich selber gehörte.

Nur eine einzige Schrift war gehässig. Sie wurde ihm ins Haus gebracht, als inmitten eines hellen Sommerhimmels in später Nachtstunde, umrahmt von silberweißen Wolken und tiefem Blau, als ewig Wissender der volle Mond stand.

Es war, als zwinge die Schrift Messermeister zum Lesen. Auch die sternentklare Nacht bewog ihn und der strahlende Mond, der heute ausfah wie eine reife Frucht.

Er zündete eine Kerze an und las. Immer las er, um nicht voreingenommen zu sein, zuerst die Arbeit und dann erst den Verfasser-namen; auch jetzt.

Die Kampfschrift sagte ihm, daß er ein Gaukler sei, der es nicht lassen könne, der Menschheit Wunderlande vorzutäuschen, die niemand erreiche. Wunschtraum habe mit Wissenschaft nichts gemein. Wer träume, wisse nichts, es sei denn, daß er erwache.

Messermeister war allerlei gewöhnt, vornehmlich aus den ersten Jahren seines Werdegangs, aber mit Gauklern und Blendern hatte ihn noch niemand verglichen.

Nun las er den Verfasser-namen.

Nein, das war nicht möglich! Die Augen trogen! Die Kerze machte einen Spaß mit ihm!

Die Diener her! Bernd und Hann, alle Kerzen im Lüster anstecken!

Seid ihr fertig? — Geht schlafen!

Nun liegt die Schrift in hellstem Kerzenlicht. Deine Augen, Messermeister, trügen nicht. Richtig hast du den Namen gelesen. Du hast es nur nicht für möglich halten können, daß er auf dem Titelblatt einer solchen Schandschrift steht. Es ist der Name des ewigen Widersachers, des Kranken, der nach dir schrie, des Feindes, für den du als Arzt dein Forschen unterbrachst, als du schon das Ziel vor Augen hattest, der Name des Mannes, den du vom Tode gerettet hast, und der vor dir gekniet hätte, wären, als du scheiden mußtest, seine Glieder nicht zu schwach dazu gewesen.

Zuerst hatte Messermeister nur ungläubig gelächelt, betroffen wie Menschen, die plötzlich ein seliges Märchen in ihren eigenen Kinderschuhen davonlaufen sehen. Dann hatte er sich gestrafft: „Verstehe den Mann! Die Wissenschaft kann Freund und Feind nicht schonen! Nein, auch den Freund nicht!“

Er las die Schrift ein zweites Mal. Nicht den Inhalt mehr, die Gesinnung wollte er nun ergründen.

Mitten im Lesen hatte er eine Erscheinung. Ihm war, als hätten sich in seinem Arbeitszimmer und in den Nebenräumen alle Bücher in Menschen verwandelt, in langen Reihen ausgerichtet und ausnahmslos ihm abgewandt. Sie mußten ihn verachten. Der feindliche Freund oder, besser noch, der freundliche Feind hatte ihn, wie einst die Kandalierer, einen Schädling genannt, nur verstärkt: Schädling der Menschheit.

Da sprang er auf, außer sich, die Arme schleudernd, die Fäuste geballt, und rannte wie besessen durch die Bücherei.

Es flog trotzdem kein Buch durch die Luft, noch nicht einmal diese läppische Neidschrift eines tückischen Salunken; denn mit einem Male kam ein befreiendes Lachen über Messermeister, ein Labfal wie trächtiger Regen nach Schwüle und Dürre.

Bedenke doch, Valerius Cordus! Geld, Kraft und unwiederbringliche Zeit hast du zwei gute Monde lang zu dem einzigen Zweck geopfert, deinen unversöhnlichen Feind am Leben zu erhalten, damit er um des Himmels willen nicht fehle, wenn es wieder galt, dich zu verunglimpfen und mit Unrat zu bewerfen!

Das ist nicht erschütternd! Das ist so erheiternd, daß eigentlich ein Weltgelächter fällig wäre.

Der große Gelehrte Valerius Cordus wußte selber nicht, wie es kam, daß er plötzlich tanzen mußte; nicht wie Bacchanten, nein, in gemessenem Gleitschritt, trällernd und die Hüften wiegend, als spazierte er an einem schönen Frühlingmorgen frohgemut querfeldein: Sumdada, sumdada, dudeldidei!

Das tut so gut. Da kann man in heller Sommernacht, ja, selbst zur Winterszeit den Frühling erleben, den, der niemals untergeht, und die Jugend auskosten, die niemals alt wird.

Laß Glocken läuten und Schellen klingen! Schneeglöckchen läuten den Frühling ein. Maiglöckchen den Sommer, und an Stauden in Wald und Feld läutet die Glockenblume.

Wenn der Wind durch den Wald geht, läuten mit ihren Glockenblüten auch der rote und der gelbe Fingerhut; giftiges Kraut, und läutet doch so lieblich, als könne es die Menschen erlösen.

Valerius Cordus, die Menschen meiden den Fingerhut wie die Tollkirsche. Sie wissen, daß er giftig ist. Du aber hast Herzkranken damit geholfen. Fragte dich einer, wie das Mittel heiße, sagtest du wahrheitsgemäß: Digitalis! Sättest du Fingerhut gesagt, nicht einer deiner Kranken hätte es genommen.

Komisch, nicht?

Tanzpause!

Messermeister, wie viele hättest du mit all deiner Kunst nicht retten können, wenn das Gift nicht in der Welt wäre! Allerdings muß man es in winzigen Mengen verordnen und genießen, und nicht jedes Gift beseitigt jede Krankheit. Aber kleine Mengen helfen, und dein unentwegter Feind, der ist ja auch nichts weiter als eine Dosis Gift. Wenn du schaffensmüde bist, wird sie dir gut tun wie Digitalis müden Herzen, so gut, daß du dich bald nach einer neuen sehnst. Nichts hat der Herrgott den Menschen gegeben, was zwecklos wäre. Der Zweckbegriff ist der Urbegriff der Welt.

Ruhe ein wenig. Mache es dir in jenem Sessel bequem, auf den gerade der volle Schein des Mondes fällt. Schau, jetzt streichelt der Herrgott dein Haar, und die laute Welt da draußen ist so still geworden, daß du in alles, was dich heute beseelt, erbauliche Einkehr halten kannst.

Dein Feind will den Platz an der Sonne. Jeder will diesen Platz. Darum ist nichts auf Erden ohne Kampf, noch nicht einmal der Friede.

Das Wort vom Platz an der Sonne haben die Menschen den Gewohnheiten der Kreuzotter nachgebildet. Anderes Giftzeug hat dabei geholfen.

Der Wald ist wie du und die Menschheit. Du ergehst dich am frühen Morgen in seinem Frieden. Niemand wird dich stören in dieser Abgeschlossenheit. Die Menschen schlafen noch. Die Nacht war kalt. Soeben steigt die Sonne über die Wipfel.

Vorsicht! Zurück! Aus einem Geringel zischt es auf! Die Otter faucht dich an!

Tagsüber schläft sie in der Sonne und verkriecht sich, wenn sie gestört wird, träge von ihrem Nachtfrass, den Fröschen, Eidechsen und Jungvögeln, in einem Krautbusch oder einem Dickicht. Aber jetzt, in früher Morgenstunde nach kalter Nacht, weicht sie nicht. Sie braucht die Wärme zum Leben. Sie will sich nicht vertreiben lassen, wenn die Sonne kommt, bäumt sich auf, zum Kampf bereit, und faucht und beißt und spritzt ihr tödliches Gift.

Warum? Für was? — Für den Platz an der Sonne.

Das ist die große Dosis Gift, Valerius Cordus. Viel größer ist sie als das Gift der Neidschrift, obwohl auch die für den Platz an der Sonne geschrieben wurde. Ein einziger kleiner Biß fällt einen großen Menschen wie ein einziger Stich der kleinen häßlichen Rosengallwespe einen großen wunderschönen Seidenrosenstrauch verdirbt.

Messermeister, kennst du auch die Welt nicht ganz, du kennst doch viel. Nie hast du einen Fliegenpilz für einen genießbaren Schwamm gehalten, obwohl er aussieht wie ein verwunschener Prinz mit rotem Barett. Nie gingst du in der Frühe durch Waldgras, ohne dich mit hohen Schaftstiefeln gewappnet zu haben, an denen die Otter ihr Gift verspritzt. Du schlägst sie tot und zertrittst ihr den Kopf.

Einmal hast du, mißtrauisch geworden, um ein Haar eine friedliche Ringelnatter getötet und hast von da an gewußt, wer kampfbereit aussieht, muß auch kampfbereit sein. Man darf sich nicht als gefährliche Otter tarnen, wenn man keine ist.

Man hat seine Last und muß sie tragen. Nicht jeder hat ein Prasserleben wie der Hirschhornkäfer, dieser Spättritter aus der Urzeit, der nichts weiter tut als raufen, saufen und lieben. Aber so gestaltet, Valerius Cordus, wünschest du dein Leben bestimmt nicht, allerdings auch nicht wie das der Ringelnatter; nein, dann lieber schon das Leben der giftigen Otter, die nach kalter Nacht mit allem, was ihr zu Gebote steht, rücksichtslos ihren Platz an der Sonne verteidigt.

Zättest du der Natter nicht den Kopf zertreten — den Sitz aller Gefahr, den Kopf, den hast du richtig erkannt! —, wäre ihr möglicherweise von einem andern der Garaus gemacht worden, wahrscheinlich von jenem stachelbewehrten Knäuel, das, als eine Natter aufpfeilt, sich gemächlich aufrollt und so anstellt, als wäre die Dummheit der ganzen Welt hinter seiner zierlichen Stirn versammelt.

Es ist ein Igel. Er folgt einem uralten Grundsatz der Schläue, der seltamerweise auch ein Grundsatz der Pädagogik ist; immer erst tun wie dumm!

Das reizt die Natter, reizt sie aus Urweltgründen. Sein Kopf ist nicht bewehrt. Sie giert nach ihm.

Er, der scheinbar Dumme, Ungeübte, zuckt zurück, fährt herum, blitzwendig im Schnappen, und schlägt die Zähne in den Otterschwanz.

Schmerzgebäumt vergeißert die Natter ihr Gift und beißt an den Stacheln in sinnloser Wut den Rachen blutig. Wo sie unbewehrte Stellen trifft, wird der Igel Schrammen behalten; aber das gleiche Gift, das große Menschen tötet, bringt nicht den kleinsten Igel zur Strecke.

Komisch, nicht?

Kurz danach verspeißt das Stachelknäuel die Schlange mit einem Behagen, daß man meint, es müsse grunzen.

Der Igel ist schlau wie ein Fuchs. Nein, er ist schlau wie ein Igel. Jeder ist so schlau wie er selbst.

Merke auf. Es ist Mai. Die Füchsin hat Junge. Da gibt es Nahrungsorgen, wenn man nicht alles holt, was vor den Fang

kommt. Der Bauer da drüben weiß davon. Dem hat der Fuchs ein Dutzend Gähner mitsamt dem Zahn gestohlen. Zuletzt ist er vor den Knechten mit kühnem Satz über den Seckenzaun und mit fliegender Lunte über die Lücken geflohen, ein Feind, der so schön ist, daß man ihn nicht hassen kann, obwohl ihn der Bauer zusammendrischt, wo er ihn faßt, und der Jäger ihn umlegt, wo er nur ein Taßhaar vorstreckt.

In Hungerzeiten, Füchslin, ist dir jedes Getier willkommen, vom Käfer bis zum jungen Reh, aber ein Igel ist besondere Kost. Wärest du Pflanzenfresser, würdest du sagen, er schmecke wie ein Kusfern. Auch ist er von Rang, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wenn auch einer, der sich unter Mühen durchs Leben schlägt. Aber sein Panzerhemd ist wie ein Wall von Speeren. Den kannst du nicht im Sprung erobern wie einen Gähnerhof; in den mußt du mit Fuchsenfläue Bresche schlagen. Du weißt: In der Bresche sitzt der Tod.

Der Igel verlacht den Feind. Was kann er ihm anhaben, der verschlagene Strauchdieb? An seinem Stachelpanzer sind schon Hamster und Uhu lahm geworden. Auch der Fuchs wird nichts anderes erreichen, als daß er sich den Fang zersticht. Freilich, wenn Wasser in der Nähe wäre, hätte der Fuchs ein leichteres Spiel. Er würde den Igel hineinrollen, möglichst in eine schmutzige Pfütze. Dann würde der vor Abscheu seine kugelrunde Wehr lockern und Bresche geben. Aber es ist noch nicht einmal ein Wässerchen zu sehen.

Der Fuchs umschnüffelt die Festung. Aus irgendeinem Vorzeiterinnern steigt es ihm auf, daß der häßliche Igel ein Schöngeist ist, den eine Schimpfierung aus Rand und Band bringt.

Pfützen fürchtest du? — Fast hätte der Fuchs vor Lust gebellt. Du mußt nur hübsch häßlich sein, schöner Fuchs, dann schnappst du ihn!

Entsetzt wirft sich der Igel herum, fassungslos vor Ekel, da sitzen ihm schon die Fuchsenzähne im Bauch, und bald ist von dem streitbaren braven Kerl nichts weiter übrig, als das Stachelhemd, das

eines Tags ein Mann findet, der aus den wehrhaften Speeren Federhalter macht.

Überraschend fällt es Messermeister auf, wie komisch diese Tragik ist. Scheppert etwa in jedes dumpfe Geläut die spaßige Schelle der Komik? — Eine Erkenntnis, die das ergründet, ist sicherlich nicht dazu angetan, die Lebensfreude zu schmälern.

Aber du bist mit dem Fuchs noch nicht fertig.

Er ist ein Schädling. Nützlich wird er erst im Tode, wenn der Kürschner den Balg zu einem Pelz verarbeitet hat, den eine schöne Frau um die Schultern trägt, weil alles Schöne einen Rahmen braucht. Der Pelz ist mit Seide gefüttert, wundervoll zart und weich. Gesponnen haben sie häßliche Raupen auf Maulbeerbäumen.

Komisch, nicht?

Und nun kommt eine entscheidende Frage, Valerius Cordus: Wer hat der schönen Frau den Pelz geschenkt? — Ihr Gatte? — Der hat ihn gekauft. Wir wollen wissen, wer ihn geschenkt hat.

Der Igel hat ihn geschenkt! Gätte er nicht die Kreuzotter gefressen, wäre er dem Fuchs nicht erlegen, und der wäre nicht ins Eisen geraten!

Der Igel war es!

Nein, die Kreuzotter!

Nein, eine Maus! Kurz vor ihrem Kampf mit dem Igel hatte die Otter eine Maus verschlungen. Die hatte sie unbeholfen gemacht. Die Maus hat den Fuchspelz geschenkt!

Ach, Schweigt mir doch, ihr tausend Stimmen! Der Gatte war es!

Aber vielleicht war es auch die Sandvöll Korn, an der sich die Waldmaus gültlich tat, ehe die Otter sie fing.

Das Komische hier ist wohl die Reihe.

Aber komisch ist es auch, daß der Jäger, als er den Fuchs erlegte, zugleich einen Igel, eine Kreuzotter, eine Maus und eine Sandvöll Korn traf, wenn auch, wie die Wissenschaft sagt, in einem anderen Aggregatzustand.

Und wie viele, viele Reihen gibt es in der Welt!

Der Kosmos ist komisch, Valerius Cordus! Du mußt seine Komik untersuchen, und wenn deine Erkenntnis zu einem Abschluß gekommen ist, kannst du dieses Buch deiner Weltbetrachtung „Der komische Kosmos“ nennen.

Lege eine Pause in die Tanzpause! Tanze wieder und erhebe dich im Tanze über dich selbst!

Tanze, als gingest du mit Anmut spazieren. Gehe dann über zu festem Schritt und Tritt, als klänge Marschmusik.

Der Marsch ist der beste Tanz des Lebens.

Ausnahmslos, Valerius Cordus? — Der Trauermarsch gewiß nicht.

Da hast du wieder dumpfes Geläut, einen tragischen Aufwand, gedämpfte Trommeln, in Wehmut klagende Akkorde und eine im Leid erschauernde Melodie.

Tanzpause, Messermeister! Dir fällt etwas zu: Die Erkenntnis vom halben Ton!

Würdest du bei einem Trauermarsch in jedem Akkord einen halben Ton verändern und das Tempo beschleunigen, würde ein lustiger Marsch daraus. Beispielsweise würdest du g, h, cis in g, h, d verwandeln, um durch einen einzigen halben Ton ein düsteres Moll in ein lebensfrohes Dur zu verkehren. Das kannst du, weil du obendrein musikalisch bist, du Ausnahmemensch, und auf Klavizimbel und Laute so sicher spielst wie auf den Tasten des Lebens.

Der halbe Ton wirkt, als klinge in Mißmut, Überdruß, Leid, Qual und Trauer ein fröhliches Kinderlachen hinein.

Nun ist ein Leuchten in deine Seele gekommen, daß du ausersehen bist, nicht nur als Arzt des Leibes, sondern auch als Arzt des inneren — und das heißt des rechten — Menschen eine Erkenntnis aufzubauen, die mithilft, das irdische Dasein von den Höllenfesseln des Trübsinns zu befreien.

Ist der Frohsinn der Sinn des Lebens, der Trübsinn ist sein Unsinn.

Seinen Feind würdigte Messermeister keines Wortes. Nur schrieb er in sein Tagebuch den Vierzeiler:

Wo findest du zu jeder Zeit  
Noch demutvolle Dankbarkeit,  
Die neidlos ist und ohne Wehr? —  
Im Wörterbuche unter D!

Schon am nächsten Tage begann er sein Buch „Der komische Kosmos“, dem er ohne Groll und Grimm und auch ohne jede Ironie den Untertitel gab: In Dankbarkeit dem unentwegten Feind! —

Er wußte: Dieses Werk hatte ihm der Feind geschenkt.

Spielend wie auf dem Manual einer Orgel griff Valerius Cordus Hauptakkorde der Menschheitsgeschichte und bewies, wie durch die Änderung eines halben Tons die Tragik sich in Komik, die Trauer in Frohsinn, das Leid in Freude verwandelte.

Er zeigte aber auch, wie dieser halbe Ton in nahezu allen Zeitaltern der Menschheitsgeschichte vorhanden war, nur nicht in den erhabenen, die ohnedies Freude sind, und legte dar, wie die Menschheit sein Klingen entweder geflissentlich oder aus Verranntheit überhörte.

Denkt an den stimmungswaltigen Stentor vor Troja und setzt den halben Ton dazu. Denkt an das Bahrtuch des Laertes, mit dem Penelope niemals fertig wird, an die Ferse Achills, an die Liebhaberschar der Circe und die lockenden Sirenen, bei deren Gesang Odysseus sich anseilen muß, um nicht umstrickt zu werden.

Durch die ganze Menschheitsgeschichte klang der halbe Ton.

Valerius Cordus verglich selber sein Tasten und Greifen mit Orgelspiel und kennzeichnete, was er mit seiner Philosophie erzielen wollte, durch eine Schilderung des Organisten, der in Andacht ein-

zelne Tasten auch mit Füßen tritt, während durch die Windkanäle Blasebälge Luft in die tönenden Pfeifen pressen.

So, rief Valerius Cordus aus, so, Menschen, ist das Leben! Und weil ihr Menschen seid, darf nichts Menschliches euch fremd sein, vor allem nicht das köstliche Lachen über die Unzulänglichkeiten des irdischen Daseins!

Die in seinem Buche vorüberzogen, stellte er dar, wie der Griffel der Geschichte sie gezeichnet hatte, und dann, wie er sie sah.

Einzelne glichen Diogenes, der so weise war, zu sagen, er wäre nichts, und dennoch der Komik ihren Brückenzoll bezahlte, indem er am hellen Tage mit einer Laterne Menschen suchen ging.

Vielleicht, meinte Valerius Cordus, würde Diogenes das Ziel seines Lebens und Lehrens noch besser gezeichnet haben, hätte er mit seiner Laterne nicht einen Menschen schlechthin, sondern einen unbedeutenden gesucht; denn er, Valerius Cordus, hatte noch keinen gefunden. Jeder, den er kannte, hielt sich für bedeutend und nahm sich wichtig, obwohl alle miteinander nur ein Stäubchen in Gottes Sand waren. Vor lauter Bedeutung vergaßen sie das Leben zu lieben und das richtige, das weltbesiegende Lachen zu lernen.

„Gelächter ist Leid, erst Lachen ist Lust. Aber es erfrischt nur Frohnaturen, die sich, und ständen sie noch so hoch, zu bescheiden verstehen. Darum helfst mir suchen nach dem unbedeutenden Menschen!“

Die Welt empörte sich über das Buch. Komisch, wie ernst sich die Menschen nahmen! Sie begnügten sich nicht, seine Lehre vom komischen Kosmos abzulehnen; sie schrien sie nieder und merkten nicht, daß ihre Empörung geschundene Eitelkeit war. Streitschriften fauchten ihn an wie Nattern, aber er hat nicht einer einzigen den Kopf zertreten. Er wollte es nicht, und sein Forschen ließ ihm keine Zeit dazu.

Was ihm fehlte, er wußte es wohl, war die Kameradschaft einer geliebten Frau. Nicht, daß er die eine noch geliebt hätte! Die hatte er, als sie ihn verließ, zu tief verachtet, um auch nur einen Hauch von Sehnsucht zu fühlen, der ihr gegolten hätte. Aber die Frau an sich,

die liebte er und sehnte sich nach ihr, nach ihrem Schenken und Empfangen und ihren sorgenden Händen.

Zu diesem Glück des Verbundenseins hatte ihn die Erde nicht bestimmt. Sie hatte ihn für ein Kämpfen und Schaffen ausersehen, das Einsamkeit bedang, zumal es ihn verzehrte.

Nicht lange mehr, und er schlief nur dann noch eine ganze Nacht, wenn ärztliche Eingriffe bevorstanden, für die er die Sicherheit seiner Hände brauchte.

Meist hatte er nur wenige Stunden geruht, wenn er sich in der Frühe auf den Weg machte, und nicht selten kam er nach durchwachter Nacht unmittelbar vom Schreibtisch oder von Gläsern und Tiegelrn.

Sein Forschen galt dem Schmerz und dem Tod.

Ist es nicht seltsam, vielleicht gar komisch, Valerius Cordus, daß man ein Leben leben, aber den Tod nicht töten kann? — Den Schmerz jedoch, diesen Pförtner des Todes, kannst du wenigstens den töten?

Valerius Cordus will den Wundärzten der Welt das Mittel reichen können, mit dem sie die Kranken, ehe der heilende Stahl in sie eindringt, ihrem Bewußtsein und dem Schmerz entrücken. Weit ist der Weg zu diesem Ziel, er weiß es. Aber er weiß auch in einem Glücksempfinden, wie er es bisher nur ein einziges Mal in seinem Leben empfand, daß er weite Strecken bereits bezwungen hat.

Längst ist es der Mitwelt bekannt, und auch der unentwegte Feind hat es am eigenen Leibe erfahren, daß Valerius Cordus, ehe der Eingriff beginnt, die Kranken einschläfert. Aber das vermag gegenwärtig nur er und niemand sonst, kein Arzt und kein Helfer. Auch ist es ein Können, das sich nicht lernen läßt. Walther Messermeister hat es beherrscht, ehe er Valerius Cordus wurde. Es ist die Kunst, das Bewußtsein des Kranken, bis in seine Entrücktheit kein Schmerz mehr vordringen kann, durch den Willen und durch die Macht des Blickes bezwingend einzuschläfern.

Dieses Können ist losgelöst von der ärztlichen Kunst. Es ist ein Geschenk der Natur, der gleichen, der Valerius Cordus, wenn

auch nur im Kampfe gegen einzelne Trabanten, unnachsichtig zu Leibe geht.

Seltam! Er befehdet plötzlich, um franken Menschen einen Platz an der Sonne zu verschaffen, die Natur, die ihn begnadet hat, befehdet sie wie ein unentwegter Feind.

Andere vor ihm haben ihr auf diesem Gebiete nicht wesentlich viel angetan. Sie haben, wie man sagt, ihr nur ein Schnippchen geschlagen.

Ganz heimlich und verstohlen, mit scheuen Blicken auf die Obrigkeit, haben schon vor zwei Jahrhunderten pflichtbewusste Ärzte ihre Kranken mit dem gleichen Mittel eingeschláfert, mit dem sich rauschgifttrunkene Weiber, die man als Hexen verschrie, in Entrückungszustände versetzten. Es war ein Pulver aus Mraune, Mohnsamen, Schierling, Sanf und Bilsenkraut mit balsamischen Zutaten, das der Arzt in einer heißen Pfanne verschwelen und die Kranken atmen ließ. Was schierten den rechten Arzt die Hexen, wenn er einem Leidenden helfen konnte!

Noch andere Mittel kannte die Wissenschaft, aber auch sie waren unzulänglich und für die Kranken nicht gefahrlos. Sie zu verdrängen und durch ein Mittel zu ersetzen, das von der Hand des Arztes unbedenklich verwandt werden konnte, war das Lebensziel des Valerius Cordus.

Er sprach davon im Hörsaal. Von jeher hatte er es so gehalten, wenn ihn neue Pläne und Entwürfe beschäftigten. Einige Stunden am Tag mußte auch er die Einsamkeit von sich werfen, sein Herz ausschütten und in einer Gemeinschaft seine Schaffenskraft erfrischen. Er hatte nie der Einsamkeit das Wort geredet, auch nicht in seiner Lehre vom komischen Kosmos, die jetzt im Feuer aller Leidenschaften stand.

In seinen älteren Tagen war das nicht unbedenklich. Zwar bewunderten die Studierenden noch immer die überragende Kunst seiner Hände, die Macht seines Willens und den Flug seiner Gedanken, aber es waren doch nicht mehr die gleichen, die ihn in der Vollkraft

seines Lebens gesehen und gehört hatten. Die nachdrängende Jugend fand auf einem Lehrstuhl, den Weltruhm umkränzte, einen gealterten Mann, bei dem es nicht mehr selten war, daß er sich nach durchwachten Nächten im Eifer der Rede versprach. Wahrhaftig, einmal hatte er vom Sturm und Drang der großen Geister gesprochen und hinzugefügt:

„Auch mir sind Turm und Strang nicht erspart geblieben!“

Da gab es nur wenige, die das Lachen verbissen. Jugend kann nicht verstehen, warum das Alter nicht jung ist.

Es ließ sich nicht leugnen, daß auch in das Leben und Schaffen Messermeisters ein halber Ton hineindrang; nicht nur jener, der Trauer in Freude verkehrt, nein, ein anderer, der durch die Tragik des Ruhmes und die Tragik des körperlichen Niedergangs das Komische klingen ließ.

Messermeister wußte das und nahm es mit Leichtmut hin. Er hätte ja andernfalls gegen seine eigene Lehre gesündigt. Und er wußte die Jugend zu bändigen. Er war nicht so töricht, strafende Blicke zu werfen oder grimmig zu tadeln. Er lachte mit, und darum liebten sie ihn, wenn auch die Argen und Böswilligen, die niemals fehlten, ihn da und dort zu kränken versuchten und darauf lauerten, daß er sich versprach oder, wie er zu sagen pflegte, über die eigene Zunge stolperte.

Da geschah es nun eines Tages, daß ein rechter Tunichtgut sich ein Lausbubenstück ausgedacht hatte, um dem berühmten Manne einen Tort zu tun. Er nahm eine Trillerpfeife mit in den Sörtsaal.

Valerius Cordus sprach an diesem Tage über die Notwendigkeit der Anästhesie und sagte, die Tatsache, daß auch er mit seinem Forschen das erstrebte Ziel noch nicht völlig erreicht habe, sei tragisch.

Da gellte ein Pfiff. Das Lausbubenstück sprang dazwischen.

„Was soll das?“ herrschte Messermeister den Frechling an.

Der feixte und stammelte dann in einer kleinmütigen Art, als habe er es nur gut gemeint:

„Ich wollte in die Tragik den halben Ton bringen!“

Ohne Erregung und langsam wie im Gleitschritt daheim ging Messermeister durch den Saal, faßte mit überraschender Kraft den ungezogenen Musenjungen beim Kragen, drängte ihn zur Tür, stieß sie auf und warf ihn hinaus.

Dann schloß er von innen zu, kehrte gemessen an seinen Platz zurück und setzte die Vorlesung fort.

Der Eindruck war stark. Trotzdem suchte da und dort ein Lächeln. Zuerst verstand er es nicht, bis ihm plötzlich aufleuchtete, um was es ging.

Als er den Kandalierer hinauswarf, hatte er zornig gerufen: Du halber Sohn!

Er hatte es wirklich so gemeint. Es war keine unbewusste Entstellung gewesen. Er wollte dem auffässigen Bengel sagen, es müsse ein anderer kommen als er, um einen Valerius Cordus verhöhnen zu können. Aber seine Studenten glaubten, er habe sich wieder versprochen, und fanden die Verdrehung unendlich komisch.

Der Meister erkannte die Gefahr und wehrte ab:

„Ich konnte dieses ungehörige Verhalten nicht als ganzen Sohn bezeichnen. Das wäre für diesen Flaps eine zu große Ehre gewesen!“

Aber das Wort vom halben Sohn lief trotzdem um die Welt, und es währte nicht lange, da sprang mit Gelächter eine Schmähschrift durch die Lande, jauchzte und schrie, sie habe eine neue Lehre zu künden, die Lehre vom halben Sohn.

Und seht, da wußten sie plötzlich allerorten, gleich als wäre eine Erleuchtung über die Menschheit gekommen, daß Messermeisters Lehre vom halben Ton und der Komik im Kosmos nicht, wie er wahrhaben wollte, Erziehung zur Lebenskunst, sondern Sohn auf den Ernst des irdischen Daseins wäre.

„Diesen Ernst“, schrieb ein erlauchter Geist, „kann füglich niemand aus der Welt hinausreden, sintemal zuvor, anitzo und fernerweit die

Erde an Leiden viel, dahingegen an Freuden gar bitterwenig zu bescheren hat.“

Der so urteilte, war einer der wohlmeinenden Gegner, einer, der die Minderwertigkeit seiner Lebensbetrachtung in der ehrlichen Überzeugung kundtat, er könne aus Valerius Cordus einen besseren Menschen machen.

Der hat ihn nie befehdet. Er schrieb in sein Tagebuch, Anspruch auf Achtung habe, wenn er ehrlich sei, auch der geistig Arme.

Aber die andern befehdeten er und tat es auf seine Art. Er schrieb inmitten seines Forschens und Suchens, weil er nur selten bei einer einzigen Aufgabe blieb, ein Buch, einen kleinen, schmalen Band, dem er den Titel gab „Der singende Baum“.

Ein Kirschbaum steht in Blüten. Bienen umschwärmen ihn und seine weiße Pracht, die sich vom sonnenfrohen Maienhimmel abhebt wie Atlas von blauer Seide. Beim Schwärmen summen sie, summen zu Tausenden, summen, daß man meint, er wäre ein singender Baum.

Er ist es auch. Er singt, solange er blüht. Er singt, solange die Stachelträger Kraft aus ihm saugen, indem sie die Küffel in die Blüten stecken und sich berauschen.

Später, wenn sie Honig speichern, vergessen sie den Baum, der einsam Früchte trägt, mit denen sich andere sättigen. Aber ihr Gut, den Honig, den verteidigen sie mit ihren Stacheln. Sie sind es gewesen, sie allein, die dieses Gut geschaffen haben. Niemand hat ihnen geholfen, auch nicht ein singender Baum.

Der Baum nimmt ihnen nichts. Er streckt nicht Ast, nicht Zweig nach ihrem Honig aus. Was sie an Gut besitzen, er mag es nicht. Sie brauchen sich nicht zu wehren, brauchen ihn nicht zu stechen. Aber sie können es trotzdem nicht lassen. Wenn er wiederum blüht, wenn sie wiederum Kraft aus seinen Säften saugen, graben sie ihren Stachel auch in seine Blüten, als wollten sie töten, was ihnen Leben gibt.

Das fühlt der Baum, aber es tut ihm nicht weh. Er gewöhnt sich daran, daß er in keinem Frühling etwas anderes erwarten darf, und blüht immer wieder, sättigt immer wieder die Stachelträger und bleibt der singende Baum, solange er lebt.

Er würde sie hassen oder gar verachten, diese Bienen, hätten sie nicht die eine gute Eigenschaft, daß sie die Drohnen, wenn sie den König haben wollen, den Bienenfleiß gespeichert hat, entweder des Landes verweisen oder erstechen.

Diese Eigenschaft veröhnt den Baum, obschon der Bienenfleiß nur dem eigenen Gut gegolten hat, wenn auch immerhin dem Gemeinschaftsgut eines ganzen Bienenvolkes, während er, noch ehe die Ähren reifen, seine Früchte v e r s c h e n k t.

Dann trägt er Winterleid und Winterschnee und schmückt sich im Frühling dennoch wieder mit dem leuchtenden Schnee seiner Blüten und bleibt ein singender Baum. — —

Aus diesem kleinen Buche sprach der D i c h t e r Valerius Cordus, der seltsamerweise die Gegner leichter besiegte als der Denker. Trotzdem sprach der Denker mit. Er setzte dem Gleichnis vom singenden Baum den Leitspruch voran:

Der Ernst des Lebens darf durch Zumor nicht geschädigt werden!

So erhob er das Wort, das ihm einst bei einem unliebsamen Zwischenfall vor seinem Hause eingefallen war, zu einem Weckruf des erhabenen Lachens.

**V**alerius Cordus, der Gelehrte, und Walthar Messermeister, der Mensch, waren eins.

Beide lud die Behörde vor, der er als Lehrer unterstand. Sie tat recht daran und tat ihre Pflicht, weil sich auf ihrem Amtstisch Beschwerdeschreiben zu Bergen häuften.

Berühmtheit in Ehren! Wer überschnappt, muß trotzdem ab danken!

Was ist das für eine Sache mit diesem Valerius Cordus beziehungsweise Walther Messermeister? Er ist, so bekunden über hundert Briefe, vor lauter Denken, Dichten und Suchen nicht mehr in der Lage, vielleicht sogar von jeher nicht gewesen, richtige Diagnosen zu stellen. Wundarzt Eingriffe macht er zwar noch immer lobenswert, aber eine Krankheit treffsicher beim Namen nennen, das kann er nicht, geschweige denn eine Prognose stellen, will sagen vorherbestimmen, wie die Krankheit verläuft. Es muß ein Ende haben mit diesem Spiel eines Mannes, der das Leben so spaßig nimmt.

„Derohalben hat die vorgesetzte Behörde beschlossen, die ärztliche Kunst sowie die Lehrtätigkeit besagten Walther Messermeisters beziehungsweise Valerius Cordus durch einen anerkannten Sachverständigen nachprüfen zu lassen, und hat zu diesem Behufe, um jede Parteilichkeit auszuschließen, einen berühmten Ausländer beauftragt und mit entsprechenden Befugnissen ausgestattet.

Zugestellt dem Professor Doktor Valerius Cordus alias Walther Messermeister durch den Hochschulpedell Tietje Schipp.“

Messermeister las die Vorladung. Er war gerade in seiner Bücherei. Er las sie abermals: Dann begann er zu tanzen, verhalten und bedacht: Sumdada, sumdada, dudeldidei! Der singende Baum!

Ein Ausländer? In diesem komischen Kosmos, Messermeister, kann es nur der eine sein, der Erzfeind, der sich hartnäckig an dich hängt und nicht losläßt. Ist auch kein Gipfel so hoch, wie dieser närrische Purzelbaum in deines Lebens Possenspiel hinaufschlägt, nur dieser eine wird es sein, der dich amtlich begutachten soll. Der komische Kosmos will es so.

Nein, Messermeister, so komisch ist der Kosmos nun doch nicht! Der Gelehrte, den deine Vorgesetzten beriefen, ist dir gut gesinnt. Auch deine Behörde will dir wohl. Sie schreitet ein, um dich zu rechtfertigen.

Aber wäre es auch anders, du willst an diesem Tag dein Leben krönen.

„Um späten Abend eine Botschaft, Valerius Cordus! Der Fremde ist eingetroffen! Er nächtigt im Gasthof zum Eisenhut! Morgen wird er deiner Vorlesung beiwohnen!“

„Dank für die Nachricht!“

Dann schlief er lange und tief.

Als er am Morgen dem Hauptportal der Hochschule zuschritt, mußte er durch eine lange Gasse von Scholaren. Auch seine eigenen Schüler waren dabei. Alle grüßten voll Ehrfurcht und hatten ein Blitzen in den Augen, das ihm sagen sollte, sie, die Studenten, würden, sobald es hart auf hart gehe, für ihn, den Ausnahmemenschen, aber nimmermehr für den Durchschnitt kämpfen.

Aura academica!

Sie wußten alle, was sie ihm angetan hatten, seitdem der freche Pfiff durch den Hörsaal gellte. Jugendübermut hatte ohne die Absicht Schaden zuzufügen, schweren Kummer beschert. So meinten sie. Dieses Unrecht wieder gutzumachen, erschien ihnen als heilige Pflicht.

Einer trat vor:

„Wir grüßen in Treue unsern Lehrer!“

„Seid bedankt!“

Herauspaufen wollten sie ihn, wenn es schief ging. Hatte er nicht alle Prüfungen bestanden, in der Wissenschaft wie im Leben? Jetzt sollte er eine ablegen, die nach der einheitlichen Auffassung der Scholarenschaft Spott und Lohn für diesen Mann war, die Prüfung auf Durchschnitt, auf Mittelwert? Waren sie selber mit schuld daran, wollten sie dafür einstehen, daß ihm keine weitere Kränkung widerfuhr.

„Es ist gut, Freunde! Das gut Gemeinte ist immer gut!“

Der Hörsaal floß über von Menschen. Satten auch nicht alle Studenten Platz gefunden, von den Professoren fehlte niemand, auch nicht, wie Valerius Cordus belustigt feststellte, von den Professoren der anderen Fakultäten.

Das war wie ein Zwischenspiel im komischen Kosmos. Er machte kein Aufhebens davon. Seine Blicke glitten ab. Er hatte mehr und Besseres zu tun.

Behördenvertreter kamen, in ihrer Mitte der fremde Gelehrte.

Er sprach ein paar schlichte Worte. Wenn er auf weiten Wegen hierhergekommen sei, einer Vorlesung beizuwohnen, erkläre sich das aus seiner Bewunderung für einen großen Meister.

Das war keine Heuchelei. Es kam aus dem bewegten Herzen eines ehrlichen Mannes, obwohl es, was niemand wissen sollte, angeordnet war. Die Behörde war weise.

Was tun?

Bitte sehr! Professor Doktor Valerius Cordus darf beginnen!

Auf einem Fahrbett ruht ein kranker Mann. Das ist für die Professoren und Studenten der Medizin und auch für andere kein ungewohnter Anblick.

Aber was soll das Gestell, das man hereinrollt? Es ist länger und breiter als das Bett, übermannshoch und im Geviert mit Leinentüchern verhüllt.

Will der Meister etwa — — ?

Man reckt die Gälse. Wahrhaftig, er läßt das Fahrbett zwischen die Linnen schieben. Die verdecken den Kranken, verbergen auch ihn und den famulus. Jetzt sieht man nur seine Lackschuhe blitzen. Auf die hat er auch in dieser Stunde nicht verzichtet, der eitle Mann! Aber ein weißes Linnengewand hat er übergeworfen und hat sich aufreizend lange die Hände gewaschen, der unausstehliche Mensch!

Auch der famulus trägt Lackschuhe. Das würde man ohne das Fahrgestell kaum bemerkt haben. Man hätte es ihm nicht zugetraut.

Sst! — Ein Behördenvertreter mahnt zur Ruhe.

Mahnen ist billig. Ist man etwa hergekommen, um zuzusehen, wie sich Valerius Cordus hinter Vorhängen verkriecht?

Sfft! — Man hört, wie der Meister auf den Kranken einredet.

Auch das ist nicht neu. Wer es nicht miterlebt hat, weiß es von anderen. Er schläfert ihn ein.

Es scheint gelungen. Er tritt hervor, der Menge nahe und dennoch fern, und spricht:

„Kurz einen Vorbericht: Die Untersuchung machte ich gestern, die Vorbereitung zum Eingriff soeben. Nun die Diagnose: Vor Monaten Pneumonie und Pleuritis mit Empyem. Scheinbare Gefundung. Resthöhle persistiert. Heilung nur möglich durch Rippenresektion im Umfang der Höhlung. Sie ist wie meine geballte Hand.“

Er will zum Kranken zurück. Da hält ihn der Fremde am Arm fest, hält ihn, weil er der Überzeugung ist, daß Valerius Cordus wahn-sinnig wurde.

„Resektion? Rippenstücke herausbrechen? In Handbreite? Drei oder vier? Das hält niemand aus! Ohne Eingriff kann der Kranke noch Jahre leben! Dieses Vorhaben ist Mord!“

Die Menge ist aufgesprungen und drängt heran.

„Sehen!“ befiehlt in überlegener Ruhe Valerius Cordus und befreit sich leicht vom Griff des andern. Dann legt er dem Fachgenossen seine alles bezwingende Hand auf die Schulter und redet belehrend, nicht anders wie zu einem Schüler:

„Ihr sprecht zu laut! Ärzte dürfen nicht erregt sein! Gätte ich den Kranken nicht eingeschläfert, wäre er an Euren Worten gestorben. Worte töten oft schneller als ein Stahl!“

Der Fremde weiß nicht, was er tun soll. Stumm tritt er beiseite. Abwarten will er. Das unvermeidliche Ende wird ihm rechtgeben.

Inzwischen hat sich Valerius Cordus wieder an die Menge gewandt:

„Ich bin im Begriff, eine Entdeckung vorzuführen, die der Menschheit unerhörten Segen beschert, wenn die Vorführung gelingt. Das ist das tragische Moment in meinem Kosmos. Jeder Kranke kann sterben. Kein vernünftiger Mensch wird einen gewissenhaften Arzt

dafür verantwortlich machen. Der Wundarzt vor allem hat in den meisten Fällen das Allerletzte an Möglichkeit versuchen müssen, um dem Leben Tore offenzuhalten, die der Tod bereits zu schließen begann. Wenn aber in dieser Stunde unter meinen Sünden der Kranke stirbt, dann wird alle Welt das gleiche sagen, was in seinem guten Glauben soeben dieser fremde Gelehrte gesagt hat, von dem ich weiß, daß er zu den besten Ärzten der Welt gehört.

In diesem Falle werde ich das Feld räumen und alles Weitere meinem *Jamulus* überlassen, auf dessen Fähigkeiten ich vertrauen darf. Ich habe einmal ein Wort geschrieben, das ich dann wahr-machen werde:

„Bist du der Entwicklung im Wege, tritt beiseite, auch wenn du den Weg gewiesen hast!“

*Valerius Cordus* verschwindet wieder hinter den Linnen, und nun schweigen Freund und Feind vor der Höhe dieses Lebens und begreifen, daß es niemals etwas anderes gewesen ist als ein Opfergang.

Aber ein Bangen kauert in den Seelen, das Bangen vor dem Weg. *Eritus*, Weg hinaus, nennt die ärztliche Wissenschaft den Tod.

In jäher Erkenntnis verstehen es alle: Stirbt der Kranke, wird noch ein zweiter Weg hinausführen, wird ein Mann beiseite treten auf einem Wege, den er selber gewiesen hat.

Noch einmal zeigt er sich und meldet kurz, eine Stunde werde es noch dauern, bis er fertig sei. Man müsse Geduld haben.

Eine Turmuhr schlägt.

Sie sitzen und warten und stehen und warten.

Stunden voll Freude und Überschwang, auch Stunden voll schaffender Tat sind kurz wie ein Glockenschlag, aber die gleiche Zeit dehnt sich, als wäre sie ein Stück Unendlichkeit, dehnt sich bis zum Grausen und Entsetzen, wenn Entscheidungen lauern, denen das Herz wie Sturmgeläut entgegenschlägt.

An dem Meister hinter dem Linnen und seinem Helfer eilen die Minuten schneller als die Sekunden auf der Uhr vorüber. Er denkt

nicht einen Augenblick daran und darf es nicht, daß die harrenden Menschen im Saal einen Kampf bestehen, einen Kampf um Zeit und Kraft, der bis an die Grenzen der Vernunft geht. Je näher sich die Stunde zum Ende neigt, desto größer wird die Zahl der mühsam schweigenden Männer, die mit Grausen erkennen, daß Wahnsinn an ihre Stirn klopft, und daß sie schreien müssen, wenn diese folternde Spannung noch lange anhält.

Wieder schlägt die Turmuhr. Die Stunde ist um.

Die Stunde ist um, aber der Meister hat das Werk noch nicht vollbracht.

Ein Meisterwerk? Oder — — ?

Exitus? Ein Meisterwerk von Tod und Teufel?

Eine Stunde! hat Valerius Cordus gesagt. Er hätte sagen müssen: Länger als eine Stunde! Wußte er's nicht besser oder kennt er keine Rücksicht?

Wie steht die Zeit?

Eine Stunde und fünf Minuten.

Bleich vor Erregung krampft der fremde Gelehrte die Hände zusammen. Bisher hat er es nicht gewußt, daß man sich mit seinen eigenen Händen niederzwingen kann.

Eine Stunde und zehn Minuten.

Nicht lange mehr, dann wird einer aus der Menge, obwohl das Leben gegenwärtig von keinem auch nur ein Stäubchen mehr verlangt als wenige Minuten Geduld, sein Entsetzen in den Saal schreien.

Eine Stunde und fünfzehn Minuten.

Die Menge sieht, wie der fremde Gelehrte die Finger in die Brust krampft, wie ihm der Atem stockt, weil er fürchtet, daß er der erste sein wird, der aufschreit, und wie er schließlich mit den Fingerknöcheln die Schläfen hämmert.

Eine Stunde und sechzehn Minuten.

Valerius Cordus tritt unter den Linnenbreiten hervor, geht zur Seite, wäscht die Hände und legt das weiße Schutzgewand ab, als wolle er einen Abschluß betonen.

Es weiß aber noch niemand, wie dieser Abschluß aussieht.

Ein Sieger pflegt sich anders zu geben als dieser ernste Mann, der auch jetzt noch durch Schweigen und gemessenes Santieren Hörer und Gäste martert.

Der famulus tritt hervor. Das Linnenzelt wird beiseite gerollt. Man legt den Kranken auf eine Bahre.

Er regt sich nicht.

Valerius Cordus tritt an seine Seite und steht wie gebeugt. Sein Helfer ebenso.

Wird das Bahrgericht über sie kommen?

Warum denn um des Himmels willen schweigt er noch immer? Man kann diesen Zustand nicht weiterschleppen. Einer muß ihn fragen.

Sie deuten auf den fremden Gelehrten. Der soll es tun.

Er versteht, was man will, und taumelt hin, die Hände nach Valerius Cordus ausgestreckt, bleich wie der Tod.

Kaum steht er neben dem Meister und öffnet den Mund, um die entscheidende Frage zu stellen, da schlägt der Kranke die Augen auf, richtet sie auf Valerius Cordus, lächelt und fragt:

„Meister, wann fangt Ihr an?“

Der streichelt ihm das Haar wie einem Kind:

„Es ist schon längst vorbei!“

Und jetzt, jetzt gellt ein Schrei! Es ist ein Aufschrei seligster Freude. Der Kranke grüßt das Leben.

Da tastet sich die Menge vorwärts, besessen von dem ungeheuren Erleben. Aber ehe sie den Kranken erreicht, haben ihn Wärter aus dem Saal getragen.

Messermeister ergreift das Wort und erläutert:

„Bei dem Kranken war es ein Erwachen, das er noch nicht weiß. Auch ist die Freude, mit der er das Leben grüßte, noch nicht bis in sein Bewußtsein vorgedrungen. Erst Stunden später, wenn ich ihm sage, daß er gerettet ist, wird er seine Freude wissen und genießen.“

Scholaren, Hörer und Gäste stehen tief bewegt. Die meisten möchten aufjubeln wie der von Meisterhand gerettete Mann. Sie können es nicht. Tränen der Ergriffenheit hindern Wort und Laut. Selbst den Feinden Messermeisters zerspellt die Erhabenheit dieses Erlebens den Weid.

Seltzam, nicht? Komik im Kosmos, Messermeister, daß Tränen allzumal Tränen sind, aus was für Quellen sie auch kommen, ob aus dem Sprudel der Freude oder dem trüben Born der Leiden und Weider! Das Meer, die Ströme, Flüsse und Bäche, Seen und Teiche haben sich aus dem gleichen Element gebildet wie die zahllosen Tümpel und Pfützen, die meinen, sie wären ein Meer.

Aber, Valerius Cordus, vergiß nicht: sie glänzen alle in der gleichen Sonne, und in klaren Nächten spannt sich der gleiche Sternenhimmel über sie.

Die Spannung hatte sich gelöst wie eine Saite, die mit einem Aufschrei zerspringt.

Nach den Berichten in Messermeisters Tagebuch ist es der fremde Gelehrte gewesen, der als erster Gewalt über sich gewann, vielleicht, weil auch er als Arzt Gemütserschütterungen gewöhnt war. Aber er stand beschämt. Für wahnsinnig gehalten hatte er diesen überragenden Menschen und sein Vorhaben Mord genannt.

Als er Messermeister fragte, ob er ihm verzeihen könnte, erwiderte der, mit einer einzigen Ausnahme gäbe es nichts auf der Welt, was er nicht verstanden und verziehen habe.

Da dachten sie alle an den Erzfeind. Aber den meinte er nicht. Er meinte eine Frau.

In Verehrung und Bewunderung redete der fremde Gelehrte Valerius Cordus mit seinem bürgerlichen Namen an und nannte ihn aller Messer Meister!

Nicht nur, führte er aus, meistere er wie selten einer die Messer des Wundarztes, er habe auch das eine Messer in die Hand genommen, mit dem der Schmerz die Menschen peiniget, und lenkte es nun nach seinem Willen. Auch er, der fremde Fachkamerad, habe ein Messer gegen Messermeister gezückt und habe ihm, wenn auch im allerbesten Glauben, bitterweh getan. Aber der habe ihm den Stahl entwunden. Darum stehe er, der amtlich bestellte Gutachter, nicht an, vor diesem großen Mann das Knie zu beugen.

Er beugte es wirklich. Er kniete vor ihm, stand auf, reichte ihm die Hand und ging.

Nun brach auch der Schrei der Menge los. Jubel umbrauste Messermeister. Seine Schüler wollten ihn auf die Schultern heben und durch die Straßen tragen.

Da klappte eine Tür. Der Meister war verschwunden.

Er eilte nach Hause und begann nach einer Weile des Sammelns und Besinnens noch am gleichen Tage die Schrift „Narkose durch Schwefeläther“.

Sie ist um den Erdball gegangen, hat eine Menge Menschen beglückt, so groß, daß keiner sie zählen kann, und ist trotzdem versunken wie der Name ihres Verfassers. Nur das blieb, was sie den Menschen schenkte.

Würde Messermeister noch leben, er würde sagen, also wäre alles geblieben, was des Bleibens wert war.

Mit der Niederschrift beeilte er sich, weil er über sich selber eine Diagnose gestellt hatte. Er wollte keine Stunde ungenutzt verstreichen lassen. Es wurde Zeit.

Das Leben war an ihm vorübergerast wie ein einziger Tag, und als er nach dem Sieg in seinem Hause saß und schrieb, da war ihm

doch, als hätte er eine Schulbank unter sich und schreibe in mühe-reicher Sorgfalt auf eine Schiefertafel die ersten Buchstaben.

Eins noch: Als er den Äther und seine Wirkung entdeckt hatte, ließ er sich erst selber damit betäuben, ehe er ihn an einem Kranken versuchte. Das hat die Welt wohl nie erfahren.

Nach Jahresfrist, als ihn allgemach die ganze Welt pries, hat Messermeister in seinem Hause ein Fest gegeben. Das hatte er noch nie getan, und so meinten die Menschen, er habe erst den höchsten Gipfel seines Ruhms erreichen wollen.

Zweihundert Gäste hat man gezählt, Männer und Frauen aus aller Welt, die meisten hervorragende Menschen mit berühmten Namen.

In wundervoller Sommernacht schritten sie, ehe in den Räumen das Mahl begann, im Gleitschritt durch Messermeisters Park, hinter-einander zu Paaren, nach der Tanzweise einer Musikantenschar, die mit ihrem Spiel ein Märchen in die Nacht wob. Kein Licht war angezündet, keine Fackel lohete. Sie schritten unter Sternen.

Valerius Cordus führte den Zug an der Seite einer schönen Frau.

Zur Teestunde hatte er sie vor seinem Hause aus dem Wagen gehoben, ihr zum Gruß die Hand geküßt und ihre Schönheit gerühmt, an der die Jahre spurlos vorübergegangen wären.

Er war dann in seiner Teestube mit ihr allein geblieben.

„Einmal mußten wir uns noch wiedersehen, schöne Frau, und ich danke dir, daß du kamst, obwohl ich dir schrieb, du würdest mein Herz nicht leuchten sehen. Was uns angeht, man glaubt es kaum, ist an die vierzig Jahre her, aber mir ist es noch immer, als wäre es gestern gewesen. Die Wunde, die du schlugst, ist nie geheilt. An ihr hat sich meine ärztliche Kunst so vergebens abgemüht wie meine Weltbetrach-tung. Aber ich habe dir auch nie verziehen.

Daß du Einflüsterungen erlagst, daß man dir einredete, ich könnte dich nicht glücklich machen, daß deine Unverwandten raunten, du müßtest an mir verbrennen, das mindert deine Schuld nicht. Denn du verliebest mich nicht wegen einer großen Liebe. Du wolltest nur ein sorgenloses Leben führen.

Ohne es zu wollen, habe ich mich an dir gerächt. Nach dem frühen Tode deines Mannes habe ich dir das sorgenlose Leben beschert, das du an seiner Seite gesucht hattest. Ohne dir nahe zu sein, habe ich über dich gewacht, damit kein Leid dich heimsuchte und kein Schmerz dich aufwühlte. Erst allmählich ist es mir klar geworden, daß diese guten Taten, die nach deiner Auffassung einem mit Edelmut fast allzu reich gesegneten Herzen entsprangen, ungewollte Grausamkeit gewesen sind.

Ich weiß, noch kannst du mich nicht verstehen. Aber schon in dieser Nacht wird die Erkenntnis dir näher sein.

Glück empfindet nur, wer Leid empfand. Auf des Lebens Waage liegen die Schmerzen in der einen, die Freuden in der anderen Schale, und erst wenn sie in unaufhörlichem Ringen um Gleichgewicht weit ausschlägt, ehe sie eine Zeitlang zur Ruhe kommt, hat sich das Leben köstlich gestaltet.

Deines Lebens Waage hat sich kaum bewegt. Selbst der Tod deines Mannes brachte ihr keine Erschütterung, weil du ihn nicht liebtest und der Tod ihn vor seinem tiefsten Fall bewahrte.

Enttäuschungen allerdings, die sind auch dir nicht erspart geblieben, vor allem die eine nicht, daß ich dich nicht rief, als dich der andere verlassen hatte.

Aber das tiefe Leid, das kennst du nicht, hast also nie den Acker bestellen können, auf dem das Glück wächst. Darum wurde mein Eintreten für dich und dein Leben eine Vergeltung.

Zeute will ich dir Leid bescheren. Es soll dich durchdringen, bis es die Pforte aufreißt, durch die das Menschenglück seinen Einzug halten kann, damit du reif bist, wenn es später Gott gefällt, auf einem Stern

zwei Menschenseelen zusammenzuführen, die sich auf Erden so nahe und so unendlich fern gewesen sind.“

Sie gab zur Antwort: „Wir werden die Rätsel dieser Welt nicht lösen, noch nicht einmal das Rätsel unserer Liebe.“

Er bot ihr den Arm. Die ersten Gäste waren vorgefahren.

Nun schreiten sie alle zu Paaren durch die helle Nacht. Durch Silberwölkchen gleitet der Mond wie eine Sichel durch Korn.

Valerius Cordus führt. Der tanzende Zug bewegt sich in Windungen. Manchmal durchkreuzt er sich, manchmal entstehen aus Paaren mehrere Züge, manchmal trennen sich Männer und Frauen, gehen eigene Wege und treffen wieder zusammen, wenn die Führung es will. Und ganz zuletzt gehen alle gebückt durch einen Laubengang aus hochgereckten Armen und sind ein wenig verlegen, weil sie sich beugen müssen, wenn auch nur vor einer bescheidenen Freude.

„Wahrhaftig, dieser Tanz ist wie das Leben, schöne Frau. Siehst du die Sichel am Himmel? Ich sage dir, es werden Salme fallen, aber auch Blumen im Korn, vor allem der rote Mohn.“

**S**ür das Festmahl ist durch die Räume der Bücherei eine einzige Tafel gestellt, schlohweiß mit Linnen gedeckt und mit Sommerblumen geschmückt. Er hat, man weiß es, passendere Räume zur Verfügung, der seltsame Mann, aber diese langgestreckten Säle mit breiten Flügeltüren eignen sich gut, und daß er die Bücher mit Menschen vergleicht, weiß man auch.

In silbernen Lüstern brennen Kerzen. Die schier unendlichen Reihen der Bücher stehen hinter gläsernen Scheiben, die den Glanz der Kerzen widerspiegeln, so daß die Gäste eine Fülle von Licht umfängt.

Die Türen sind weit geöffnet. Die Tafel führt hindurch, ausgerichtet wie ein Weg.

Durch eine schmalere Tür neben dem Eingang zum ersten Saal blickt ein dunkler Wohnraum. Nicht eine einzige Kerze brennt in ihm, und unwillkürlich fragt man sich, warum er offen steht.

Messermeister führt die Liebe seiner Jugend zu Tisch.

Kennt jemand die schöne Frau?

Man kennt sie nicht.

Es war nur eine Frage nebenbei. Die Diener reichen Suppe: Schildkrötenbrühe mit Einlage.

Messermeister flüstert seiner Dame zu: „Die Schildkröte ist so genügsam, daß sie monatelang ohne Nahrung leben kann. Glücklicherweise wissen das nur die Zoologen.“

Er wünscht seinen Gästen eine gesegnete Mahlzeit.

Ehe zinnoberröte Krebse aufgetragen werden, erzählt er in einer Tischrede die Geschichte von der Tippenauer Krebszucht.

Sat er sie selbst erdacht? — Nein, Geschichten dieser Art sind Volksgut.

Dann soll er eine eigene zum besten geben.

Augenblicklich nicht. Forellen werden gereicht, Weißwein dazu. Sinterher, Messermeister verrät es, wird man sich an gebratenen Sähnchen verlustieren.

Ehe sie angerichtet werden, bittet ein Dichter von Ruf, der Gastgeber möge seine Gäste mit einer eigenen Dichtung erfreuen.

Messermeister ist bereit, schlürft ein Glas Schaumwein, füllt den Kelch wieder und erhebt sich.

Gespanntes Schweigen. Kein Laut.

Doch! Da! Ein seltsames Schreiten klingt auf. Man traut seinen Augen nicht: aus dem dunklen Zimmer wandelt in die festlichen Räume storchbeinig ein Marabu, gespenstisch in dieser Stunde. Sieht er nicht aus wie ein verhuzelter alter Mann mit grämlichem Gesicht, der unter den Schößen seines abgeschabten Gehrocks die Hände ver-schränkt?

Messermeister gegenüber steht ein Pult an der Wand. Vor dieses tritt der Marabu und beugt sich über ein aufgeschlagenes Buch.

Gleicht er nicht einem uralten Stubengelehrten, der Einsiedlervogel?

Messermeister kündigt ein Gedicht an. Merkt auf!

Ein Marabu blickt unverwandt  
In aufgewühlten Steppensand,  
Zermürbt in tiefster Seele.  
Ihm wogt in hartem Atemstoß  
Der Marabusen hoffnungslos,  
Und Leid würgt ihm die Kehle.

Er denkt an Minneseligkeit  
In froher Maraburschenzeit  
An schilfbewehrtem Pfuhle.  
Berückend war sein Liebesglück.  
Da stahl ein Marabubenstück  
Ihm seine Marabuhle.

Noch ist ihm alles wie ein Traum,  
Fast wie ein Marapurzelbaum,  
Doch geht er auf die Suche  
Und prüft an seinem Marapult  
Mit Kontenblick Verdienst und Schuld  
In seinem Marabuche.

Da hilft ihm plötzlich sein Sumor.  
Er kommt sich maraputzig vor  
Und lacht, wie es kein Zuhn kann.  
Dann geht zur Ruh der Marabu  
Und schließt die Marabude zu.  
Das Beste, was er tun kann!

Lachen und Beifall bricht los. Als Gändeklatzchen durch die Säle dröhnt, wendet sich der Storchenvogel wie ungehalten zum Gehen und stelzt in unnachahmlich komischer Würde an den Gästen vorüber in den Park hinaus.

Sie können sich nicht fassen, überwältigt von diesem unerhörten Einfall. Ja, die Seele, die braucht doch auch ihren Wein, und, wahrhaftig, dieser köstliche Seelentrunk ist für Männer und Frauen eine Labe gewesen. Er hat sie nicht berauscht, er hat sie beschwingt und in Höhen getragen, in die keine Not des Lebens hinaufreicht.

Musik!

Jetzt braucht der Frohsinn nicht erst in Schüsseln und Flaschen hereingetragen zu werden; er hat sich an den Tisch gesetzt.

„Valerius Cordus“, ruft ein Gelehrter, der jünger ist als Messermeister, und hebt sein Glas, „ich möchte so jung sein wie Ihr!“

Der tut Bescheid, frischen Schaumwein im Glase, und stimmt ihm zu: „Ja, ich bin jung! Mein Leben schäumt wie dieser Saft!“

Inzwischen sind die Gähnen gereicht worden. Er schmaust mit Behagen, plaudert und wendet sich an die Geliebte seiner Jugend:

„Warum bist du nicht fröhlich?“

Erschauern geistert durch ihren Blick.

Er scherzt wieder nach allen Seiten, bis Kehbraten die frohen Gesichter noch heller macht; und ehe ein Knuspergebäck das Mahl beschließt, erhebt er sich zu einer Tischrede.

Ah! Vorzüglich! Man freut sich.

Es gehöre, beginnt er, gewissermaßen zur Sache, wenn er darauf hinweise, daß die Rehe aus dem Schutz der Roggenfelder fliehen, sobald die Schnitter ihre Sensen dengeln. Das Korn ist mahdreif. Aber sein Schnitt ist nur Abschnitt, nicht Ende und Abschluß. Es gibt keinen Stillstand. Und wie nicht ein Sieg das Leben kennzeichnet, sondern der Kampf, so ist auch der scheinbare Abschluß des Lebens nur Übergang zu weiterem Werden.

„Diese Prognose stelle ich in der Überzeugung, daß ich die Ewigkeit in dieser Stunde nicht mehr ganz mit irdischen Augen sehe.

Ihr werdet sagen, das sei die schwierigste aller Prognosen, und man könne sie nicht mit wissenschaftlichen Maßen messen. Und einzelnen unter euch wird einfallen, daß man in meinen letzten Lebensjahren schon meinen irdischen Prognosen kein Vertrauen mehr entgegenbrachte, weil Setzer schrien, ich sei nicht fähig dazu.

Tatsächlich bin ich den Beweis, daß auch diese Behauptung lügnertisch erfunden wurde, bisher noch schuldig geblieben. Zeute will ich ihn führen.

Meinem famulus gab ich vor einigen Wochen den schriftlichen Beleg in Verwahrung, daß ich mich zu dem heutigen Fest entschloß, als ich nach einer Diagnose über mich selbst prognostisch vorherseh, was wir nun zusammen erleben wollen, soweit ein Erleben für mich noch möglich ist.

Von Herzen danke ich allen, daß sie meiner Einladung Folge leisteten, danke im voraus auch für die Reden, die zu Lob und Preis des Valerius Cordus gehalten werden sollen, sobald das freie Pokulieren beginnt, und bitte inständig, keine Unterbrechung eintreten zu lassen. Ich selber kann leider, obwohl das für Gastgeber als unschicklich gilt, nicht länger teilnehmen. Ich muß nämlich sterben! — Musik!“

Er verbeugt sich, verläßt die Tafel, geht schnellen Schritts und ohne sich zu stützen aus den hellen Sälen in den dunklen Wohnraum und schließt die Tür.

Brausende Musik! Die Gäste sind grenzenlos aufgeräumt.

„Ein toller Einfall, wie?“

Ausgelassen vor Spannung erwarten sie den Fortgang.

Nur die eine Frau, die weiß, was geschehen ist. Sie erhebt sich, verkrampft die Hände und beschwört mit stummen Gebärden die Menge, in diesem Hause nichts mehr zu erwarten, was Menschen Freude nennen.

Zögernd betritt sie den dunklen Raum. Ein Diener folgt. Die Tür bleibt offen. Sie zünden Kerzen an.

Die Musik bricht ab.

Ergriffen von ihrer jähen Erkenntnis folgen die andern. Langsam zu Paaren wandeln sie wie vor Stunden im Park.

Auf einem Ruhebett liegt Messermeister, ein seliges Lächeln auf den Lippen, und schläft den letzten Schlaf.

Wie nun die Frau an seiner Seite aufschluchzte und hemmungslos weinte, weil das Leid über sie gekommen war, von dem er gesprochen hatte, wußten mit einem Male alle, wer sie war.

Sie ist in ihre Heimat gefahren und hat zur Nacht, wenn sie die Sichel des Mondes mähen sah, aus heißem Herzen gebetet, ihr Weg hinaus möge dereinst der gleiche sein, den Valerius Cordus ging, und in den gleichen Stern münden, auf dem er nach seinem letzten Erden-schlaf erwachte.

Ob sich ihr Gebet erfüllt hat, weiß kein Mensch und keine Chronik.

---

# Das Nippenauer Glockenspiel

---

**L**es war eine Not in Stadt und Land gekommen. Keine Wache, kein Wallgraben hatte sie aufhalten können. Nun hockte sie in Stadthaus und Dorfkate und machte die Freude krank.

Was sollte man tun?

Man mußte sie hinausjubeln!

Im Volke klang ein Lied auf. Niemand wußte, von wannen es kam. Ein Truglied gegen das Leid:

Setz auf mit Glücksgebärde  
Zu Tanz und Schwung das Knie.  
Wer lebt, der hat die Erde,  
Wer tot ist, den hat sie.  
Du sollst die Stunde kosten  
An jedem neuen Tag.  
Nie darf ein Herz verrosten  
Vor seinem letzten Schlag.  
Und hast du das vergessen  
Im Götterschein des Lichts,  
Dann bist du besessen  
Und hast nichts besessen,  
Bist ein armer Teufel, bist nichts.

Auch die Morunger griffen es auf. Die wußten noch immer nicht recht, wie man die Freude ins Haus bringt.

Nun hatten sie zu jener Zeit einen Herzog Bernulf, dem sie den Beinamen Volkung gegeben hatten, was so viel wie Freund des Volkes hieß. Den liebten sie sehr, und auch die Nippenauer haben ihn verehrt.

Er kannte sein Volk besser als alle Herzöge vor ihm und sah, daß die Morunger ihr Leben immer so verbrachten wie zur Sommwendzeit, wenn sie Holzstöße in Brand setzten, weil es der Väter Brauch war, die Flammen Freudenfeuer nannten, aber weder Freude noch Feuer in den Adern fühlten.

Darum hatten schon Vorgänger des Volkungers nach den Nippenauern Ausschau gehalten und immer wieder versucht, sie in die alte Heimat zurückzuführen. Denn mußten es nicht glücksgesegnete Menschen werden, die auf nun ertragreichem Boden aus Morunger und Nippenauer Blut geboren wurden? Mit freudiger Zuversicht würden sie ihr Leben bauen, frohgemut Arbeit verrichten und im Kampfe streiten und die Lampe am Herd nicht weniger lieben als die Sonne am Himmel.

So war es denn für Bernulf eine rechte Freude, als er von den Nippenauern als Gruß und Guldigung ein Pergament mit Text und Weise ihres Trugliedes erhielt.

Zuerst las er schmunzelnd den Text. Der paßte ins Herz wie ein Strauß auf den Gut. Dann ließ er die Weise spielen.

Da geschah es doch, daß den braven Hofmusikanten samt ihrem Kapellmeister das Tanzen in die Beine kam, und daß auch der Herzog wie unter einem Zwang sich trällernd in den Sülsten wiegte:

Seht auf mit Glücksgebärde  
Zu Tanz und Schwung das Knie!

Auf die Dauer konnte er das nur zu zwein ertragen. Das Glück ist für den einzelnen immer zu groß. Flugs ließ er seine junge Gemahlin bitten. Sie sollte sich beeilen. Hier gäbe es was zum Freuen.

Nicht lange, und man hörte ihre zierlichen Schuhe über den Flur trappeln. Wahrhaftig, sie lief!

Durfte sie das? Vertrug sich überstürzte Eile mit der Würde einer Herzogin?

O, wenn sie jemand gesehen hätte, einer von Rang! Zum Beispiel Seine Erlaucht der Oberhofzeremonienmeister! Der hätte, wenn auch nur verhalten, die Hände gerungen, würde aber bei allem untertänigsten Respekt vor Hochederoseiben einen Hinweis auf das Ungewöhnliche ihres Mouvements und Conduits für erforderlich gehalten haben. Denn das Schloß war voller Höflinge, und man erwartete zur Stunde den Besuch eines akkreditierten Botschafters. Da knickten sie wie die Kotschwänze.

Gemach! Die Herzogin war voll Würde und Hoheit, wenn sie Hermelin und Krone trug. Da durfte sogar Seine Erlaucht der Oberhofzeremonienmeister zufrieden sein. Sie vertrat indessen eine absonderliche Meinung, die auch der Kritik ihrer Hofdamen nicht hatte entgegen können. Mit silberhellem Lachen, das ebenfalls und nicht unbeträchtlich über den Hofton hinausging, hatte sie, und überdies während eines Hofballs, in überraschendem Freimut bekannt, sie fühle sich erst an zweiter Stelle für den Hof geboren, an erster für ihren Vernunft und ihre Kinder.

Das war doch, meinte auch Seine Erlaucht der Oberhofzeremonienmeister, eine nicht ganz unbedenkliche Auffassung, die sich hoffentlich nicht zu einer Weltanschauung auswuchs!

Aber ihr Vernunft, der fand diese Einstellung gar nicht so bedenklich, hielt sie im Gegenteil für entzückend und erfrischte sich an dem unzerstörbaren Jungmädelsinn seines besten Kameraden.

War er allein mit ihr, nannte sie den mächtigen Herzog und kühnen Morunger Jungchen und er sie Bürschchen. Sie hätten ja sonst vor lauter Hoheit und Würde das Gähnen bekommen.

„Nun merke auf, Bürschchen!:

Setz auf mit Glücksgebärde  
Zu Tanz und Schwung das Knie.  
Wer lebt, der hat die Erde,  
Wer tot ist, den hat sie.“

Das dudelte und fiedelte, daß es eine Lust war. Am liebsten hätte die Herzogin mit ihrem Jungchen gleich einen Ländler getanzt, aber das schickte sich nicht, und außerdem trat in diesem Augenblick der diensttuende Kammerherr in den Saal.

„Empfang, Hoheit!“

„Man könnte“, flüsterte in aller Eile der Hofkapellmeister, ein junger Bursch mit flammenden Augen, „aus dieser entzückenden Melodie ein Menuett für Streicher und Holzbläser machen, Dreivierteltakt, aber auch einen Marsch, bei dem das Fußvolk begeistert die Beine schmiss, Vierteltakt!“

„Schreibe Er beides!“ beschied ihn der Herzog.

Die Nacht brach an. Sinter den Schlossfenstern erlosch allmählich Licht um Licht. Nur in der Wachtstube brannten noch die Lampen, und in einem Türmchen über dem Dach flackerte eine einsame Kerze. Dort wohnte der Kapellmeister. Den ließ die Melodie nicht los.

Der Park lag in Sternenglanz. Wie eine kugelrunde Laterne schien in den Hauptweg der Mond.

Kein Vogelstimmchen, kein Windhauch. Schattenschwer und scharf umrissen wie Scherenschnitte standen die Baumriesen vor dem klaren Himmel. Da und dort leuchtete unter dem Blattwerk ein Stück Rasen oder eine Blume.

Die Welt war schlafen gegangen. —

Da knarrt am Schloß ein Pförtchen.

Will ein Kammerkätzchen schmeicheln gehen? Schnurrt irgendwo ein Page? — Die Glocke hat schon Mitternacht geschlagen.

Wer lugt da aus? Wer tritt hervor? — Ist es möglich? Die Herzogin!

Wer folgt, späht ebenfalls umher und schließt die Pforte behutsam wie ein Dieb? — Der Herzog!

Heimlichkeiten? Das Herzogspaar? — Da wundert sich sogar der Mond.

„Sast du's gehört? Die Pforte knarrt. Man muß sie ölen!“ flüstert die Herzogin.

„Leise, Bürschchen, daß uns die Wache nicht auffpürt! Die tritt sonst den ganzen Zauber der Nacht unter die Schuhsohlen!“

Die Herzogin schmiegt sich an Bernulf und ist vergnügt wie ein Kind, das seinem Kleinlichen Erzieher ein Schnippchen schlägt:

„O, wüßte er das, der Oberhofzeremonienmeister, wir müßten eine Küge einstecken oder ihn entlassen!“

„Du sollst leise fein, Bürschchen! Du ficherst mir ja die Wache heraus!“

Geschwind huschen sie hintereinander über den Vorplatz in den Park, hüpfen eine Zeitlang Sand in Sand wie glückliche Kinder, schreiten wieder gemessen Arm in Arm, immer freier und unbeschwerter, je ferner sie den Menschen sind, und gehen schließlich eng umschlungen auf dem breiten Weg, den der Mond bescheint.

Losgelöst von Amt und Alltag, wollen sie unter Sternen tanzen.

Auf einem verschwiegeneen Rundplatz wartet ein Pavillon mit einem Teestübchen. Über den Wipfeln der hohen Bäume ringsum wölbt sich das Sternenzelt in einer Schönheit, als wollte es diese Stunde mit tausend Wundern beschenken.

Stößisch verbeugt sich der Herzog, förmlich auch die Herzogin. Dann tanzen sie.

Der Mann im Mond schlägt den Takt, die Sphären singen, die  
Sterne geigen, der Herzog summt:

Seht auf mit Glücksgebärde  
Zu Tanz und Schwung das Knie!

Was hast du gesehen, herrliche Nacht? — Das Glücksgenießen  
einer großen Liebe.

Hatte sie niemand belauscht?

Der junge Bursch im Turmstübchen horchte in die Nacht. Für  
Marsch und Menuett brauchte er außer der Liedmelodie einen Klang.  
Er hätte auch sagen können: einen Funken. Auf alle Fälle mußte ihn  
ein Klingen und Sprühen erfüllen, sollte er etwas zustande bringen,  
das sich hören lassen konnte.

Für den Marsch hoffte er den Klang zu finden, sobald in der Frühe  
die Wachtparade aufmarschierte. Da lag der Klang in der Wucht.  
Aber der für das Menuett hatte Mucken. Den fand man nicht wie  
eine Birne am Ast.

Man konnte sich denken, daß ein Käuzchenruf, ein Sabichtschrei  
ihn brachte oder noch besser der süße, bange Ton eines Kotkehlehens,  
einer Grasmücke, einer Meise, oder das Gurren einer wilden Taube.

In seinem Turmstübchen schenkte ihm die Nacht diesen Klang nicht.

Die Schloßuhr regte sich und schlug die erste Morgenstunde. Unter  
Sternen mußte er ihn suchen.

Schade, er konnte sich nicht heimlich auf den Weg machen. Zur  
Nacht führte jeder Ausgang durch die Wachtstube.

Wie, was, einen Klang suche er? Nun, er dürfe passieren. Aber  
wenn er ihn gefunden habe, solle er ihn mitbringen, knurrte ein  
schläfriger Leibhartschier.

Schaffensfroh lenkte der Kapellmeister die Schritte in den Park  
hinein.

Aus einem dunklen Seitenpfad wollte er auf den mondhellen Mittelweg, als er wie geblendet zusammenfuhr. Auf dem Platz am Pavillon tanzten zwei Menschen, selig wie Elfen im Ried.

Entzückt und betroffen zugleich wich er ins Dunkel zurück, verbarg sich hinter einer Eibe und starrte hinüber. Er traute seinen Augen nicht: Der Herzog und die Herzogin!

Da hatte er sein Klingen, aber nicht nur für das Menuett. Das Schaffen seines ganzen Lebens wurde bestimmt durch dieses Leuchten und Singen zweier Menschenseelen.

„Saben Euer Hochwohlgeboren den Klang?“ fragte ein wenig später der Leibhartschier.

„Jawohl!“

„Kann man ihn hören?“

„Auch das! Hört zu: Einen Sternenmantel kann das Glück erst tragen, wenn das Amtskleid fällt.“

„Wahrhaftig, das ist ein guter Klang!“

Bald flackerte wieder das einsame Licht im Türmchen. Erst die Morgensonne löschte es aus, und als die Wachtparade aufzog, waren für das Menuett schon alle Stimmen geschrieben. Sie brauchten nur flugs einmal durchgeübt zu werden, um dem Herzogspaar eine Morgenüberraschung zu bescheren.

Die beiden haben nie erfahren, warum aus dem Menuett ihr eigenes Erleben klang.

Bezaubernd ist das kleine Werk. Sobald am Schlafgemach des Herzogspaares die Vorhänge beiseite rauschen, klingt es auf. Die Streicher und Holzbläser stehen im Schloßhof. Der Kapellmeister schwingt den Stab. Er fühlt sich so frisch, als hätte er die ganze Nacht geschlafen.

Der Herzog öffnet ein Fenster und streut Blumen über die Musikanten. Wiederholen sollen sie dieses köstliche Werkchen, das einem Leib und Seele beschwingt.

Niemand denkt an die Schloßuhr. Sonst hätte man eine Pause gemacht. Es musiziert schon wieder, perlt in Anmut, zuckt in heimlicher Leidenschaft, singt, jubelt; da hebt in unerbittlicher Pflichterfüllung die Schloßuhr ihren Glockenhammer und meldet die Zeit:

„Bemm!“

Herzhaft lacht Bernulf. Aber die Herzogin frohlockt. Die alte Turmuhr hat sie auf einen auserlesenen Gedanken gebracht:

„Bernulf, baue den Nippenauern ein Glockenspiel in den Antoniumsturm! Von der gleichen Stelle, für die einst die Selmboldglocke bestimmt war, soll das Trutzlied klingen!“

Der Herzog merkt auf, überlegt ein Weilchen und stimmt freudig zu: „Ein herrlicher Einfall, Bürschchen!“

So ist es gekommen, daß ein Morunger Herzog der Stadt Nippenau das Glockenspiel schenkte, das im schönsten Sinne des Wortes den Menschen einhämmerte, wie man das Leid besiegt.

Die Glocken waren in Nippenau gegossen worden, das Uhrwerk lieferte ein Morunger. Der baute es auch ein.

Die Weihe nahm der Herzog selber vor, und zur Freude der Nippenauer übergab er der Stadt sein Geschenk in Gegenwart seiner Gemahlin, von der man auch in Nippenau wußte, daß sie in traulichen Stunden Bürschchen hieß. Die Nippenauer hatten sie grenzenlos gern.

Ehrenpforten waren gebaut, Wimpel und Fahnen wehten, Laubgewinde und Blumen schmückten Straßen und Gassen, Soldaten in Paradeuniform bildeten Spalier und präsentierten, Märsche dröhnten, Menschenmassen drängten sich und grüßten begeistert das Herzogspaar, das unter stattlicher Bedeckung in einem sechs-spännigen Prunkwagen, vor dem schreitende Troßknechte die Pferde führten, seinen Einzug hielt.

Später ist der Herzog am gleichen Jahrestag immer wieder eingekehrt und hat mit dem Hohen Rat die Freude gefeiert. Er kam dann mit kleinem Gefolge, das gerade ausreichte, um auf dem Dreitageritt räuberischen Überfällen zu begegnen, brauchte aber, wie er sagte, diesen Tag zum Leben. Auch er müsse sich das Glücksgebot des Trugliedes immer wieder in die Seele hämmern lassen.

Jahrelang ging das so und immer ohne Ärger und Aufregung, bis plötzlich das Glockenspiel wie ein störrischer Esel stehenblieb und nicht mehr vorwärtszubringen war.

Nun hätte sich dieserhalb kein Nippenauer graue Haare wachsen lassen, wäre das Uhrwerk nicht wie in ausgetüftelter Bosheit einen Tag vor der Ankunft des Herzogs entzweigegangen. Da konnte man sogar in Nippenau verärgerte Gesichter sehen, besonders im Hohen Rat.

Zu dem gehörte damals auch der Schmiedemeister Ule Lübke.

Man befürchtete eine Verstimmung des Herzogs. Auch konnte man niemals wissen, ob es nicht mißglünstigen Ohrenbläsern in Bauzenburg oder Klingenförde gelang, den Herzog zu überzeugen, man habe ihm einen Schabernack gespielt.

Auf alle Fälle war es eine unliebsame Geschichte, zumal sich kein Nippenauer Uhrmacher auf Glockenspiele verstand und man den Morunger Meister nicht rechtzeitig herbeiholen konnte. Der Herzog war ja schon zwei Tage unterwegs.

Die Mitglieder des Hohen Rats krauten sich hinter den Ohren und kamen sich richtig hilflos vor, vom Regierenden Bürgermeister ganz zu schweigen.

Nur Ule Lübke blieb vergnügt.

Allerdings fluchte er heftig, aber das tat er in allen Lebenslagen und immer mit dem gleichen Kraftwort:

„Dunnerkiel!“

Mit dieser Verwünschung verscheuchte er den Unmut, grüßte die Freude, bezähmte die Kühlung und war ohne sie so hilflos wie die Katschherren im Anblick des störrischen Uhrwerks.

Darum nannten ihn die Nippenauer den Meister Dunnerkiel.

Als Mensch war er unverfälscht wie das Feuer in seiner Schmiede, ausdauernd wie ein Blasebalg, dem nie der Atem ausgeht, wenn er gebraucht wird, und gegen die Unbilden des Daseins hart wie ein Amboss.

Er liebte alle Menschen, nur nicht die Leisetreter. Einmal hatte er im hohen Rat empfohlen, diese Sorte Volk mit Zufseisen zu beschlagen, damit man sie trappeln höre.

So einer kam einmal, ein Kostrunger, dessen Sippschaft in dem Ruf stand, daß sie Freude für Sünde halte und, sobald sie einen vergnügten Menschen sehe, für dessen arme Seele bete.

Im Gasthof zum Eisenhut, wo er abgestiegen war, machte er sich anheischig, die Lübbe zu bekehren.

„Dunnerkiel“, staunte lachend der Wirt, „das nenne ich Mut!“

Da hat doch damals ein Nippenauer, der Dichter Jost Bergeling, in einem Büchlein über die Kostrunger geschrieben, sobald einer von ihnen an der Himmelstür erscheine, gerate der Simmelspfortner in Weißglut und helfere eine Strafrede, daß es nur so blitze und donnere; etwa so: „Auf Erden bist du nie in Wut und Jorn geraten, hast dich nie gefreut und nie geflucht, bist immer nur brav gewesen und erwartest nun eine Belohnung. Die sollst du haben. Sobald du von der Erde mit deinem unterwürfigen Augenaufschlag zum Himmel blicktest, sind wir hier oben richtig zusammengefahren über so viel Duckmäuserei. Gättest du wenigstens ein einziges Mal herzhast geflucht, ich hätte Mitleid mit dir und ließe dich ein. So aber scherst du dich auf den Stern der Minderwertigen, den Isobaräus!“

Als ein Kostrunger in einer Streitschrift dagegen anging und eifernd schrieb, wer solche Behauptungen aufstelle, müsse auch beweisen,

daß es einen Isobaräus gäbe, antwortete Jost Bergeling, die Kostrunger sollten erst einmal beweisen, daß es ihn nicht gäbe.

Da wagte sich lange keiner mehr hervor, bis zum bassen Erstaunen der Nippenauer dieser eine anrückte, der Ule Lübke das Fluchen verleiden wollte.

Er meldete sich gar nicht erst an, erschien in der Schmiede, wo Meister und Gesellen werkten, daß sich auch ein Leisetreter nach gediegenen Zufseisen hätte sehnen müssen, und salbaderte los, noch ehe Meister Dunnerkiel Zeit gefunden hatte, sich an dem Anblick zu weiden, wie der Kostrunger mit berstenden Lungen durch das Fauchen und Sämmern schrie, Ule Lübke müsse das Fluchen lassen oder werde verflucht sein.

„Dunnerkiel! Warum gleich so heftig, Mann?“

Ule Lübke stellte das Schmieden ein, brummelte nachsichtig, betrachtete sich den Eindringling und fragte wohlmeinend, er habe es wohl ein wenig mit den Schrullen. Solche Krankheiten würden in Nippenau geheilt und ohne Pillen und Salben.

Da kollerte der Kostrunger wie ein Puter.

Fluch sei böse Tat, ein heidnischer überdies wie ein Rückenstoß auf dem Wege zur Verdammnis, und die häßliche Verwünschung Dunnerkiel sei heidnisch; sie entstamme Zeiten, in denen man die versteinerten Reste urweltlicher Tintenfische für Donnerkeile gehalten habe.

Da überkam Ule Lübke ein ehrliches Mitleid mit diesem säuerlichen Milchgesicht, und er sagte es ihm. Unwillkürlich erwähnte er dabei den Isobaräus.

Kaum getan, sprang der Kostrunger umher wie von einer Bremsse gestochen:

„Er soll das Fluchen lassen, das verdammte Fluchen!“

„Mann“, frohlockte Ule Lübke und rüttelte dem Kostrunger die Schulter, „nun kommst du ja gar nicht auf den Isobaräus! Du hast ja geflucht!“

„Was hätte ich?“

„Verdammt! hast du gesagt!“

„Ei, verflucht!“ entfuhr es dem Kostrunger.

Jetzt war es aus. Es half auch nichts, daß er sich auf den Mund schlug. Meister, Gesellen und Lehrlinge mit samt dem Püsterjungen am Blasebalg jubelten ihn hinaus wie die Nippenauer die Leiden des Lebens.

„Dunnerkiel!“, wunderte sich Ule Lübke. „Daß es so was gibt!“

**Es** gab noch mehr.

Es gab in Nippenau eine Nachkommenschaft von Bauzenburgern, die man zum Unterschied von unvermischten die Nippenauer Bauzenburger nannte.

An allem hatten sie etwas auszusetzen, und wenn dem Hohen Rat einmal ein Plan danebenging, freuten sie sich die schwarze Seele aus dem Leibe. Sie kam aber immer wieder hinein.

Meister Dunnerkiel vermutete, ohne Freude könnten auch die nicht leben, und da hätten sie sich die Schadenfreude herausgesucht.

Nun war es, weil ihnen das Truglied niemals bis ins Herz klang, begreiflicherweise zuerst diesen Bauzenburgern aufgefallen, daß das Glockenspiel versagte. Die Nippenauer dagegen hörten es auch, wenn es stand. Es brauchte nur vom Antoniusturm die volle Stunde zu schlagen, dann hörten sie hinterher unweigerlich auch das Lied.

Kaum war der Kostrunger abgetreten, schlich einer dieser Bauzenburger herbei, um Ule Lübke zu hinterbringen, dem Glockenspiel sei der Atem ausgegangen. Vorläufig wisse es vom Hohen Rat noch keiner, Ule Lübke nun ausgenommen.

Der nannte ihn erst einmal und sozusagen vorsichtshalber einen schusseligen Blödkopf, ergriff ihn bei der Hand wie ein Pferd am Zuf und nahm ihn mit zum Antoniusturm:

„Auch wenn man n i c h t s hört, besser als an Ort und Stelle hört man's nie!“

Die Turmuhr zeigte auf acht Minuten vor elf.

Den Kopf zurückgeneigt, standen Ute Lübke und der Bauzenburger und beobachteten die Zeiger. Sobald es elf geschlagen hatte, mußte das Trutzlied spielen oder das Uhrwerk stand.

Sieben Minuten vor elf.

Als Ute Lübke sich einmal umdrehte, weil es ihm vorkam, als wären sie nicht mehr allein, sah er, daß schon ein halbes Hundert Menschen zum Zifferblatt hinaufplirierte. Und keiner wußte, warum.

Sechs Minuten vor elf.

Jetzt waren es hundert.

Einer, der keine rechte Geduld hatte, erkundigte sich: „Was ist da oben?“

„Fünf vor elf!“ grinste Ute Lübke.

Die Nippenauer lachten, weil sie glaubten, der Meister habe sie zum Besten gehabt, die Bauzenburger fauchten wie Katze und Kater, und alle wollten weiter.

„Salt!“

Ute Lübke hielt sie zurück. Nicht gehen sollten sie, nein, aufpassen, ob das Glockenspiel gehe.

Da blieben sie. Es schlug gerade elf. Jeder zählte mit. Kein Zweifel: Die volle Stunde und elf Uhr morgens.

„Jetzt die Ohren gespannt! Das Glockenspiel!“

„Wahrhaftig, es geht!“

Alle Nippenauer hörten es. Dann war ja alles in Ordnung. Man konnte beruhigt nach Hause.

„In Ordnung?“ schrie der Bauzenburger Unglücksbote, als hätte ihn einer in die Mägenrube geschlagen, und sofort hingen alle Bauzenburger wie ein Knäuel zusammen und schrien mit:

„Es ist nichts mit der Ordnung! Das Glockenspiel steht!“

Schon juckte es Meister Dunnerkiel in den Pranken, da machten die Bauzenburger geltend, sie müßten es doch wahrhaftig besser wissen als die Nippenauer, denn für sie bedeute das Trutzlied nicht so viel wie ein Quark in der Schüssel.

Das war ein Einwand, den auch er nicht widerlegen konnte. Erst musterte er sie, als wollte er abschätzen, was denn sie wert seien, dann verzog er die Lippen wie nach einem sauren Trunk und machte sich fort zum Rathaus.

Dort kam er nicht gut an. Der Bürgermeister beehrte auf, Ue Lübbe soll sich für seine Narrenspoffen einen anderen aussuchen. Er habe das Glockenspiel soeben selber gehört.

Es war ein verdrießlicher Vormittag gewesen. Ein Schwarm voll Ärgernissen hatte ihn überfallen wie Gnitzen. Da hatte er sich so recht aus vollem Herzen nach dem Trutzlied gesehnt, ein Fenster geöffnet und hinausgelauscht. Erst hatte es elf geschlagen, dann war das Lied über die Stadt geflogen, klar in jedem Ton, noch nicht einmal ein Spürchen vom Wind verweht.

Meister Dunnerkiel fluchte, daß die Schwarte knackte. Den Bauzenburger, der ihm die Kunde steckte, habe er gleich vor den Turm geschleift. Wenn ihm nun das Oberhaupt der Stadt nicht glaube, müßten sie den Turm besteigen, denn beeidigen könne er als Nippenauer natürlich auch nicht, ob das Luderding im Gang sei, und wenn man den Ohren nicht traue, müsse man — zum Dunnerkiel! — die Augen befragen.

Der Bürgermeister war einverstanden, und so begaben sich die beiden in den Antoniusturm und warteten hinter Uhr und Glockenspiel auf die Mittagsstunde, spitzten aber nicht nur die Ohren, blickten auch gespannt auf die Räder.

Schwer tackte der Pendel. Endlich furrte es im Werk. Die Uhr schlug volle Stunde. Nun mußte das Lätewerk in Bewegung kommen und das Trutzlied hämmern.

„Achtung!“

Nichts regte sich, kein Hammer, kein Rad. Das Glockenspiel stand.  
„Also doch!“

Bekümmert sah der Bürgermeister zu einem Turmfenster hinaus. Das war doch wirklich eine heilige Not. War bis morgen um die gleiche Zeit das Werk nicht im Lote, mußte er ab danken. Eine andere Erklärung konnte er dem Herzog gar nicht geben.

Als Nippenauer faßte er das in die Worte zusammen: „Einer muß gehen, das Glockenspiel oder ich!“

„Na, na, na!“ beschwichtigte Ule Lübbe. „So schnell gibt es für die Bauzenburger nichts zum Freuen. Dunnerkiel, es wird sich schon einer finden, der das Ding in Gang setzt!“

Man solle, riet er, erst einmal den Klingelboten durch die Straßen schicken.

So kam es, daß kurz danach der Ratsbote Kunz Besenried die Hauptstraßen der Stadt durchschritt, in der linken Hand eine Urkunde, in der rechten ein ansehnliches Lätngerät aus Bronze, Ratsklingel genannt.

In Anbetracht seiner amtlichen Sendung ging er bedachtsam und gemessen und zählte die Schritte. Nach jedem halben Tausend blieb er stehen, klingelte eindrucksvoll, klemmte die Schelle unter die linke Schulter, rollte das Schriftstück auseinander und las mit weithallender Stimme, der Hohe Rat tue kund und zu wissen, daß noch heute ein Meister oder Geselle gefunden werden müsse, der auf dem Antonius-turm das Glockenspiel wieder instand setze. Wer es schaffe, solle erklecklich belohnt und öffentlich belobigt werden.

Weiter schritt Kunz Besenried, aber wo und wie er auch schritt, immer lief einer hinter ihm her und lamentierte:

„Der Besenried, der kann es nicht und lernt es nicht!“

Kunz Besenried war erst eine Woche im Amt. Der Lamentomacher war sein Vorgänger. Fortgesetzt hielt er Leute an, machte

sie auf Besenrieds Haltung und Stimme aufmerksam, beanstandete die Art, wie er die Schelle schwang, und rief alle Welt als Zeugen an, daß das Amt eines Klingelboten mehr verlange, und daß Kunz Besenried es niemals lerne.

Wäre der neue Ratsbote ein Bauzenburger gewesen, hätte er seinen Vorgänger, der schon sieben Tage so hinter ihm herlief, unter mörderischem Geläut mit der Ratsklingel erschlagen oder ihm wenigstens das amtliche Schriftstück ins Maul gestopft. Er war aber Tippenauer, und so fragte er schmunzelnd die Leute, ob es ihnen schon aufgefallen sei, daß der Vorgänger nachfolge, während der Nachfolger vorgehe. Da hatte er die Lacher auf seiner Seite und kam auf diese Art federleicht über den Groll hinweg.

Es war ihm nichts daran gelegen, dem Alten weh zu tun. Er sagte sich, daß auch er dereinst seinen Platz an einen anderen abtreten müsse, und daß er dann wohl ebenfalls am liebsten hinterherliefe, um festzustellen, ob es der Nachfolger richtig mache.

Wieder ging er fünfhundert Schritte, klingelte, las und tröstete sich damit, daß der Alte das Laufen nicht lange mehr aushalte. Fühlte er die Beine, zog er auch jetzt schon vor, mit anderen Ruheständlern im „Eisenhut“ oder im „Kasenden Wildschwein“ einen Schoppen zu trinken und Rats zu pflegen, wie man der Erde ihre Launen abgewöhne.

Seit seinem Abgang war sein bester Freund der einstige Magistratsyndikus Jürgensehr, der ihn früher nicht gekannt oder nicht beachtet hatte. Der sagte nun immer: „Du erzählst so gut. Du kennst das Leben. Du bist durch die Straßen gegangen. Ich habe nur immer Akten durchstöbert und die Pandekten durchblättert!“

Heute warfen sie die Frage auf, ob sich einer finden könnte, der das Glockenspiel rechtzeitig in Gang setze, wer das wohl sein würde, und wodurch das Gehwerk stehen blieb.

Vielleicht war nur eine Schraube locker.

Es fand sich keiner. Zwar hatte sich der Uhrmachermeister Wernher Twiehaus melden wollen, aber Edeltraut, sein Ehefrau, hatte ihn umgestimmt, weil er kein Fachmann sei. Wer sich auf Türme wage, könne stürzen.

Einige Stunden später knallten in seinem Hause die Türen, daß die Wände zitterten. Er war in einen handfesten Nippenauer Zorn geraten. Es hatte sich nämlich doch noch einer gefunden, der sich zutraute, das Glockenspiel zu heilen: Ule Lübke!

Sollte man da nicht alles kurz und klein schlagen? Er, der angesehenste Uhrmacher auf Meilen im Umkreis, hatte sich beschwätzen lassen, und an das feine Räderwerk da oben machte sich nun ein Grobschmied!

Edeltraut versuchte zu trösten, Ule Lübke werde einen Sturz tun, daß die Erde klaffe. Aber das zu wünschen fiel dem braven Twiehaus noch nicht einmal im Traume bei.

In einem allerdings hatte sie recht: Mit dem Glauben an Ule Lübke war es nicht weit her.

Vertrauen zu dem Menschen Ule hatte jeder, auch zu dem Grobschmied und dem Ratsherrn Ule, aber an den Glockenspielfachmann Ule glaubte wahrhaftig und zum Dunnerkiel nicht eine einzige Menschenseele, auch nicht der Regierende Bürgermeister, auch keiner vom Hohen Rat; und Meister Twiehaus wäre am liebsten durch die Straßen gelaufen wie der alte Klingelbote, um zu rufen: „Er kann es nicht!“ Er blieb eigentlich nur daheim, weil er nicht mit Bestimmtheit wußte, ob er es besser konnte.

Ule indessen meinte, er könne es, und weil er das immer wieder versicherte und die Not an die Tore schlug, gab der Bürgermeister Klein bei, wenn auch nicht ganz. Noch ehe es Nacht wurde, ließ er den Hohen Rat zusammenschicken, Ule Lübke aber bestellen, er brauche nicht dabei zu sein, solle vielmehr mit seinem Werkzeug spornstreichs zum Turm hinauf.

Das ließ sich Ule nicht zweimal sagen, und während die Herren im Rathhaus allen Möglichkeiten nachjagten, die zu einem Ausweg führen konnten, schlief er einen gesegneten Schlaf im Türmchen auf seinem Haus, und seine muntere Frau, die sich über ihren Mann lustige Grübchen in die Wangen freute, hörte, ehe sie selber schlafen ging, noch stundenlang zu, wie er in gleichmäßig schnarchenden Atemzügen einen ganzen Wald zersägte.

Das war das untrügliche Zeichen seines Wohlbefindens. Es saß ihm dann nicht die winzigste Grille auf der Seele.

Dem hohen Rat dagegen war gar nicht wohl. Er zweifelte keineswegs an Ules gutem Willen, aber, wie Senator Bossel richtig bemerkte, man könne auch den Willen haben, zwischen zwei Türmen auf einem Drahtseil zu laufen, und falle trotzdem herunter; und Bossel war ein kluger Mann.

Er begegnete keinem Widerspruch. Man war sich einig, daß Vorkehrungen getroffen werden mußten, mit denen man sicherging. Pünktlich am Mittag pflegte der Herzog einzureiten. Schlag spätestens um elf das Glockenspiel noch immer nicht, mußte das Truglied auf andere Weise gespielt werden.

Wie leicht man alles sagt! Selbst Zungenfehler stören die Weisheit nie. Aber Taten und Worte sind Ufer, und die Brücke zu schlagen ist schwer.

Es ist schon spät. Man ist auch frühlingstmüde. Sonst perlen die Gedanken wie spritziger Wein. Heute ist alles wie abgestanden.

Da ist aber der Rathsherr Ebel Poggenbrock. Er hat eine lustige Leber, auch wenn eine Mainacht die Gemüter einschläfert. Und da ist der weit über die Nippenauer Gemarkungen berühmte Männerchor „Treff“. An den und seine morgige Aufgabe erinnert Poggenbrock.

Diese Aufgabe ist schwer und ist es jährlich immer wieder. Herzog Bernulf, der erreichen will, daß der Frohsinn auch im Lande Morung heimisch wird, hat — wie lange ist es her? Wohl an die vierzehn Jahre! — die Stadt gebeten, ihn beim Einritt mit einem Chorlied

zu empfangen, das ihn unweigerlich zum Lachen bringt; und jedes Jahr mit einem neuen.

Man stelle sich das vor! Angenommen, der Herzog komme einmal von einer verlorenen Schlacht und wolle sich nicht nur den Grimm von der Seele singen lassen, sondern lachen!

Es brauchte noch nicht einmal eine Schlacht im Kriege zu sein. Mit irgendeinem Gegner schlägt man sich ja immer herum.

Da soll nun ausnahmslos ein neues Lied helfen?

Am schwersten hat es der Dichter. Der soll den Scherz, den Witz, die Komik, den Humor erfinden und schlagkräftig in Worte fassen.

Leicht hat es auch der Tonsetzer nicht, auch nicht der Chor. Jeder hat sein Teil dabei.

Auch morgen singt der Chor ein Lied!

Hier hebt Ebel Poggenbrock die Stimme.

Herzog Bernulf ist nun einmal auf diesen einen Tag im Jahre so veressen, daß man ihm weder den Verzicht auf den Chorgefang noch den auf das Glockenspiel zumuten darf. Wäre es anders, würde man ihm kurzerhand und kurzenbeins entgegenreiten und schlankweg melden: „Das Glockenspiel steht! Das Schicksal will es so! Das Leben ist schön!“ — Aber leider ist der Herzog kein Tippenauer, will es nur werden und hat das Zeug dazu.

Da auch Märchen beglücken und trotzdem nicht wahr sind, darf man also diesmal ein Märlein vorbereiten. Nicht wahr? Zustimmung allerseits? Jawohl!

„Ich, Ebel Poggenbrock, mache also für den Fall, daß es Meister Dunnerkiel nicht rechtzeitig zwingt, den Vorschlag, dem Herzog schließlich zu sagen, in diesem Jahre hätte die Stadt eine besondere Überraschung für ihn. Männerchor ‚Treff‘ werde, sobald das Trutzlied spiele, zur Melodie den Text singen. Daß er unter solchen Umständen die Glockenschläge nicht hört, wird ihn nicht wesentlich verwundern.“

Ebel Poggenbrock hat starken Beifall, aber der Bürgermeister wendet ein, hören müsse man, wenn auch nur kümmerlich, die Glockenschläge wohl trotzdem.

Poggenbrocks lustige Leber läßt den Kreislauf nicht stocken. Er erinnert daran, wie blechern das Glockenspiel bei schwärmenden Winden klingt. Sie zerschleudern die Klänge. Der eine Ton ist höher, der andere tiefer als er sein soll. Wenn nun der Männerchor die Glockenschläge übertöne, genüge es vielleicht, hinter den Sängern eine Solzharmonika schlagen zu lassen.

„Solzharmonika?“

„Nun ja, das Gerät mit abgestimmten Holzstäbchen und zwei Klopfern, auch Strohsiedel genannt.“

„Ach, so!“

Bis hierher hat Ebel Poggenbrock die Herren gut beraten, meint man, aber jetzt hat er die Musikverständigen und die Schallkundigen auf den Plan gerufen. Sie stecken die Köpfe zusammen und Pieter Klöntrup ergreift das Wort.

Wenn bronzenes Läuten durch allerlei beliebige Klänge zu ersetzen wäre, könne man an Stelle der Glockentöne ja auch Glasmurmeln über das Kopfsteinpflaster kluckern lassen. So einfach sei die Wissenschaft vom Schall nun doch nicht. Kegelbahnen täuschten Gewitter vor, Summeln föhnwind, Bäche Sturm, aber Metall bleibe Metall, und so müsse Bronze durch Bronze ersetzt werden. Es könne beispielsweise die Katsklingel, mit einem Tuch umwickelt, ähnliche Klangfarben hervorbringen wie die von einem stimmgewaltigen Chor übertönt und windverwehten Schläge des Glockenspiels.

„Wie? Soll man etwa den Katsboten abrichten?“

„Warum nicht?“

„Also her mit ihm!“

Kunz Befenried mußte ein Tuch um die Katsklingel wickeln, sie mit der linken Hand am Griff halten und mit drei Fingern der rechten

den Klöppel an den Schallring schlagen. Das Klang wahrhaftig wie verwehte Glockentöne.

Nun sang der Sohe Kat, als wäre er Männerchor „Treff“, das Truglied, und Kunz Besenried schlug verwehte Klänge dazu.

„Großartig!“ –

Der Bürgermeister tupfte mit einem Sacktüchlein die Stirn blank. Er durfte zufrieden sein. Die Täuschung mußte gelingen.

„Gabe Dank, mein lieber Poggenbrock! Dank auch Freund Klöntrup! Ihr habt uns einen Weg gewiesen. Jetzt müssen wir noch in aller Eile den Vorsitzenden des Männerchors vorladen, dann dürfen wir schließen.“

Das war der Kupferstecher Aulse Broxtermann. Er begriff im Nu, was man wollte, als fänge er vom Blatt. Jawohl, auf ihn und Männerchor „Treff“ dürfe sich der Sohe Kat verlassen.

Um anzudeuten, daß auch auf ihn Verlaß wäre, nahm Kunz Besenried stumm die Säcken zusammen.

„Danke! Ich schliesse die Sitzung!“

Der Bürgermeister tupfte wieder die Stirn ab, sagte sich fortgesetzt, er dürfe zufrieden sein, war es aber mit nichts, und wie er nach getaner Arbeit heimging, meinte er, vom Himmel zwinkerten ihm die Sterne zu, er solle sich in den Sattel schwingen, dem Herzog entgegenreiten und die Wahrheit sagen. Man log doch nicht in Rippenau und dieses Gaukelspiel war Lüge! Wohin war man denn geraten mit seinen fünf Sinnen?

Als er im Vorübergehen auf einem Dach die Fangstange eines Blitzableiters wahrte, mußte er unwillkürlich an Jost Bergeling denken, den Dichter des neuen Chorliedes. Dem sprudelte viel Witz im Blut, und einmal hatte er geschrieben:

Ein Schützer unseres Glücks, der Blitzableiter,  
Den man in Stadt und Dorf bei Nacht und Tag trifft,  
Steht ohne Roß auf einem Firs als Reiter,  
Und wartet in Geduld, bis ihn der Schlag trifft.

In dieser Nacht war dem Bürgermeister zumute, als wäre das Gedicht auf ihn gemünzt.

Keine hundert Schritte hinter ihm strebte Kunz Besenried seiner Klausen zu. Er war noch jung und unbeweibt, hatte noch nicht viel erlebt, hatte aber in dieser Nacht, wie er erst auf dem Heimweg begriff, in abgrundtiefe Schächte der menschlichen Seele geschaut.

War es nicht so? Kaum sprang durch einen Spalt am Stadttor die Sorge herein, sprang die Schlechtigkeit gleich hinterher, und man mußte einen unverwüßlichen Glauben an den Alleinwert des Guten haben, um sich nach kurzer Notmäßigkeit aufzulehnen und die beiden, die Schlechtigkeit zuerst, wieder hinauszufensterln.

Diese Nacht war ihm tief ins Herz gedrungen, und als er nach dem Herzogstag wieder einmal als Klingelbote durch die Straßen ging, geschah das Wunder, daß sein Vorgänger im Amt zwar auch diesmal hinter ihm herlief und Leute anhielt, aber ihnen mit bewegter Stimme zurief: „Er kann es! Er kann es! Jetzt klingelt er richtig!“

Besenried konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Auch der Bürgermeister fand keine Ruhe, und kaum streckte am nächsten Morgen das Sonnengesicht die Nase übers Meer, begann er sein Tagewerk und begab sich schon vor Dienstbeginn zum Rathhaus. Durch Eilboten wollte er den Hohen Rat zusammenrufen. Der gestrige Beschluß mußte aufgehoben und ausgemerzt werden wie ein abscheulicher Makel. Es war nur gut, daß wenigstens er und noch zur rechten Zeit sich durchgerungen hatte!

Seltsam! Das Haupttor war schon offen, und gestern nacht hatte er selber gesehen, wie Kunz Besenried es zuschloß.

Gar nicht seltsam! Der hatte es auch wieder aufgeschlossen, nur früher als sonst. Er wollte den Regierenden bitten, mit der Amtsklingel einen anderen hinter die Säulen zu stellen. Er fühle sich nicht wohl, habe einen Druck auf dem Herzen.

Vorläufig kam er nicht dazu, sein Sprüchlein vorzutragen. Der Bürgermeister ordnete an, in Windeseile durch alle Boten, deren er habhaft werden könnte, die Mitglieder des Hohen Rats zu holen, außer Ule Lübbe.

Das wäre, meldete Kunz Besenried, nicht erforderlich. Sie seien schon alle da!

Um acht Uhr morgens? Der Ratsbote wäre wohl verrückt geworden?

Nein, Kunz Besenried hatte alle Sinne beisammen. Er öffnete die Tür zur Ratsstube, und wahrhaftig, da saßen außer Meister Dunnerkiel alle Senatoren und Ratsherren mitsamt dem Kupferstecher Broxtermann und dem zweiten Bürgermeister und warteten auf den ersten.

Wer hatte sie einberufen? Der zweite?

Kein Gedanke daran! Alle, wie sie waren, hatten nicht geschlafen, jeder hatte sich beim Morgengrauen auf den Weg gemacht, um die Einberufung des Hohen Rats zu beantragen, und alle aus dem gleichen Grund. Sie wollten den gestrigen Beschluß zu Fall bringen.

Da stand der Bürgermeister ein Weilchen still, reckte dann, wie von einer Last befreit, die Arme und jubelte:

„Freunde, wie schön! Das sollen uns andere Leute erst einmal nachmachen!“

Sie beschloßen, dem Herzog, wenn das Glockenspiel weiter bockte, entgegenzureiten und die Wahrheit zu melden.

„Ein Mann ein Wort! Hundert Mann ebenfalls ein Wort!“

In diesem Augenblick erstattete der Ratsbote eine unerfreuliche Meldung. Mit eigenen Augen habe er gesehen und auf Anfrage mit eigenen Ohren von Ule Lübbe gehört, daß genannter Ratsherr soeben erst aufgebrochen sei. Zwar befände er sich nun im Turm, wäre aber bis zum Glockenspiel bestimmt noch nicht emporgedrungen.

Kunz Besenried war so bestürzt gewesen, daß er eine weinerliche Stimme hatte.

Bestürzt war auch der Sohe Kat. Es hatte schon neun geschlagen. Traute sich Ule Lübke zu, innerhalb zweier Stunden fertig zu sein? — Eine Unverschämtheit! Könnte ihn der Bürgermeister jetzt am Kanthaken erwischen, er würde ihm die Meinung verpassen, wie es noch kein Mensch auf Gottes weiter Erde getan hatte.

Kunz Besenried wurde entsandt, dem Ratsherrn Ule Lübke zu melden, der höchst empörte Sohe Kat erwarte Auskunft, ob und wann das Läutewerk in Gang komme.

Nach seiner Rückkehr wagte sich Kunz Besenried kaum in die Ratsstube. Ob er es zwingen werde, hatte ihm der Meister Dunnerkiel überhaupt nicht gesagt. Er ließ nur bestellen, wollte sich wer den Kopf zerbrechen, solle er seinen eigenen dazu verwenden und nicht den von Ule Lübke.

Ein Grobsack von Grobschmied! Sollte man ihn nicht in die Esse stecken und hinterher über den Amboß legen?! Unerhörtes Benehmen!

Da schlug es zehn!

„Serren vom Kat, wir müssen auf die Pferde!“

Der letzte Glockenschlag verhallte, und da auf einmal — narren die Ohren nicht? — Klang singend und schwingend die alte frohe Weise vom Antoniusturm:

Seht auf mit Glücksgebärde

Zu Tanz und Schwung das Knie!

Bürgermeister, Senatoren und Ratsherren umarmten sich und weinten vor Freude.

Dieser prächtige Keel, der Dunnerkiel! Mußte man ihn nicht gern haben? Sätte er nicht die Stadt vor schwerem Verdruß bewahrt? Sätte man ihn hier, man höbe ihn auf die Schultern.

In der Stadt liefen begeisterte Leute aus ihren mit frischen Maien, Blumen, Fahnen und Wimpeln geschmückten Häusern, jubelten zum Antoniusturm hinauf und sangen mit.

Nur der Regierende Bürgermeister, obschon er nicht wußte warum, hatte noch immer einen heftigen Zorn im Leibe.

Als der Herzog eintritt, schlug es zwölf.

„Das Ganze halt!“

Die volle Stunde. Da wollte er erst einmal in heiterer Andacht dem Glockenlied lauschen, das ihn und diese Stadt so eng aneinander gehämmert hatte. Wie zum Dank setzte er das Barett ab. Auch die Morunger verstanden allmählich, daß kein Herz vor seinem letzten Schlag verrosten darf. Das hatte nicht er, das hatte dieses Lied erreicht, das auch im Morunger Land schon die Kinder fangen, wenn sie in Reih und Glied durch ihre schöne Heimat marschierten.

Es kam ein heiliges Freuen über ihn, jenes Frohssein, das Tränen kennt wie die Sonne Wolken, auf denen sie leuchtende Regenbogen über die Erde spannt.

Man bemerkte, Herzog Bernulf war ernst; einzelne meinten, bedrückt. In Gedanken verloren, zog er das Barett wieder über sein Blondhaar, und als der Regierende Bürgermeister den Willkomm sprach, war er offensichtlich nur wenig bei der Sache.

Na, Jost Bergeling, dann wird dein Witze wohl nicht viel einbringen! Auch Korte Unkel, der den Chor vertonte, fühlt sich nicht geborgen in seiner Haut, und dem Liedmeister des Männerchors schlägt das Herz in außergewöhnlich schnellem Zeitmaß.

Der Chor tritt an. Mit behutsamer Eindringlichkeit summt der Liedmeister die Einsatztöne, reckt sich, blickt dräuend umher und hebt den Stab.

Schweigen ringsum.

Es sinkt der Stab, es steigt das Lied.

Leider gibt es enttäuschte Gesichter, und der Herzog ist sichtlich verstimmt.

Man sollte es auch wirklich nicht für möglich halten. Ist denn Jost Bergeling toll geworden? Es weiß doch jedes Kind, daß Bernulf die Zornesader schwillt, sobald ihm einer mit billigen Schmeicheleien kommt, und Jost Bergeling hat einen Lobgesang geschrieben, der von Schöntuerei geradezu trieft. Dazu hat Korte Unkel eine Vertonung geliefert, in der die Schuldigungen von den Stimmen, vornehmlich in den Bässen, aufdringlich wiederholt werden.

Der Chor singt deutlich. Man versteht jedes Wort:

Frühling will die Welt beglücken.  
Maie grünt und Scholle bräunt.  
All und Erde will sich schmücken  
für den Helden, unsern Freund,  
für den Güter alles Schönen,  
Dem das Lied im Herzen schwingt,  
Das in hellen Glockentönen  
Stündlich hoch vom Turme klingt.

Das ist nicht schlecht, ist auch gut gemeint, aber fehl am Ort. Bernulf kann diese Art nicht ausstehen. Er spielt wahrhaftig am Degenknau und grollt. In seinen Brauen ballt sich Gewitter. Das Gefolge blickt geradeaus. Es ist nur gut, daß wenigstens die Vertonung Eindruck macht. Für die Worte, auch wenn er sie wiederholt, ist der Tonsetzer kaum verantwortlich.

Endlich neigt sich das Lied dem Ende zu. Man fühlt das an einer Fermate und atmet auf. Der Abklang:

Seine Stadt, er grüßt sie wieder,  
Leuchtend wie ein Cherubim.  
Schlagt ihn nieder, schlägt ihn nieder,  
Den Blick vor ihm!

Kreischen und Lachen schäumt auf, durchbraust die Menge und brandet an Wänden und Mauern.

„Soch Jost Bergeling! Sollahée!“

Bernulf ist vom Pferd gesprungen. Hat er befürchtet, vor Lachen aus dem Sattel zu fallen?

Man weiß nicht recht. Das Gefolge auf Kappen und Füchsen zeigt Gesichter, die alles sagen und nichts. Er wird doch den köstlichen Scherz nicht übelgenommen haben?

Traue einer den Launen!

Die Menge wird unruhig.

Seht, da schwingt sich der Herzog wieder aufs Ross!

Ist es denkbar? Aus seinen Augen sprüht Zorn!

Er greift in die Satteltasche und zieht etwas heraus. Reckt die Hälse! Zwei weiße Schlingen hält er in der Faust!

„Hauptmann!“ befiehlt er schneidend.

Aus dem Gefolge sprengt ein Offizier heraus.

„Führe Er den Dichter Jost Bergeling und den Tondichter Korte Unkel vor! Bis an die Hufe meines Pferdes!“

Er knirscht mit den Zähnen. Man sieht es.

Die Menge wird unruhig, rückt vorwärts, rottet sich. Hat etwa der Morunger Hauptmann das Recht, Männer dieser Stadt einem Herzog vor die Hufe seines Pferdes zu stellen? Der Herzog ist Gast, der Hauptmann ist Gast. Sie haben hier nichts zu befehlen. Man wird die beiden Nippenauer zu schützen wissen.

Der Hauptmann ist abgestiegen, tritt zu Jost Bergeling und Korte Unkel und erreicht es — die Menge erkennt nicht wie —, daß die zwei, wenn auch widerstrebend, Folge leisten.

Beide wissen, daß ganz Nippenau unverbrüchlich und wie ein Mann hinter ihnen steht.

Später ist ruchbar geworden, daß Jost Bergeling in diesem Augenblick Korte Unkel zuflüsterte:

„Will man vorwärts, ist es gut, zu wissen, was man hinter sich hat!“

Nun stehen sie vor dem Herzog.

Der stellt sich in die Bügel, schwingt die Schlingen über dem Haupt und ruft gellend:

„Sängt die beiden!“

Da ist selbst Jost Bergeling, der alle Tücken des Lebens spaßig nimmt, wie vor den Kopf geschlagen, ganz zu schweigen von Korte Unkel, dem es ist, als tanzten ihm Noten vor den Augen.

Nun, man hat ja einen Degen an der Seite, kurz danach in der Faust.

Der Herzog wiederholt:

„Sängt die beiden!“

Jetzt regt sich die Menge. Sie murren und lehnen sich auf.

Der Morunger Hauptmann hat sich wieder in den Sattel geschwungen.

Der Herzog gibt ihm die Schlingen. An beiden sieht man ein Metallstück blitzen. Er befiehlt:

„Sängt die beiden Orden Jost Bergeling und Korte Unkel mit einem herzinnigen Dank von mir um den Nacken. Indessen merkt auf, er ist schwer zu beugen!“

Bricht da ein Jubel los! Aber diesmal brauchen die Nippenauer eine ansehnliche Spanne Zeit, bis sie ihre Verblüffung so weit überwinden, daß sie Beifall spenden und jubeln können. Der Herzog hat sie, die spaßerfahrenen Kämpen, wahrhaftig längelang hineingelegt.

„Bernulf, Volkung, hollahee!“

Nach alter Gepflogenheit nahmen der Sohe Kat und sein Gast am Herzogstag das Mittagmahl im Katskeller und aus tönernem Geschirr. Der Herzog liebte die Kunst der Nippenauer Töpfer. Deren Können hatte der Frohsinn groß gemacht. Feinen Ton bezogen sie aus Morung. Ergriff der Herzog ein Gefäß, hatte er ein Stück Heimathoden in den Händen.

Seltfam, in dieser Stadt wurde er besinnlich! Würde es einmal geschehen, wie er für sein Volk ersehnte, daß dieser lebensfrohe Stamm heimkehrte?

Nicht grübeln an diesem fröhlichen Tag! Soeben kamen vertückend schöne Suppenschüsseln auf den Tisch, in erhabener Arbeit mit Gestalten aus der Schelmenhalle verziert.

Der Herzog hatte seine Freude dran, weil die Nippenauer Töpfer kein Werkzeug außer der Drehscheibe benutzten und die Stücke aus freier Hand formten.

Wollte man Frühlingssuppe nach Nippenauer Art richtig genießen, durfte sie, meinte Bernulf, nur aus handgemalten Tontellern gelöffelt werden. So habe man die Kräuter, aus denen sie gefertigt sei, in der gleichen Erde geborgen, auf der sie wuchsen.

Am Herzogstag wurde immer diese Frühlingssuppe gereicht. Bernulf wollte es so, und es war ein eigen Ding damit. Die Kräuter wurden, ehe sie in einer Kraftbrühe kochten, gehackt und verrührt, und das Ganze wurde schließlich mit Eigelb abgezogen, aber es waren Gewächse dabei, die andere für ungenießbar hielten: Erdbeerblätter, Sauerampfer, Kerbel, Brennessel, Schafgarbe, Gundermann und die Blättchen der Schmirgelblume; dazu Stückchen aus jungem Spargel, der Birke unter dem Gemüse, wie der Herzog sagte.

Kernhaft schmeckte das, aber als rechtes Labsal nur aus tönernen Tellern mit handgemalten Blumen unter der Glasur.

Der Bürgermeister war heilfroh, daß der hohe Gast zu seiner Rechten nachdenkliche Gespräche führte. Vielleicht ließen sie ihn das Glockenspiel vergessen, wenn es, was alle guten Mächte des Himmels und der Erde verhüten mochten, doch noch bocken sollte.

War auch alles gut gegangen, der Bürgermeister schleppte seinen Kummer wie eine Schnecke ihr Haus. Glaubte er sich unbeobachtet, schweifte sein Blick geschwind und scheu zur Turmuhr hinauf, und standen die Zeiger wieder nahe an einem Stundenende, wurde er seiner Erregung nur mühsam Herr. Wie leicht zersprang ein Mädchen, zer-

brach ein Schräubchen, ja, lähmte ein einziges Stäubchen ein ganzes Getriebe!

Aber da schlug wieder die volle Stunde, und hinterher klang in alter Schönheit und Kraft das Trutzlied aus dem Glockenspiel.

Er atmete auf, zumal der Herzog, den offenbar auch fesselnde Unterredungen nicht ablenken konnten, kurz vorher gesagt hatte, gleich müsse es läuten.

Das Mahl nahm fröhlichen Fortgang. Musikanten spielten auf und gute Reden unterbrachen den Schmaus, der dem Ratswirt ein herzhaftes Lob des Herzogs einbrachte, so daß er auch beim hohen Rat einen ausgleichenden Lobstrich aufs Kerbholz bekam.

Mittlerweile vergnügte sich das Volk auf der Festwiese, die sich mit Buden und Zelten, Rundbahnen, Drehbahnen und anderen Kummelbauten, Fahnen, Wimpeln, Blättern, Blumen, Drehorgeln und Karussellglocken ausnahm, als wollte sie aus dem Lärm des Lebens ein Fest machen.

Bratwürste bruzelten auf Kosten, und aus den Buden der Zuckerbäcker roch es nach Torten, Waffeln und Kuchen. In Tanzzelten spielten Zinkenisten und Geiger auf und Paare tanzten. Aber kaum schlug von den Türmen volle Stunde, riefen vom Katharinenturm Fanfaren über den Platz. Die Drehbahnen stockten, Orgeln und Glocken schwiegen und die Menschen hörten zu, wie das Trutzlied hämmerte.

Der Fanfarenruf war als Schweigegebot althergebracht. Fremde überraschte er durch seine Eigenart. Die Bläser schmetterten keine Melodie, sie schickten nur sechs langgezogene gleiche Töne in die Welt. Die bedeuteten, wie jeder Nippenauer von Kindesbeinen an wußte:

Ku-he-in-der-Klas-se!

Schon wieder standen die Zeiger an einem Stundenende. Wie der Bürgermeister erleichtert feststellte, hatte inzwischen ein auserlesener Steinwein auch beim Herzog seine Schuldigkeit getan. Er hatte das

Besinnliche beschwingt gemacht. Vernunft war auf andere Herzensflänge eingestellt und, wahrhaftig, überhörte das Glockenspiel.

Seimlich ein Sollahee! Das geplagte Stadtoberhaupt liebte das Dasein wieder so innig wie noch am gestrigen Vormittag, ehe ihm Meister Dunnerkiel ein Loch in die Ruhe stieß. Aber er ging eifernd mit sich zu Kate und leidenschaftlich ins Gericht.

Mehr Stunden, als ein Tag umfaßt, hatte er sich verhalten wie einer, der Tippenau und seine Welt nur dem Namen nach kannte, war erschrocken, verzagt, bekümmert gewesen, hatte abwegige Pläne gutgeheißen, nicht geschlafen, Bedenken gehabt, gesorgt, gebangt, ja, manchmal gezittert. Ohne Widerrede, er hatte auf der Schuldseite einen tiefen Schnitt im Kerbholz.

Schwer, ein Meister zu sein! Noch schwerer, ein Meister des Lebens zu sein! Oder nicht schwer? Leicht?

Wie stand es um den Meister Dunnerkiel?

Der Herzog brach auf, noch ehe der Tag zur Küste ging. Bevor er die Stadt verließ, ritt er über die Festwiese, hörte unter fröhlichen Menschen Schweigegebot und Trutzlied und verstand erst inmitten des Volks, warum nicht geredet werden durfte, sobald die Freude zum Freuen rief.

Durch die aus allen Herzen grüßende Stadt gab ihm der Hohe Rat ein prangendes Geleite, bis er mit seinem Gefolge durch das Augustinertor in den sinkenden Tag ritt. Wie er zum Abschied grüßte, der blonde Süne, das Barett feck auf dem Ohr, und mit blitzenden Zähnen frisch in die Welt lachte, wurde offenbar, daß auch in Morung der Frohsinn nicht mehr so spärlich gedieh wie einst die Bodenfrucht.

Aber trotz Kerbholz und Selbstgericht war es doch so, daß dem Bürgermeister mitsamt dem Hohen Rat das Herz erst richtig aufging, als das Augustinertor schnappend ins Schloß fiel.

Ein einziger Ratsherr hatte sich nicht mit Sorgen geplagt und nicht so lange, wie der Turmuhrpendel zu einer einzigen Schwingung brauchte, die frohe Laune verderben lassen: Meister Dunnerkiel!

Das wurde den Nippenauern offenbar, als er breitbeinig, die Hände in den Taschen und sichtlich zufrieden, in einem Turmfenster stand und wohlgenut in die scheidende Sonne blickte, vor der er die Morunger Gäste reiten sah.

Nun, er hatte Glück gehabt. Das Glockenspiel hatte gehorcht und war seinen alten Trott gegangen. Da konnte er die Sorgen leicht in den Abgrund werfen. Die lagen dann in der Tiefe den anderen Mitgliedern des Hohen Rats, weil sie immer nur mit Dangen zur Höhe blicken konnten, desto gewichtiger auf der Seele. Folglich hatte er keinen Grund, hinter seinem strunzig prallen Lederschurz dermaßen breitspurig und überheblich vor den Leuten zu stehen wie jetzt.

Immerhin war seine Treue zu rühmen. Er hatte den lieben, langen Tag, dieweil sich die andern im Ratskeller gütlich taten, dort oben ausgehalten. Sonst wäre vielleicht doch nicht alles so glimpflich abgelaufen. Das wollte man ihm nicht vergessen; und als der Hohe Rat bei einem Abtrunk mit Bürgerleuten die Ereignisse leidenschaftsloser betrachten konnte, stieg doch zu guter Letzt aus der Kellertiefe, zumal man aller Sorgen ledig war, ein ehrenfester Dank zu Meister Dunnerkiel empor. Es war doch eine rechte Freude, daß der Herzog nicht enttäuscht werden mußte und der Meister alle Zerfahrenheit in die Sand genommen und wie durchgeglühtes Bruchzeug in seiner Werkstatt zu einem gediegenen Stück zusammengeschiedet hatte. Ob ihm das leicht gefallen war oder nicht, ob er Wochen, Tage, Stunden oder nur eine Stunde dazu gebraucht hatte, solche Fragen durften Freunde und Kameraden überhaupt nicht stellen.

„Merkt auf, da läutet es wieder! Was wäre geworden, wenn es nicht geläutet hätte! Ruhe in der Klasse! Andächtig zuhören, wortlos nach jeder Stunde! Nur um Mitternacht wollen wir mitsingen!“

Das Lied klang aus, aber kaum war der letzte Ton verhallt, begann es von vorn und nach dem Ablauf wieder von vorn und abermals und unaufhörlich von vorn:

Setzt auf mit Glücksgebärde  
Zu Tanz und Schwung das Knie!

Alles, was im Katskeller bewegliche Beine hatte, sprang auf die Sohlen. Gestern hatte sich das Läutewerk wie ein störrischer Esel angestellt, heute war es unter der Faust Meister Dunnerkiels wie ein braver Ackergaul getrottet, jetzt sprang es wie ein junges Böckchen ausgelassen über die Jäune.

Wahrscheinlich hatte Meister Dunnerkiel den Turm verlassen, und nun tobte sich das Gehwerk verwegen aus. Mit unverwüßlicher Ausdauer spielte es das Lied fehlerlos und im vorge schriebenen Zeitmaß von Anfang bis zu Ende, aber gleich danach wieder.

Das Seltsame war, daß die Leute in Haus und Straße das Glockenspiel nicht verwünschten, sondern ihm zujauchzten, als müßte es noch ermuntert werden. Nicht nur die Gäste des Katskellers, die ganze Stadt und auch noch die Leute in den nächsten Dörfern versetzte das wildvergnügte Glockenspiel in einen Taumel des Entzückens. Die Straßen und Gassen bevölkerten sich. Man sang und lachte. Auf Märkten und Plätzen tanzten nach Wort und Weise in frohen Reihen Männer, Frauen und Kinder. Mit Glücksgebärde hoben sie, wie das Lied es einhämmerte, zu Tanz und Schwung das Knie.

Weiterläuten sollte es, immer weiter! Wer es jetzt anhielt, brachte die Freude zum Erliegen.

Trotzdem wollte der Regierende Bürgermeister ein Ende wissen, noch ehe die Lampen brannten. Daß in dieser Nacht die Glocken unter Umständen überhaupt nicht aufhörten, ging nicht an. Das Trutzlied war zu heilig dazu.

Weil Meister Dunnerkiel nicht aufzutreiben war, wurde Meister Twiehaus geholt, den diese Botschaft mit tiefer Genugtuung erfüllte.

War es ihm auch nicht vergönnt gewesen, das Glockenspiel in Gang zu setzen, wurde ihm doch nun der ehrenvolle Auftrag zuteil, es wieder zum Stehen zu bringen.

Bisher hatte er noch keinen steilen Weg so aufgeräumt zurückgelegt wie den zum Turm.

Der Bürgermeister ging mit.

Als sie oben waren, setzten sie sich gleichzeitig, als hätte sie ein Schlag getroffen, entgeistert auf die oberste Treppe.

Wer da stand, das war das Glockenspiel, und wer da ging, das war der Ule Lübke!

Er ging, manchmal auch mit einem flinken Seitensprung, einen kleinen Schmiedehammer in der Faust, zwischen den Glocken umher und hämmerte das Lied.

Das Glockenspiel regte sich nicht. Ein Rad war entzwei. Der Meister hatte es neben das Uhrwerk gestellt.

Die beiden auf der Treppe schauten sich an. Meister Dunnerkiel hatte sie noch nicht bemerkt. Er brauchte seine ganze Aufmerksamkeit zum Läuten. Sie schauten sich abermals an, lasen einander in den Augen, daß sie nun wußten, wie Ule Lübke das Glockenspiel ausgebessert hatte, hämmerten plötzlich die Fäuste auf die Knie und prusteten vor Lachen.

Ule Lübke drehte sich um, sah die beiden sitzen, hörte auf zu läuten, bog sich vor Vergnügen, ließ den Hammer fallen und — was denn sonst, zum Dunnerkiel?! — half ihnen auf die Beine und tanzte mit ihnen.

Sie lachten, bis die Glocken brumnten. —

Behaglich war das Brummen, verständnisvoll und wohlgesinnt.

Anders in der Tiefe. Da brumnten zur selben Zeit die Baugenburger und machten die besten Nippenauer rebellisch, vor allem die Jungen, die tanzen wollten. Wie kam der Meister Twiehaus dazu, das Glockenspiel zum Stehen zu bringen, ehe die Lampen brannten, und obendrein mitten im Lied? Hatte er plötzlich kein Verständnis

mehr für frohe Laune? Es hatte sich außerdem geschwind herum-  
gesprachen, mit wem er zum Antoniusturm gegangen war. Man  
wußte Bescheid und wollte Rechenschaft.

Hätte die Stadt niemals Bauzenburger hereingelassen, wären die  
Nippenauer allesamt unverfälschte Nippenauer geblieben. Nun  
waren die Bauzenburger dazwischen und mußten verbraucht werden  
wie die Klingenförder.

Man kannte sie und verhielt sich entsprechend, aber es war doch  
seltsam, wie es ihnen gelang, in Stunden des Unbehagens und Miß-  
vergnügens oder der Not Tausende zu beschwagen. So gefeit war  
eben kein Mensch, auch nicht in dieser glückhaften Stadt, daß er nicht,  
wenn auch nicht lange, einer Einflüsterung erlegen wäre.

In solchen Zeiten mußte man die Wankenden zur Besinnung  
rufen. Das war bis zu diesem Augenblick Sendung und Bestimmung  
des Trutzliedes gewesen und sollte es auch bleiben. Aber der eine Tag,  
an dem es nicht vom Turm gerufen hatte, der eine einzige Tag  
reichte aus, das Volk so hellhörig zu machen, daß es sofort aufhorchte,  
als das Läuten abbrach. Als bald begann ein Murren und Grollen,  
am ärgsten gegen den Meister Twiehaus, der keine Sand gerührt und  
keiner Seele ein Leid getan hatte.

**Turm und Tiefe!**

Das hatte der Bürgermeister, als er Twiehaus beschied, vorher-  
gewußt, und ehe sich's die Quertreiber versahen, spielten Bläser der  
Stadtmusikanten Volkstänze von den Türmen.

So bekam das Volk seinen Willen und das Trutzlied wieder den  
hohen Rang, der ihm gebührte.

Als der Bürgermeister samt Uhrmacher und Schmied die Turm-  
treppen hinabstiegen, hielt er unterwegs ein Weilchen inne und fragte:

„Sagt Ihr nicht Lug getrieben, Meister Dunnerkiel?“

Der verstand die Frage, auch Anlaß und Grund, und erwiderte  
stark:

„Das Volk braucht sein Lied. Verstummt es, muß sich einer finden, der es läutet!“

„Aber nicht unaufhörlich!“ wandte der Bürgermeister ein.

„Es hatte“, versetzte unbeirrt der Meister Dunnerkiel, „schon zu lange geschwiegen und mußte wieder eingehämmert werden. Außerdem: ich war so froh!“

Sie gingen in den Katskeller. Dort gab, während auf Straßen und Plätzen frohe Menschen tanzten, der Bürgermeister bekannt, was Ule Lübke getan hatte. Die Bürger priesen ihn laut, tranken ihm zu und fangen begeistert:

Lebt auf mit Glücksgebärde  
Zu Tanz und Schwung das Knie.  
Wer lebt, der hat die Erde,  
Wer tot ist, den hat sie.  
Du sollst die Stunde kosten  
An jedem neuen Tag.  
Nie darf ein Herz verrosten  
Vor seinem letzten Schlag.  
Und hast du das vergessen  
Im Götterschein des Lichts,  
Dann bist du besessen  
Und hast nichts besessen,  
Bist ein armer Teufel, bist nichts.



## Ausflug



Selten ist ein Raum im Sommer so erfrischend kühl und im Winter so behaglich warm gewesen wie die Katscherrenstube in Tippenau.

Die pflegliche Baukunst, die alle Wohnstätten in Gärten stellte, hatte den Gebäudeflügel, in dem sich die Stube befand, in den Schatten hoher Türme gebaut, und so spendete der Kamin, in dem zur Winterszeit brennende Scheite knackten, auch im heißesten Sommer kühle Luft aus hohen Schornsteinköpfen.

Die Katscherrenstube war groß und hatte reichlich Platz für hundert Menschen, hieß aber trotzdem mit Fug und Recht eine Stube. Säle waren nicht so wohnlich.

Auch bei ihr gefellten sich in Farben und Linien Ernst und Scherz zu frohem Reigen. Die lange Tafel, an der man Kats pflegte, und ihre hochlehnigen Stühle bekundeten wie das ernste Holzgetäfel an den Wänden und die ehrsamten Katscherrenbilder über seinem Gesims die Würde amtlicher Arbeit. Aber schon in den Fensterbögen lag ein Wippen und Zucken, und die hölzernen Stützpfeiler unter dem Deckengebälk hatten trotz ihrer massigen Schwere einen kecken Schwung, weil sie nicht nach dem Richtlot der Zimmerleute, sondern nach der Krümmung gehobelt waren, die ihnen am Meer der Wind gegeben hatte. Es war, als trügen sie über dem Gebälk noch immer Äste und Zweige und der Seewind rausche durch ihre Blätter.

In ein Wandbrett war ein unverbrüchliches Gebot geschnitzt:

Einmal wenigstens tanzen am Tag und hundertmal lachen!

Mochten Gedanken und Reden in männlich fester Gesinnung und schönem Ernst dem Wohle der Stadt und ihres Landes dienen, das Herz behielt seinen eigenen Schlag.

Das war die Ratsherrenstube zu Nippenau, das Haupt und Hirn einer Stadt, deren Bewohner die Kätsel der Welt mit Pflug und Werkzeug, Feder und Schwert, aber zwischendurch auch dadurch zu lösen versuchten, daß sie nach den tiefsten Gründen des Lebens mit Kinderlöffeln gruben.

Sinter dem Wandgetäfel hatte Balthasar Lönebartel in einem verborgenen kleinen Gefaß, der im Hohen Räte Geheimbdes Schränklein hieß, jene Handschrift gefunden, die ihn endlich bei seiner neunten Fahrt auf die Spur der Chronik brachte.

Es war ein kleines Buch, in dem ein Ratsherr den löblichen Versuch gemacht hatte, wenn auch nur kümmerlich, die Berichte der verlorenen Chronik zu ersetzen.

Er war nicht weit damit gekommen, hatte aber der Nachwelt, ohne es zu wollen und selber zu wissen, durch eine einleitende Erzählung das Kätsel gelöst, wie die Chronik verscholl.

Die Bauzenburger, die außer anderem nippenauischem Besitz, nach dem sie fortgesetzt die Gälse reckten, auch die Chronik begehrten, forderten eines Tags in frecher Überheblichkeit ihre Auslieferung und verbündeten sich, als sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden, mit dem Räubergesindel der Zethinger.

Man wußte, bald rückten sie wieder an, die Zethinger dabei, machte aber kein Aufhebens davon. Nur dachte man wie von ungefähr an den Ritter vom Schlagbaum und Balduin Krähhs und fürchtete, die Bauzenburger könnten wieder einmal einen Spitzbuben bestellen, um diesmal zwar keinen Zahn, aber das Stadtbuch zu mausen, weil

es neben Schönheit und Freude auch die Geschichte ihrer Schande enthielt.

Da beauftragte der Hohe Rat kurz entschlossen den vielerleiden Stadtschreiber Dieter Trumm, ein Versteck ausfindig zu machen, in dem auch der pfiffigste Salunke keine Chronik vermuten konnte, und einen Vermerk darüber im Geheimden Schränklein niederzulegen.

Nach der Sitzung verweilte Dieter Trumm, ein schon bejahrter Mann, mit einigen Ratsherren noch plaudernd am Kamin.

Wenn er mit seiner Hand über sein Grauhaar strich, war eine weltmännische Verhaltenheit in seinen Bewegungen. Sein Gesicht war durchgeistigt. Die Linien seines Mundes zeigten Treue und Rechtlichkeit. Aber aus seinen Augen, die oft in Fernen blickten, schaute neben dem ernstesten Forscher der Schelm heraus.

Vor den Fenstern tanzten Flocken in der Wintersonne eines scheidenden Tages. Auf Märkten, Straßen und Gassen knirschten Füße und Räder im Schnee. Bald flammten in einzelnen Häusern Lichter auf. Im Kamin flackerte Feuer.

Sie schürten es nicht, legten auch kein Holz mehr dazu. Dieter Trumm sollte ihnen aus der Chronik erzählen, die in ehrwürdiger Beschaulichkeit neben ihm lag, und das vollzog sich wohl am traulichsten bei einem Glase Wein im Keller.

Sie wollten gleich hinab.

„Salt!“

Erst mußte Dieter Trumm die Chronik verstecken. Nur wenige Minuten sollten sie warten. Dann wollte er mit ihnen in der Ratsweinstube zusammentreffen.

Ein Weilchen später saßen sie wieder beisammen, Sven Zurmühlen, Nome Tentrup, Tieme Sunderdiek und wie sie alle hießen, diesmal in einer Nische der Ratsweinstube hinter dem Rosenplatz, und nippten ihren Wein so freudvoll wie alle Köstlichkeiten ihres Lebens, das reich war durch seine Nippflut, die unter den Bezeiten immer dann

erscheint, wenn die Sonne dem Mond entgegenwirkt und nicht mit ihm und der Erde in einer Reihe steht.

Bald gefellte sich auch Dieter Trumm zu ihnen.

Sie unterhielten sich über ein Wort, das Valerius Cordus geschrieben hatte:

„Ich gab das Beste, was ich geben konnte, wenn auch nicht das Beste, was es gibt.“

Das war nach ihrem Urteil Vorbild menschlicher Tätigkeit und Gesinnung, und sie rühmten den Mann, der ihr letzter, aber auch ihr bester Stadtschreiber war, daß er auch die Geschichte vom komischen Kosmos, die wohl in Volksmunde sich von Geschlecht zu Geschlecht fortspann, aber in der Chronik fehlte, aus altem Schriftgut zusammengetragen und nacherzählt hatte.

„Nie habe ich“, erwiderte Dieter Trumm, „Geschichte gemacht. Das haben andere getan, die größer waren als ein Stadtschreiber. Aber geschrieben habe ich sie, und auch das ist nicht immer leicht gewesen. So habe ich unter den Aufzeichnungen meiner Vorgänger über Walther Messermeister oder Valerius Cordus nur einen kurzen Vermerk gefunden. Seine Geschichte fehlte wie sein Denkmal. Aber dieser eine Vermerk war stark genug, mich zu bewegen, dem Leben eines Mannes nachzuforschen, den jeder kannte und trotzdem niemand. So habe ich auch anderen grob gezeichneten Bildern Gestalt und Farbe gegeben, weil man, meine ich, die Namen großer Persönlichkeiten nicht nur auf ihren Grabstein meißeln soll.“

Nun erzählte er den Freunden die Geschichte Messermeisters.

Sie waren sich einig, daß die Lehre vom komischen Kosmos nicht den höchsten Sieg über das Leben bedeuten könne, weil diese Weltbetrachtung mit Bitterkeiten durchsetzt ist, wandten aber nichts dagegen ein, als einer sagte, man dürfe schon jeden glücklich preisen, der diese Höhe erstiegen habe. Nicht alle könnten das Leben meistern wie Ule Lübbe das Glockenspiel, und alles brauche seine Zeit.

Ein feines Lächeln um den Mund, warf Dieter Trumm die Frage auf:

„Was sind denn Zeiten!“

Vor vielen Jahren hatte das einmal ein Nachfahre des Magisters Stothfang faßbar erklärt und einem kleinen Jungen anbefohlen, einen Aufsatz darüber zu schreiben. Der mühte sich redlich, brachte aber nur eine abscheuliche Leistung zuwege. Oben stand die Frage: Was sind Zeiten? und darunter als einziger Satz: Sie sind wie das Meer!

Sinter dem Satz indessen, oh, da saß ein riesiger Klecks aus Tinte, als hätte der kleine Schreiber andeuten wollen, wie groß und unergründlich tief das Meer ist.

„Dieser kleine Junge, Freunde, hieß Dieter Trumm. Ihr haltet ihn für klug. Aber er ist niemals klüger geworden. Noch immer sagt er: Die Zeiten sind wie das Meer!“

Plötzlich sank ihm das Haupt auf die Brust. Gleich als käme nun erst die seligste aller Freuden über ihn, sprach er, in sich versinkend:

„Nun geht ihr alle bald zur Mutter Morung. Ich gehe jetzt zur Mutter Erde!“

Bestürzt sprangen sie auf.

„Nehmet“, gebot er noch, „den Vermerk von der Chronik und tuet ihn in das Geheimbde Schränklein! Er steckt an der Gülle!“

Die Frage, in Hast und Bangen gestellt, wo er die Chronik verborgen habe, konnte er nicht mehr beantworten. Er war so beglückt entschlafen wie er gelebt hatte.

So blieb das Buch verschollen, und die Zeiten gingen darüber hin wie später das Meer über die Stadt.

Von den Geschichten der Chronik hatte er gesagt, sie wären nicht ausersehen, auch für andere Volksgemeinschaften richtunggebend zu sein. Freude sollten sie spenden, aber immer nur einzelnen Menschen, und wären die an Zahl nicht mehr als die Finger an der Sand.

Das Buch klingt aus mit Glocken und Schellen.

Als die Sturmflut ins Land sprang, versank die Stadt unter Geläut. Auf berstendem Grund wankten die Glockentürme und warfen die schwingenden Säumer an die Glockenwände.

Es war ein wildes Läuten, ungestüm wie das Meer. In das Brausen der Wasser und das Heulen des Sturmes jubelte es hinein wie das Lebenslied des Volkes, das wieder die alte Heimat fand.

Auch die Helmboldglocke klang auf, als die Flut sie emporriß. Das Glockenspiel regte sich im Antoniusturm, und im Kämmerlein des Ratsboten stürzte polternd die Schelle vom Tisch und schepperte über den Wassern, als wollte sie noch zuletzt jeden ausklingeln, der mißlaunig an der Freude vorübergeht, und ihn schelten: Er lernt es nicht!

Leise wie ein nachsichtiges und verstehendes Lachen klingelten an der Mauer über dem Helmboldguß die silbernen Glöckchen.

In stillen, schönen Nächten, sagen die Schiffer, läuten diese versunkenen Glocken, Glöckchen und Schellen über das Meer und preisen den Frohsinn, weil er dem Leben einen Sinn gab.

MARIA PEREMANS-VERHUYCK

## Ewig unruhvolles Herz

Roman

21.—30. Tauf. 31.—40. Tauf. in Vorbereitung  
Ins Deutsche übertragen von Günther Mariaanen  
383 Seiten. In Leinen gebunden RM. 5,50

Der Reiz dieses Romans einer Repräsentantin des modernen flämischen Schrifttums geht von der anspruchslosen Natürlichkeit und echten Wärme aus, mit der das Leben eines Findelkinds erzählt wird, eines zarten Geschöpfes von innerem Adel und starkem Lebenswillen, das, aus der harten Zucht des Beginenhauses von Mecheln in die Lasterwelt der vollkommenen hohen Gesellschaft der vorrevolutionären Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts entlassen, anstatt einer Dienstmagd Sängerin wird, in sogenannten Hezen die fraulich-gütige Seele entdeckt, im braven Bürgertum dessen ganze Feigheit erlebt und trotz aller Schicksale und Abenteuer doch nicht untergeht . . .

Das Buch ist so schön und gut, weil es die Geschichte einer sich verschwendenden reinen Frauenseele ist.

Anton Feindrich in „Frankfurter Zeitung“

Ein vortrefflicher Roman aus dem Flandern des 18. Jahrhunderts!

Otto Specht in „Niederdeutsche Welt“

Diese rührend schlichte Geschichte bezieht ihre Reize sowohl von der Figur der Catlijne, die sehr plastisch, sehr liebenswürdig vor dem Leser erscheint, als auch von dem Milieu, das die Dichterin mit rührend zarten Farben gezeichnet hat. „Berliner Morgenpost“

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

---

IM VIEWEG-VERLAG · BRAUNSCHWEIG

HORST MALTE SCHULTZ

## Noch ist es nicht zu spät

Roman. 5.—9. Tausend

397 Seiten. In Leinen gebunden RM. 5,80

Die Lausitz und das Riesengebirge sind der Mittelpunkt des sehr beachtlichen Romans „Noch ist es nicht zu spät“, mit dem Horst Malte Schulz in die Reihe der jungen Erzähler eintritt. Es ist gleichsam ein Epos der vielgestaltigen Arbeit in einer Glashütte; sie wird dem Leser mit einer erstaunlichen Sachkenntnis, aber gleichwohl unaufdringlich, vermittelt. Wenn man diese großangelegte Erzählung erlebt, weiß man, wie es in einer solchen Hütte, in der kunstvolle Gläser geblasen, geschliffen und bemalt werden, zugeht, auch wenn man diesem Schaffen niemals zugeschaut hat. — Die Hauptperson ist ein junger Maler, der sich zu Höherem berufen fühlt und sein Glück in freiem Schaffen in Berlin versucht, aber nach mancherlei Enttäuschungen schließlich in die Heimat zurückfindet und hier als einfacher Glasmaler den Weg zu echter künstlerischer Betätigung erkennt. Die klare, männliche Sprache, die Offenheit, mit der auch schwierige gesellschaftliche Probleme leidenschaftlich angepackt werden, und die trotz der Vielzahl mit sicherem Blick gestalteten Charaktere erhöhen den Reiz dieses gegenwartsnahen, handfest geschriebenen Romans.

Dr. Hanns Hesse in der „Thüringer Allgemeinen Zeitung“, Erfurt

Das Buch ist der Ausdruck eines besonnen und harmonisch schaffenden Geistes und kann darum nichts anderes als Wohlgefallen in der Seele des Lesers erregen.

Ottomar Enting in den „Dresdner Nachrichten“, Dresden

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

---

IM VIEWEG-VERLAG · BRAUNSCHWEIG

Das sind wirklich köstliche Stücke echten Humors, die uns Benno Ludwig Manns in dieser "Chronik vom köstlichen Leben" beschert hat, über die man von Herzen lachen kann, die aber auch viele treffende und nachdenkliche Kernsprüche und Wahrheiten enthalten, an denen man seine Freude hat. Und man kann gewiß anderen kein größeres Vergnügen bereiten, als sie an dieser Freude teilnehmen zu lassen.

Der Doktor und Professor Balthasar Lönebartel, Hochschullehrer und Bibliothekar im Dienste des Herzogs von Morungen, sucht im Auftrage seines Herzogs nach einer verschollenen Chronik der Nippenauer, die der Stadtschreiber Dieter Trumm vor einigen Menschenaltern verfaßt hat.

Die Stadt Nippenau am Holtenhaff, in der Lönebartel seine Nachforschungen anstellt, war seit Jahrzehnten von ihren Einwohnern geräumt; kein Mensch wagte sich dort mehr hinein. Erst auf seiner neunten Fahrt dorthin entdeckte Lönebartel die alte Handschrift unverfehrt in ihrem Versteck im Ratsweinfeller. Bei einem guten Glase Wein, den er dort ebenfalls noch auffindet, vertieft er sich sofort

in das Buch, und so erfahren wir gleich mit ihm die ersten Nippenauer Schwänke und Schelmereien.

Zu Hause macht sich Lönebartel daran, die Chronik in neuzeitliche Schriftsprache zu übertragen, und nun reiht sich eine lustige Geschichte an die andere, und es sprüht förmlich von Wiß und Laune. Aber auch in wirtschaftliche Nöte geraten die Nippenauer, sie haben Kämpfe mit bösen Nachbarn zu bestehen, immer jedoch gehen sie aus aller Not und Bedrängnis sieghaft hervor, bis sie schließlich durch die Natur selber gezwungen werden, die Stadt aufzugeben und zu verlassen.

Einige Jahre nach der Entdeckung der Chronik versank das menschenleere Nippenau samt den Nachbarorten, deren Bewohner sich auf ihre Schiffe retten konnten, bei einer Sturmflut.

Niemand soll suchen, wo Nippenau liegt, vielmehr sich bemühen, dieses Nippenau oder Vineta im eigenen Herzen aufzubauen und niemals wieder versinken zu lassen. Auch von Nippenau versank nur die Stadt, nicht das Volk und nicht sein Frohsinn.